Willy Merkl

Ein Weg zum Nanga Parbat

Willy Merkl

ein Weg zum Nanga Parbat

Das Willy-Merkl-Buch

Wohl niemand wird dieses Buch ohne tiefe Ergriffenheit aus der Hand legen. Unermüdlicher Sport- und Forschergeist sowie die Liebe zu den Bergen treiben Willy Merkl immer wieder in die Welt der schneebedeckten Riesen. Als kleiner Bergsteiger fängt er an. Immer schwieriger werden die Bergturen, und mit jedem neu erkämpften Gipfel wächst die Freude. Niemals unbesonnen, kämpft er zäh und unermüdlich weiter, die große Sehnsucht jedes echten Bergsteigers im Herzen. Von der alpinen Bergwelt geht es zum Ural und dann wieder zum Montblanc, bis der heiße Wunsch aufkeimt, die bisher unbezwungenen Bergriesen des Himalaja zu erobern. Das Ziel stellt übermenschliche Anforderungen. Doch Willy Merkl bringt die nötigen Erfahrungen mit. Ungezählte Gipfel hat er schon erstmalig allein oder mit Freunden erstiegen. Ungezählte Grate hat er erklommen, die zuvor noch kein Mensch betrat.

Umfangreiche Vorbereitungen werden getroffen. Dann bricht die Reise an zum Nanga Parbat, zu der großen Sehnsucht! Unsagbare Anstrengungen und unendliche Entbehrungen gilt es zu überwinden! Der gewaltige Riese, der über 8000 Meter hoch ist, wehrt sich. Die erste Expedition 1932 mußte zurückkehren, ohne den leuchtenden Gipfel bezwungen zu haben. Rastlos arbeitet Willy Merkl weiter, und schon 1934 startet die zweite Expedition in die Wunderwelt des Himalaja. Ein zäher Kampf bricht an. Kälte, Anstrengungen, Entbehrungen und Mißgeschick wechseln miteinander ab. Aber der Forschergeist beharrt auf seinem unbeugsamen Willen. Hartes Ringen um jeden Meter fordert den Einsatz letzter Kraft.

Der Bergriese verlangt die ersten Opfer und zwingt schließlich die ganze Expedition wieder zur Umkehr. Der Tod hält grausige Ernte, ein unerbittliches Schicksal setzt auch dem jungen Leben Willy Merkls ein jähes Ende. In Schnee und Eis gebettet ruht er auf den Firnen des unbeugsamen Nanga Parbat, seinem höchsten Ziel, er ruht aus von den Anstrengungen und den Kämpfen! Kein Kreuz, kein Stein zeichnet das Grab dieses schlichten deutschen Mannes, dieses großen Bergsteigers und Forschers, der aufrecht und zielsicher seinen Weg ging und ein treuer Kamerad war. Sein Lebenswerk ist uns geblieben, das in diesem Buch ein unvergängliches Denkmal erhalten hat. Miekeley.

Völkischer Beobachter, Berlin, 18. Dezember 1936.

Das
Mer

Wohl niem
ohne tiefe
der Hand
Sport- un
die Liebe
den Willy
in die We
Riesen. Al
fängt er a
werden die
jedem neu
wächst die
besonnen,
unermüdlic
Sehnsucht
steigers im
pinen Ber
Ural und
Montblanc,
aufkeimt, d
genen Ber
zu erobern.
menschliche
Willy Mer
Erfahrunge
Gipfel hat
allein oder
stiegen. Un
erklommen,
Mensch der
Umfangr
werden ge
die Reise
hat, zu de
Unsagbare
unendliche
zu überwi
Riese, der
ist, wehrt
pedition 1
ren, ohne d
bezwungen
arbeitet Wi
schon 1934
pedition in
Himalaja.
bricht an.
Entbehrung
wechseln m
der Forsch
seinem u
Hartes Ri
ter fordert
Kraft.
Der Ber
ersten Opfe
lich die gan
zur Umkehr
sige Ernte
Schicksal se
Leben Wil
Ende. In
bettet ruht
des unbeu
hat, seiner
ruht aus v
gen und
Kreuz, kein
Grab diese
Mannes,
steigers un
recht und
ging und
war. Sein
geblieben,
ein unvergä
halten hat.

Völkischer
18. Dezemb

Willy Merkl
— ein Weg zum Nanga Parbat

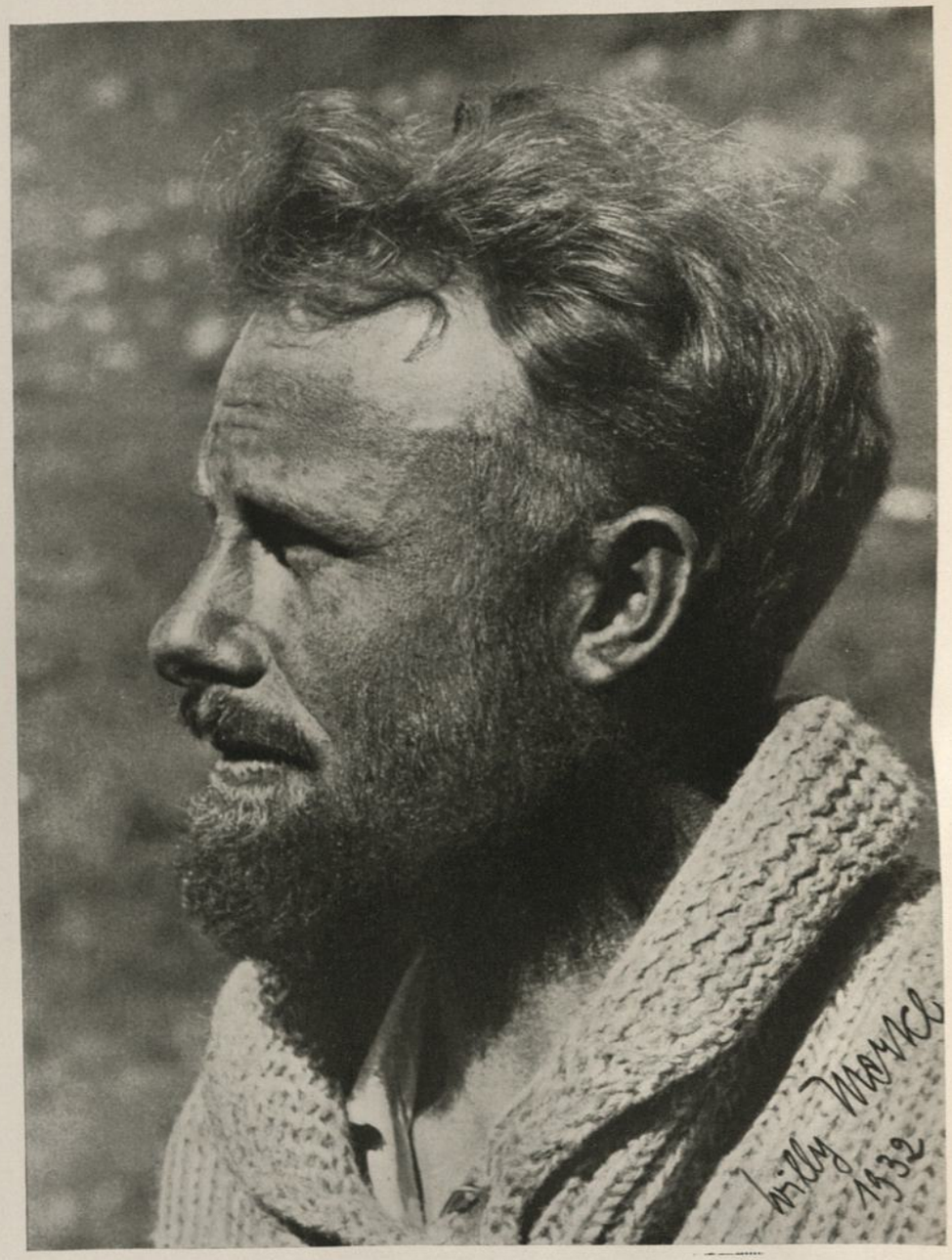
Da
m

Wohl
ohne
der H
Sport-
die Li
ben W
in die
Riesen.
fängt e
werden
jedem
wächst
besonne
unermü
Sehnsu
steigers
pinen
Ural
Montbl
aufkeim
genen
zu erob
menschli
Willy
Erfahru
Gipfel
allein
stiegen.
erklomm
Mensch

Umfa
werden
die Reis
hat, zu
Unsagba
unendlic
zu über
Riese, d
ist, weh
pedition
ren, ohn
bezwung
arbeitet
schon 193
pedition
Himalaja
bricht an
Entbehru
wechseln
der For
seinem
Hartes
ter ford
Kraft.

Der
ersten Op
lich die g
zur Umk
sige Err
Schicksal
Leben W
Ende. Ir
bettet ru
des unbe
hat, sein
ruht aus
gen und
Kreuz, k
Grab die
Mannes,
steigers u
recht und
ging und
war. Sei
geblieben,
ein unver
halten ha

Völkischer
18. Dezem



Willy Merkl

Willy Merkl – ein Weg zum Nanga Parbat

Leben, Vorträge und nachgelassene Schriften

Herausgegeben von seinem Bruder

Karl Herrligkoffer

unter Mitarbeit von

Fritz Schmitt

Mit einem Geleitwort des Reichssportführers
von Tschammer und Osten und des Ständigen Stellvertreters
des Generaldirektors der Deutschen Reichsbahn Kleinmann

Bergverlag Rudolf Rother, München

Bei der Bearbeitung der bergsteigerischen Teile wurde
Fritz Schmitt von den Bergkameraden Willy Merkls
in dankenswerter Weise unterstützt

Entwurf des Schutzumschlages: Fritz Jentsch, München
Lichtbild Merkls am Schutzumschlag: H. Hubmann, München
Anstiegsskizzen im Text: Fritz Schmitt

Alle Rechte vorbehalten

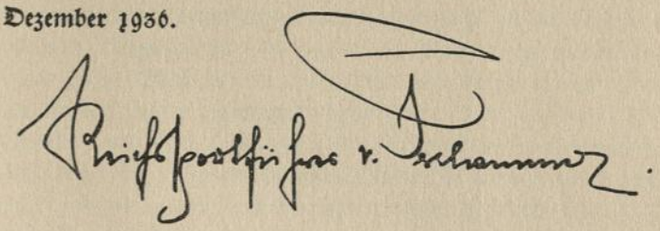
6. Auflage

1938

Gedruckt vom Bergverlag Rudolf Rother, München

Als leuchtende Vorbilder und heldische Opfer ihrer großen Aufgabe, fürs Vaterland also gefallen sind Merkl und seine Kameraden. Ein Buch, das vom Kampf und Tod und vom Sieg über den Tod, den solche Männer erringen, erzählt, kann im deutschen Volke Adolf Hitlers auf verständnisvolle Leser zählen und muß an solche Leser herangebracht werden. Das ist mein Wunsch und der Wunsch der ganzen Gemeinschaft des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen.

Am 3. Dezember 1936.



Ein Geleitwort

Deutsche Männer, von kühnem, echt deutschem Sport- und Forschergeist beseelt, zogen im April 1934 hoffnungsfroh hinaus, um zum zweiten Male zum Sturm auf einen der höchsten Gipfel des Himalaja, des höchsten Gebirgsmassives der Erde, anzutreten. Dieses Mal sollte der Bergriese Nanga Parbat, der zwei Jahre vorher dem ersten Ansturm deutscher Bergsteiger unter der Führung Willy Merkls getrotzt hatte, bezwungen werden. Dieses Mal aber sollte auf seiner Höhe von über 8000 Metern die sturmerprobte Fahne des neuen Deutschlands aufgerichtet werden. Willy Merkl, unser Eisenbahnkamerad und Leiter der Bergsportabteilung des Münchener Eisenbahn-Turn- und Sportvereins, hatte als langjähriger Bergsteiger große körperliche Gewandtheit als Kletterer erlangt und sich durch seine reichen Erfahrungen in der alpinen Welt die Eignung zum Führer kühner Bergexpeditionen erworben. Daher zog es ihn im Jahre 1932 zum ersten Mal in den Himalaja, das heißt in der alten klassischen Sprache der Inder „Schneewohnungen". Dort wollte er sein Wissen und Können erproben. Sein Ziel, den Nanga Parbat zu erobern, erreichte er nicht. Aber dieser Mißerfolg konnte seinen Willen nicht brechen. Bald entschloß er sich zur neuen Tat. Der Ruf an seine Sportfreunde fand frohen Widerhall. Mit heller Begeisterung opferten die Reichsbahnkameraden ihre Spargroschen, um dies kühne Unternehmen zu ermöglichen; und freudig trug auch die Reichsbahnverwaltung selbst mit großen Mitteln dazu bei. Die besten Wünsche der Berufskameraden der Reichsbahnverwaltung und aller deutschen Sportleute begleiteten ihn und seine braven Kampfgenossen auf diesem gefahrvollen Zug. Die Naturgewalten ließen es nicht gelingen und verwehrten dem kühnen Führer Merkl und Dreien seiner Getreuen die Heimkehr.

Das Buch „Ein Weg zum Nanga Parbat" führt uns durch das Leben Merkls auf seinen Gebirgsfahrten. Wir sehen, daß Merkl nicht unvorbereitet an seine letzte Nanga Parbat-Expedition, von der er nicht zurückkehrte, heranging. Nicht viele gibt es, die in so jungen Jahren eine solche Bergsteigererfahrung erworben haben. Schwierigste Aufstiege in den deutschen, österreichischen, italienischen und Schweizer Alpen hat er

in seinem Tatendrang und seiner Bergfreude genommen. Wir finden ihn später aber auch auf den Gipfeln des Kaukasus und schließlich im Jahre 1932 beim ersten Versuch der Besteigung des Nanga Parbat. Was uns Merkl so sympathisch macht, ist, daß er diese schwierigen und gefahrvollen Unternehmungen nicht aus der Sucht tat, Rekorde zu gewinnen, sondern allein aus einer immerwährenden Freude an der Schönheit der Berge und aus der mannhaften Lust an der Überwindung trotzender Gewalten und Hindernisse der Natur.

So habe ich Willy Merkl im Jahre 1933 kennengelernt, und es war mir damals von vornherein klar, daß seinem großen Vorhaben, der Besteigung des Nanga Parbat, von der Reichsbahn und von seinen Reichsbahnkameraden finanziell geholfen werden mußte. Mein Aufruf an die Eisenbahner hat die erwartete Wirkung gehabt, und Merkl konnte an die Expedition gehen mit dem Gefühl, daß alle Eisenbahnkameraden ihn mit ihrer Tat und mit ihren Gedanken auf seinem schweren Wege begleiteten. Sein Tod kurz vor dem erstrebten Ziel war uns allen ein schwerer Schlag. Es blieb und bleibt uns aber der stolze Trost, in unseren Reihen einen solch geraden, lebens- und kampfesfrohen und tapferen Kameraden gehabt zu haben.

Möge dies Buch dazu beitragen, ihn im deutschen Volk unvergeßlich zu machen.

Kleinmann

Ständiger Stellvertreter des Generaldirektors der Deutschen Reichsbahn

Vorwort

In den Eisbrüchen des Nanga Parbat liegt Willy Merkl, der Führer der Deutschen Himalaja-Expedition 1934. Kein Kreuz, kein Stein bezeichnet seine Ruhestätte, keine Blume ziert dieses einsame Grab in Eis und Schnee. Als mir am 24. Juli die Gewißheit wurde vom Tode meines Bruders, da gelobte ich mir in der nachfolgenden leiderfüllten Nacht, ihm ein schlichtes Denkmal zu setzen in den Herzen derer, die ihn kannten und all der vielen, die an ihm und seiner Expedition so warmen Anteil genommen hatten.

Dazu kam ein anderes. Das tragische Geschick, das Willy Merkl so jäh Sieg und Leben entrissen hatte, erschien mir grausam und unbegreiflich. Ohnmächtig stand ich demselben gegenüber und ich mußte mich mit ihm auseinandersetzen, sollte mich seine Tragik nicht zerbrechen. Zug um Zug habe ich mir meines Bruders Bild zurückgerufen, wie es in meiner Erinnerung steht und wie es mir aus seinen Briefen und aus seinen Fahrtenberichten entgegenleuchtet und dabei ein starkes, lauteres Menschentum und eine glühende Liebe zu den Bergen gefunden. Beides ist bei ihm nicht voneinander zu trennen. An den Bergen ist er gewachsen, sie haben ihm die hehrsten Stunden und höchste Erfüllung geschenkt. Dafür hat er ihnen sein ganzes Leben von frühester Jugend auf geweiht in tiefer, heiliger Ehrfurcht und harter Selbstzucht. Nun haben sie ihn behalten, nun ruht er im ewigen Firnenglanz des Berges, um den er am meisten gekämpft hat und der stärker war als er.

Ein Leben hat seinen Abschluß gefunden, das wie nur wenige in immer steigender Linie aufwärts führte — sonnig, zielbewußt, tatenfroh. Es gab in diesem Leben keinen Rückschritt, keinen Stillstand, auch kein gewaltsames Drängen. Es wuchs in natürlicher Selbstverständlichkeit heraus aus einem durch und durch gesunden Körper und Geist. Himalaja — Krönung und letztes Ziel bergsteigerischer Sehnsucht! nennt Willy Merkl die hohen Gipfel des Himalaja. Sein Leben war diesem Ziel entgegengereift und ein unbegreifliches Schicksal hat ihm kurz vor dem Sieg die Krone aus der Hand genommen.

Heute, nach zwei Jahren, ist die Erinnerung an das heldische Kämpfen um den Nanga Parbat und das furchtbare Schicksal der Spitzengruppe

nicht verblaßt. „Damals sind wir alle fassungslos gewesen. Keiner hätte den anderen trösten können. Wir waren alle ins Herz getroffen!“ Mit diesen ergreifenden Worten hat erst vor kurzem wieder der greise Bergsteiger Dr. Rugy ausgedrückt, was uns bei dem Tode Willys alle bewegte.

Aber über seinem Grabe leuchtet das Ziel und ruft bergsteigerische Jugend zu neuem Einsatz. Als Schirmherr der Expedition 1934 von Anfang an, bekennt sich der Reichssportführer, Herr von Tschammer und Osten, zu diesem Kampfe um den Nanga Parbat. Er ist es auch, der die deutschen Kräfte sammelt zu neuem Angriff auf den Berg, damit der Tod und die Pionierarbeit der vier Helden vom Nanga Parbat nicht umsonst sei. Wie ein Ahnen muten uns Willy Merkls Worte nach seinem abgeschlagenen Versuche 1932 an: „Hart war der Kampf, nahe der ersehnte Gipfel. Schwer ist der Verzicht, bitter die Erkenntnis, daß die Größe dieses gewaltigen Berges sich nicht unter unseren Willen hat zwingen lassen. Aber auch in der Reihe der Kämpfer zu stehen, Wegbereiter zu sein zu den höchsten Zielen, ist Glück.“ —

München, am 16. Juli 1936, dem Todestage meines Bruders.

Karl Herrligkoffer

Im Herbst vorigen Jahres ging das vorliegende Buch hinaus um sich erstmals einen Leserkreis zu suchen — zur bleibenden Erinnerung an den Menschen und Bergsteiger Willy Merkl. Ich hegte dabei den stillen Wunsch, es möge dem toten Helden vom Nanga Parbat hin und wieder einen neuen Freund erwecken und vielleicht da und dort ein Vorurteil zerstreuen, mit dem noch mancher der Idee und dem Kampfe eines Menschen gegenübersteht, der sein Leben einsetzt für ein anscheinend nutzloses Ziel.

Die Tatsache, daß bereits eine Neuauflage notwendig geworden ist, beweist das große Interesse, das Willy Merkls schlichtes und doch so reiches kämpferisches Leben in weiten Kreisen gefunden hat.

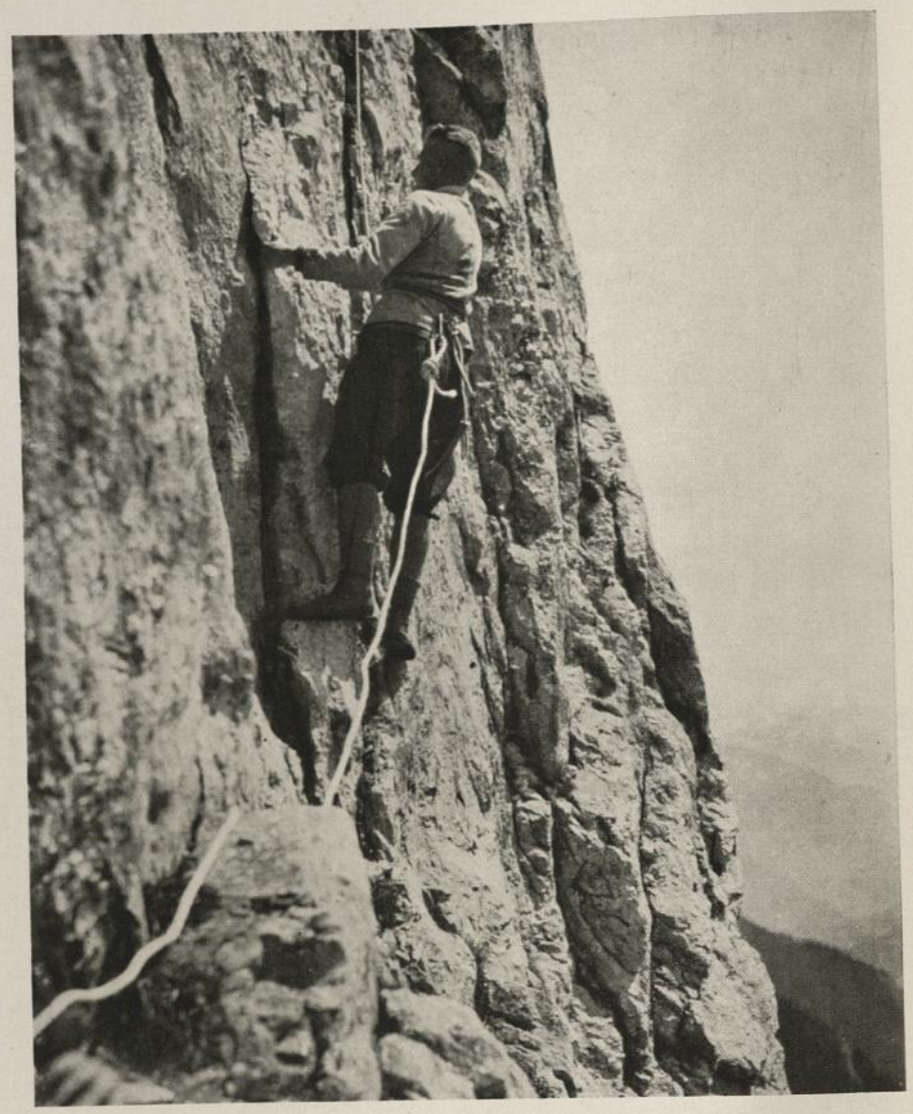
Möge die Neuauflage des Merkl-Buches dazu beitragen, daß der edle Mensch und vorbildliche Bergsteiger unvergessen bleibt.

München, Weihnachten 1937.

Karl Herrligkoffer

Die Landschaft des Chiemgaues (Chiemsee von Gstadt aus)

Lichtbild: Philipp Rester



Willy Merkl in der Südwand der Kampenwand

Mein Bruder Willy

„Im echten Manne ist ein Kind versteckt." Dieses Wort traf in vollem Umfange auf Willy Merkl zu. In ihm offenbarte sich das Spielerische und zugleich Schöpferische: eine rast- und mühelose, weil völlig hingegebene Tätigkeit, ein selbstverständliches Ergreifen und Nützen des Augenblicks ohne Rück- und allzu weite Vorschau, das geduldige Hinnehmen eines Mißerfolges und die ungebrochene Freude an neuen Versuchen. Fast träumerisch stieg aus reinem Herzen eine lächelnde Heiterkeit und brach hell aus seinen klaren Augen hervor. Und noch etwas anderes: Die herrliche Aufgeschlossenheit einer vollkommen unproblematischen, einfachen, kerngesunden Natur. Zwar redete er wenig, aber sein Wort war bei aller liebenswürdigen Verbindlichkeit bestimmt, klar, wahrhaftig und bindend. Ebenso einfach und unbeirrt in seinen Wünschen und Entschlüssen, jagte er nie nutzlosen Utopien nach. Aber das Ziel, das ihm erreichbar schien, verfolgte er mit ruhiger, harter Zähigkeit.

Dieses Spielerisch-Mannhafte seines Wesens erfüllte mich bei wachsender Erkenntnis mit immer stärkerer Zuneigung und Verehrung für ihn. Die ersten glücklichen Eindrücke, die mir von meinem Bruder Willy geblieben sind, waren naturgemäß kindlicher Art.

Zu der Zeit, als ich noch mit Schaukelpferd und Steinbaukasten spielte, war mein Bruder bereits zum Jüngling herangewachsen. Er hatte das Schicksal aller Ältesten: er wurde von den jüngeren Geschwistern gehörig bestaunt, endlos gefragt, mit allerlei Wünschen gepeinigt und für deren Dummheiten verantwortlich gemacht. Die Erstellung aller möglichen Dinge, die mir wie kleine Wunderwerke erschienen — schnellfertige Zeichnungen, Drachen, Bauten von Burgen und Brücken — und später Turnen, Springen, Schwimmen, Skilaufen: alles bewunderte ich an ihm, alles lernte ich durch ihn. Er scheint sich dieser erzieherischen Aufgabe mit Geschick und Humor entledigt zu haben; sonst wäre er mir nicht, solange ich zurückdenken kann, in so strahlender Erinnerung.

Willy hatte damals schon sein halbes Leben gelebt. Geboren ward er am 6. Oktober 1900 im sächsisch-weimarischen Städtchen Kaltennordheim. Seine ersten Kinderjahre verbrachte er zu Nördlingen, einer Klein-

stadt im schwäbischen Ries. Dort wohnten auch die Großeltern, die ihn ganz besonders ins Herz geschlossen hatten, wohl wegen seiner guten, sonnigen, wenn auch etwas eigenwilligen Art. Nachdem die Eltern nach Schweinfurt am Main übergesiedelt waren, konnte er zwar auch hier seine Liebe zu Tieren weiterpflegen: in seinem Zimmer zirpten Grillen, quakten Frösche, zog er verwaiste Vögel und Wildhasen auf. Aber es gefiel ihm in der fränkischen Fabrikstadt trotzdem nicht. Immer wieder erwachte die Sehnsucht in ihm nach den ungebundenen Spaziergängen in dem weitläufigen, schönen Ries, wo er die Natur lieben gelernt hatte. Er schreibt selbst über diese selige Kinderzeit: „Schöner noch als in der winkligen Verträumtheit der alten Reichsstadt Nördlingen zu spielen, dünkte es dem Sechsjährigen, den bunten, lockenden Faltern auf den weiten Wiesen im Ries nachzujagen. Es gab ja hier so viel mehr zu schauen als bei den Kameraden auf der Straße und man mußte nicht vor der geheimnisvollen, grünen Weite der Wälder halt machen, denn man hatte Lord, den großen schottischen Schäferhund, dabei und also nichts zu fürchten. Hügelauf, hügelab ging die Jagd nach Schmetterlingen und Käfern, nach allem, was da kreucht und fleucht. Schlangen und Salamander wurden heimgebracht und wenn die Mutter auch nicht entzückt war über diesen Zuwachs an neuen Haustieren, so freute sie sich doch, daß der Bub bald Weg und Steg im weiten Umkreis genau kannte."

Inzwischen war die Großmutter nach Traunstein gezogen und Willy durfte die Ferien dort verbringen. Hier sah er zum erstenmal die Berge des Chiemgaues, sah sie mit solcher Begeisterung, daß er sich nimmer davon trennen mochte und Vater und Mutter bat, südwärts zur Großmutter, zu den Bergen ziehen zu dürfen. Schließlich gaben die Eltern nach und so ist Traunstein seine eigentliche Heimat geworden. Im schönen Chiemgau war Willy wohl zufrieden. Als fröhlicher Sportler stand er in der Turnerriege und man sah ihn an Sonntagen am Fußballplatz mit hitzigem Eifer den linken Verteidiger spielen. Aber das Schönste war doch auch hier das Wandern. Zunächst war es wieder nur Lord, der ihn auf seinen Streifzügen begleitete und beschützte. „Der große Hund und der kleine Bursch zogen zusammen los, kundschafteten die Vorberge im Chiemgau genau aus und lernten sich zurechtfinden, wenn dichte Nebel einfielen oder wenn ein schweres Chiemseegewitter ihnen die lachende Welt mit drohendem Schrecken verwandelte."

Wie sehr die Berge schon damals ganz von ihm Besitz ergriffen hatten, geht daraus hervor, daß er, noch halb ein Kind, all seine Bergfahrten,

angefangen von seiner ersten als Zwölfjähriger auf den Hochfelln, in sein Turenbüchlein eintrug. Kindlich, anspruchslos und doch schon umfassend und in der Beobachtung den späteren, ernsten Bergsteiger verratend, sind diese Schilderungen.

Freilich die Erlaubnis zu „Berg-Spaziergängen" wird anfänglich nur selten gewährt; aber nach und nach erobert er sich doch alle Berge der Umgebung und der junge Bergfreund nimmt die Heimat ganz in sich auf. Die Ferien des Vierzehnjährigen sind ein einziges Wandern zu den Bergen und auf ihnen. Kaum daß ihn die Großmutter einige Tage im Städtchen halten kann. Irgend ein Begleiter findet sich schon und geht kein Kamerad mit, dann geht er kurz entschlossen allein. Auch schlechtes Wetter hält ihn von einem einmal gefaßten Entschluß nicht ab. Dem Ruf der Berge war der Knabe wie später der gereifte Mann hörig und verfallen. Keiner der Vor- und Hauptgipfel bleibt unbestiegen und zu jedem kehrt er nach neuen Fahrten wieder zurück, auf anderen Wegen, zu anderer Zeit, auf bezeichneten und unbezeichneten Pfaden erst, auf Wildsteiglein und weglos das nächste Mal.

Am 12. August 1915 wanderte er von Traunstein nach Eisenärzt und von dort auf den Zinnkopf. Am nächsten Tag bestieg er allein Engelstein und Bairerköpfe. Und nun fand er am 15. August einen Gefährten, der mit ihm zu erstmaliger Zweitagestur auszog: mit dem Rad nach Fritz am Sand und von dort zu Fuß durchs Heutal über die Winklmoosalm zum Gipfel des Dürrnbachhorns; nach kurzer Rast weiter auf die Spitze des Wildalphorns. Der andere Morgen brachte sie auf den Gipfel des Sonntagshorns. „Wir wollten den Abstieg über den Hinteren Kraxenbach antreten, als uns ein dichter, über die Nordwand aufsteigender Nebel zwang, wieder durchs Heutal abzusteigen. Noch einmal ging es durch den prächtigen Staubfall und bald kamen wir nach Fritz am Sand, von wo wir mit dem Rad wieder nach Traunstein zurückfuhren. Flora: Brunellen." — Der 19. August führte ihn statt auf die Hörndl-, auf die Gurnwand, da er sich im dichten Nebel vergangen hatte. Er erfreute sich an den vielen Alpenrosen und dem lilafarbenen Enzian. Wenige Tage darnach „lockte ihn eine steil abfallende Kuppe dicht neben dem Förchensee zum Anstieg über sehr brüchiges Gestein" und acht Tage später genießt er, ebenfalls allein, die Aussicht vom Gipfel des Zwiesel. Am 2. September verzeichnet er seinen „ersten Übergang Hochfelln—Hochgern".

Dieses „erste Bergsteigerjahr" beschloß der Fünfzehnjährige mit seiner ersten selbständigen Kletterfahrt auf die Kampenwand am 19. Sep-

Menschheit lebt, fand das Fräulein der Händler im Orient für selbstverständlich, Kurzum mich konnte nichts mehr aufregen. Angenehm ist auch, daß meine Freunde alle schon in Indien waren und wir uns über alles klar sind.

Wir haben 2 nebeneinander liegende Kabinen I. Klasse mit anschließendem Bad und haben es uns herrlich eingerichtet. Wieland u. ich wohnen zusammen, Schneider Aschenbrenner nebenan im 'Tiroler Stüberl'. Wir wissen es alle: wir werden es nicht so schnell noch einmal so schön bekommen. Zu Bett sind morgens ertönt unser Grammophon mit fröhlichen Märschen und Liedern, dann gehts aufs Sportdeck zur Morgengymnastik, dann Frühstück – Arbeiten, Lesen, Schreiben, 11 Uhr Konzert,

Handschrift Willy Merkls, aus einem Brief an seine Familie von Bord der „Victoria", 3. April 1934, auf der Fahrt nach Bombay

tember: „Ich war hoch erfreut über meine erste gelungene Kletterpartie." Diese Notiz trägt das Büchlein als Beschluß der Bergfahrten 1915.

Es ist natürlich, daß der Leitspruch fürs nächste Frühjahr „Klettern" heißt. Aber man müßte einen Gefährten haben, der durch dick und dünn mit einem ginge. „Da saß einer in der Klasse, dem gefiel das freie Umherschweifen genau wie mir, den lockten die Berge genau wie mich. Er hieß Fritz Bechtold."

Gleich im Frühjahr 1916 begannen sie ihre gemeinsamen Fahrten. Noch war die Kampenwand tief verschneit, aber der Hauptgipfel mußte gemeinsam erklettert werden. So brachen sie nach einer kleinen Übung am Engelstein bereits am nächsten Tag — 28. April — morgens 5 Uhr mit dem Rad nach Bernau auf. Sie vergehen sich im dichten Nebel. Aber als der sich gegen Mittag verzieht, gelingt die ersehnte Gipfelerkletterung doch. Beide finden das Klettern entschieden lustiger und abwechslungsreicher als das Begehen der gewöhnlichen Wege, die man ja schon so gut kennt. Schließlich werden zwei weitere Kameraden gefunden, und nun, zu viert, kann man ein Seil erstehen. Wie lacht ihnen da die lenzliche Welt! Nun müssen sie alle daran glauben, die Berge des Chiemgaus und auch die Berchtesgadener.

Die Lehrer aber haben es längst herausgebracht, daß die beiden Klassenfreunde alle Sonntage auf den Bergen sich herumtreiben anstatt zu lernen. So werden die jungen Bergsteiger jeden Montag besonders lang und streng geprüft und öfter als mangelhaft befunden. Also packen sie neben den nötigsten Dingen auch noch die Schulbücher in den Rucksack und sie sitzen während ihrer Essenspausen oder bei der Gipfelrast eifrig lernend über den Aufgaben.

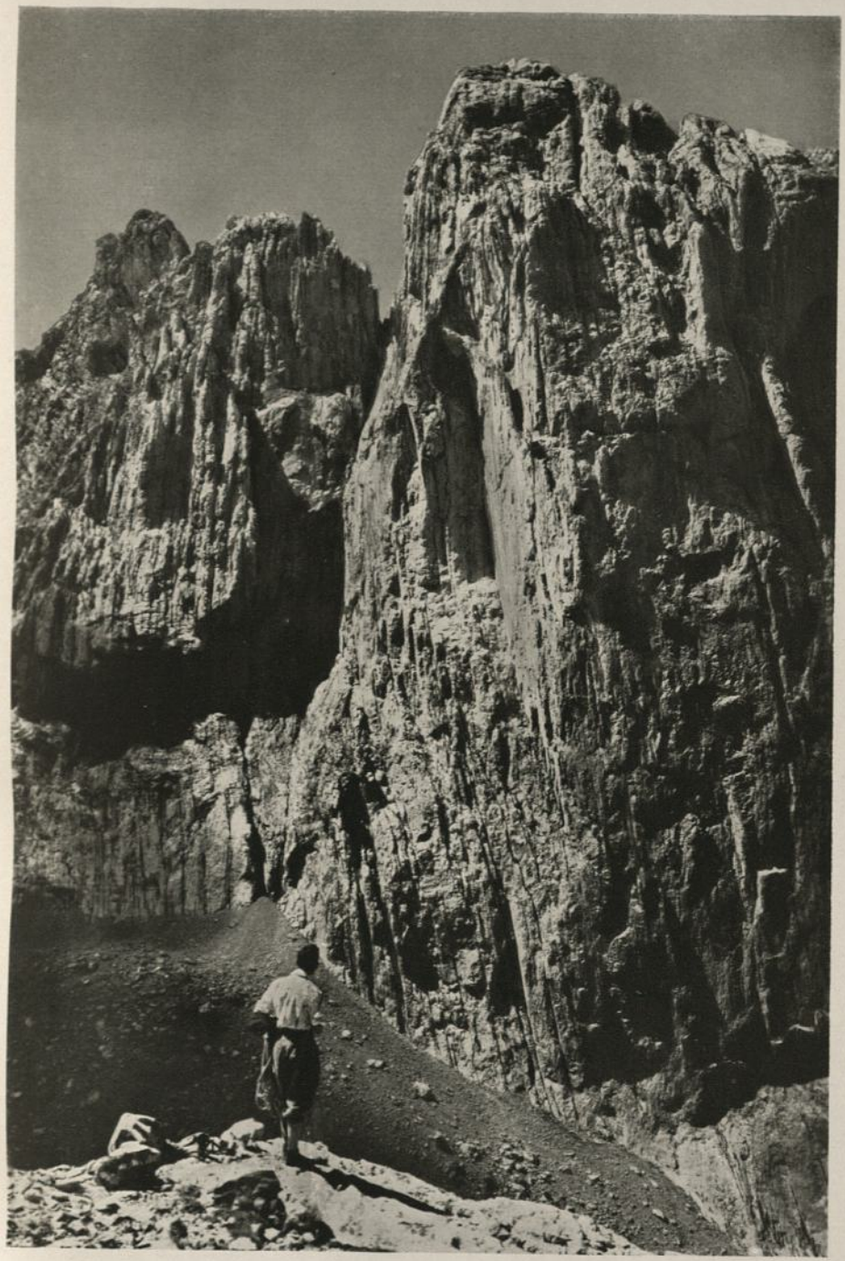
Der erste Ferientag führt Willy allein zum Engelstein und der Tag ist Kletterübungen gewidmet. Dann erlebt er die erste Übernachtung unter freiem Himmel vom 22. auf 23. Juli am Sonntagshorn: „Die schön gelegene Krazenbachalm war leider, wie wir zu spät sahen, schon besetzt. Nun hieß es sich für ein Freilager vorbereiten. Große Moospolster wurden zusammengetragen und darauf der Mantel ausgebreitet. Duftender Kakao beschloß den vergnügten Abend, der uns ein herrliches Wetter und ein sternbesätes Himmelszelt bescherte. Wegen der klaren Nacht herrschte in der Nähe des Wasserfalls eine nicht unbedeutende Kälte, so daß wir sehr schlecht schliefen und uns gegen Morgengrauen ein kleines Feuer machten, bei dessen spärlichem Lichtschein wir das Frühstück bereiteten. Um 5 Uhr machten wir uns auf den Marsch. Inzwischen goß die auf-

gehende Sonne ihr rosiges Licht auf die steilen Abfälle des Sonntagshorns und des Reifelberges“ usw.

Am 27. und 28. Juli wagen die Freunde sich erstmals an „die Größeren“ in den Berchtesgadener Alpen. Sie gehen vom Purtscheller-Haus auf den Hohen Göll und genießen von dort „den wildschönen Blick auf den Wildfreithof und auf die schaurigen Abstürze des Hohen Bretts“ und machen dann den Übergang zum Hohen Brett.

Der 1. August wird ein Großtag planmäßiger Kletterarbeit auf der Kampenwand, zusammen mit den Freunden. Aber so lieb ist Willy das Wandern in den Bergen, daß er schon tags zuvor allein den Aufstieg auf dem Umweg über die Hochplatte macht. Und nun folgt am 7. und 8. August eine Fahrt, die bereits große Ausdauer und hohe Anforderungen an den noch nicht ganz Sechzehnjährigen stellt: Hochkalter und Watzmann. Seine große Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und der Drang, die Berge für einige Tage zu seiner Heimat zu machen, lassen ihn alles überwinden.

Die Eindrücke der Hochkalterbesteigung vermittelt uns wiederum sein Tagebuch: „Der Anstieg führte uns zunächst unter den großartigen Nordabstürzen der Blaueisspitze vorbei zu einem mächtigen Gletscherbruch mit seinem glatten, dunkelgrünen Eis, dem wir über mehrere Spalten rechts auswichen (Seilsicherung). Hierauf ging es steil empor zur mächtig gähnenden Randkluft, bei der wir auch den sogenannten Blutschnee bemerkten. Infolge der vorgerückten Jahreszeit mußten wir in die Wände des Kleinkalters ausweichen. Nach langem Klettern standen wir endlich auf der Blaueisscharte, von der aus die beiden Blaueisspitzen einen großartigen Anblick darbieten. Wir seilten uns ab und machten uns an die Durchkletterung der hohen Gipfelfelsen. Um 6 Uhr abends erreichten wir endlich den Gipfel, den ein Steinmann mit Stange und Gipfelbuch schmückt. Nach kurzem Imbiß traten wir den Abstieg über das Ofental an. Er vollzog sich auf einem Steiglein, das über Geröllhalden zieht. Plötzlich heiterte sich das Wetter auf: alle umliegenden Berge, besonders das Steinerne Meer, lagen in ungetrübter Reinheit vor unseren Blicken. Schnell wurde der Entschluß gefaßt, noch eine Überschreitung des Watzmanns zu wagen. Nach einigen Einwänden, bei denen man etwas von „zu wenig Proviant“ und „zu großer Anstrengung“ reden hörte, waren schließlich doch alle einverstanden. Wir eilten schnellen Schrittes den Regentensteig hinunter, der uns schon um ½11 Uhr nach Hintersee brachte. Bei herrlichem Vollmondschein und prächtigem Sternenhimmel wanderten wir



Kaiserfels: Christaturm und Fleischbank-Südostwand

Lichtbild: Ernst Baumann

Kaiserfels: Predigtstuhl-Westwand

Lichtbild: Otto Angermayer

nach Ramsau. Nach kurzer Rast marschierten wir über Ilsank zum Turistenheim, in dessen Nähe wir in einem Heuschober wie die Ratten schliefen." Am nächsten Tage kletterten Willy und seine Gefährten hoch oben am zerschründeten Watzmanngrat herum.

Drei Wochen später sind die Freunde auf der Reiteralpe und nehmen für dieses Jahr, das so reich an neuen Eindrücken war, Abschied von den so liebgewordenen Berchtesgadener Bergen. Der Herbst bringt noch verschiedene Kletterfahrten in den Chiemgauern.

Am 21. Januar 1917 ging Willy erstmals mit den Skiern zum Engelstein, „eifrigst den verflixten Telemark übend". Es war ja damals noch nicht wie heute, wo uns die Brettln so selbstverständlich im Winter auf die Berge tragen. Und es war gewiß ein Fortschritt im Leben des jungen Bergsteigers, daß er nun auch trotz Schnee die Berge angehen konnte.

Das Frühjahr 1917 beschert einen Übergang in der Staufengruppe und anschließend daran eine Besteigung der Montgelas-Nase. Mehr gestattet das bevorstehende Abitur nicht. Als er dann im Juli die Realschule glücklich beendet hat, wird ihm der schönste Lohn in einer viertägigen Wanderung im Steinernen Meer. Viel Neues und Schönes hat ihm diese Bergfahrt geschenkt: „noch lange wird sie mir in Erinnerung bleiben".

Nun muß sich Willy Merkl für einen Beruf entscheiden: seine besondere Zuneigung gilt der elektrotechnischen Fachrichtung. Deshalb tritt er, um sich zunächst praktisch zu betätigen, in die elektrische Abteilung der Bayerischen Stickstoffwerke in Trostberg ein. Also bleibt er in der schönen Heimat und in seinen geliebten Bergen. Sonntag für Sonntag halten sie ihn fest, Sommer wie Winter, ob allein oder in lustiger Gesellschaft, zu schwierigen Kletterfahrten oder ganz einfachen „Spaziergängen".

Da ruft ihn am 25. Juni 1918 die Militärdienstpflicht aus der freien Schönheit seiner heimatlichen Berge weg. Nach rascher Ausbildung kommt der junge Soldat nach Belgien. An der flandrischen Front versinkt die geliebte Bergwelt und der Jugendhimmel wie ein schöner Traum.

★

Der Krieg ist zu Ende. Willy kehrt am 24. Januar 1919 nach Traunstein zu seiner Beschäftigung in Trostberg zurück. Nun werden die Berge immer mehr seine Heimat. Nach mehreren kleinen Fahrten auf seinen alten Skitummelplatz Hochfelln bringt eine dreitägige Skitur im Gebiet der Reiteralpe dem Achtzehnjährigen hohe Erfüllung. Von Gipfel zu

Gipfel tragen ihn die treuen Brettln und die Schilderung dieser Fahrt ist ein einziger Ausdruck jugendlicher Freude am Erlebten:

„Die wenigen Schneeflocken, welche uns der launige April noch herunterschickte, konnten uns von unserem Vorhaben nicht mehr zurückhalten. Mit geschulterten Brettln und ziemlich schwerem Rucksack marschierten wir auf der Straße von Reichenhall—Kirchberg nach Jettenberg. Inzwischen wirbelten die Flocken immer dichter herab, es schien, als möchte uns der launenhafte Geselle noch einen Streich spielen. Doch nach 20 Minuten kämpfte sich zu unserer großen Freude die liebe Sonne durch und blieb Siegerin. Um ½3 Uhr traten wir dann den Aufstieg an. Am Brünnl machten wir kurze Rast; unterhalb des Schreckſattels legten wir die Skier an. In langgezogenen Serpentinen arbeiteten wir uns zur Einsattelung empor. Welch herrlicher Anblick bot sich unserem Auge dar! Tief überschneit lag vor uns die Hochfläche und am Rande derselben ragten die stolzen Gipfel des Wagendrischl- und Häuslhorns in winterlicher Pracht, von der sinkenden Sonne rotgolden beleuchtet. Der mühsame Aufstieg war vergessen! Über das Plateau ging es in raschem Tempo zur Jägerhütte und auch unsere liebe Traunsteiner Hütte grüßte uns bereits entgegen. Kurz nach 7 Uhr hatten wir sie erreicht. Während sich mein Gefährte zur Ruhe begab, unterhielt ich mich im Kreise froher Skifahrer bei Lautenklang und lustigen G'sangln bis um 11 Uhr.

Nach erquickendem Schlafe erwachte ich in aller Frühe und trieb den Begleiter aus den Federn. Bei herrlichem Wetter traten wir die Tur auf das Wagendrischlhorn an. Wir waren die erste Partie, die auf dem Wege war und gelangten über die Roßgasse auf glitzerndem Pulverschnee nach 2 Stunden auf den Gipfel des Wagendrischlhorns (2252 Meter). Eine herrliche Aussicht war uns beschieden; nur der eisige Wind hielt uns von längerem Verweilen auf diesem wundervollen Skigipfel ab. Zunächst fuhr ich in weitem Bogen in die Mulde, die zum Plattlkopf führt. Von dort ging es in sausender Fahrt abwärts. Eine lustige, sehr abwechslungsreiche Fahrt brachte uns über die Gipfel des Steinbergs, Prünzlkopfes und des Schottmalhorns zum Edelweißlahner, dem Eckpfeiler des Reiteralmmassivs. Mit Schuß und Schwung ging es wieder hinunter auf die Hochfläche und etwas müde und hungrig über die Grünanger Almen zur Traunsteiner Hütte zurück. Wieder saßen wir bei Gesang und Lautenklang froher Berglerlieder beisammen; im Ofen knisterte das dürre Latschenholz und auf dem Herd wurde echter Tee zubereitet. Zwoa Brettln, a g'führiger Schnee!

Als ich gegen 6 Uhr erwachte, war ein herrlicher Morgen angebrochen. Die anderen Hüttengefährten schliefen noch, als ich mich auf meine Brettln stellte und gegen den Kleinen Weitschartenkopf anstieg. Drüben im Osten war bereits die Sonne am tiefblauen Himmel aufgestiegen. Ungetrübt lagen bis in die weite Ferne vor mir die weißschimmernden Bergesgipfel. Nur ein scharfer Nordwest wehte, so stark, daß er ganze Schneewolken vom Gipfel des Häuslhorns wegblies. Mühsam arbeitete ich mich in steilen Schlangenlinien auf den Kleinen und den Großen Weitschartenkopf hinauf. Hier wurde ich durch die herrliche Aussicht auf unsere lieben Chiemgauer Berge reichlich entschädigt. Da gewahrte ich, daß allmählich immer mehr Wolken aufstiegen und so wurde das Sprichwort ‚Morgenrot schlecht Wetterbot' zur Wahrheit. Der eisige Nordwest bewog mich zur Umkehr und ich fuhr im herrlichen Pulverschnee zur Bruderscharte und von hier aus in sausender Fahrt zur Hütte ab. Um 10 Uhr traten wir gemeinsam den Abstieg an. Vor dem Jägerhaus schweiften die Blicke noch einmal zurück zur lieben Traunsteiner Hütte, in der wir so frohe Stunden verbracht hatten."

Er erlebt ein Winterbiwak bei einer Skitur auf der nahen Kammerköhrplatte: „Es war 6 Uhr 30 geworden und vom Kaiser zog riesenhaft schnell ein Gewitter daher. Bald waren Geigelstein, Kampenwand, Hochplatte, Hochgern und Hochfelln von einem dunklen Wolkenkranz umschlossen, aus dem grelle Blitze zuckten. Die Stimmung hier oben war herrlich. Im Süden leuchtete im hellen Sonnenglanz die Firnenkette der Tauern und Zillertaler, zu unseren Füßen lag das herrliche Tal von Waidring. Infolge der fortgeschrittenen Dunkelheit verloren wir in dem talwärts führenden Wald plötzlich den Weg und wir arbeiteten uns nun aufs geratewohl abwärts, bis uns die schrecklich gähnende Tiefe einer tosenden Wildbachschlucht energisch Halt gebot. Da wir kaum die eigene Hand vor den Augen sahen, zündeten wir einen Kerzenstumpen an und durch dessen flackernden Schein kamen wir wieder in sicheren Jungwald. Vergebens suchten wir irgend einen Weg durch das Gestrüpp zu finden. Als uns gar noch die Kerze zu Ende ging, entschlossen wir uns hier zu nächtigen. Unsere Lage war nicht gerade freundlich. Ringsum tiefer Schnee und vom Himmel regnete es in Strömen. Es war ¾11 Uhr nachts. Die Lichter von Kössen blinkten höhnisch zu uns herauf, als wir uns anschickten ein mächtiges Lagerfeuer zu entfachen. Einige Stunden konnten wir das Feuer erhalten; aber auf die Dauer hielten wir es nicht aus, waren wir doch siebzehn Stunden unterwegs gewesen. Neben dem flackernden

Feuer überfiel mich der Schlaf und als ich erwachte, brach der neue Tag an."

Zahlreiche Skituren und Kletterfahrten, wie sie eben die Jahreszeit mit sich bringt, führen ihn kreuz und quer durch den Chiemgau und das Berchtesgadener Gebiet. Aber nun ist es nicht mehr bloß die jungenhafte Freude am Entdecken und ungebundenen Umherschweifen wie ehedem, wo man zum Vergnügen in die Felswand hinauskletterte und ein von Gemsen ausgetretenes Band verfolgte, wo man das Erklimmen vereister Rinnen genußvoll fand oder unter schneebedeckten Latschen zur Scharte kroch. Die Turen werden größer, schwieriger, gereifter. Die Jahre 1919 und 1920 sind eine einzige Kette fortlaufender Erfüllungen und gesteigerten Erlebens. Aber er und seine Freunde können Maß halten: „in dem als äußerst schwierig bezeichneten Mittelwandstück mußten wir", schreibt er von seinem ersten Versuch an der Kampenwand-Südwand, „zum Rückzug blasen, da wir den Schwierigkeiten noch nicht gewachsen waren".

Freilich ist nicht jede der vielen Bergfahrten schwerer Arbeit am Fels gewidmet. Zwischenhinein gibt es einfache Begehungen genug. Da lockt ein schöner Abend den Bergfreund zu einem kurzen Aufstieg, zu einfacher Nächtigung. Er schläft, wenn es sein muß, auf der Holzbank neben dem Ofen oder auf glattem Boden ebenso gut wie auf Heu oder Stroh. Er ist als erster in der Früh auf und hinaus, er erfreut sich an lustiger Gesellschaft und ist ebenso gern allein; er jubelt über den hellen Sonnenschein, aber es kann ihm auch kein Wetter, und sei es noch so schlecht, den Humor und die Freude trüben. Er wandert in Vollmondnächten und bei Laternenschein, er erlebt die herrlichsten Sonnenauf- und untergänge; er tummelt sich nach schwieriger Kletterarbeit oder vielstündigem anstrengendem Marsch in den frischen Fluten der Gebirgsseen; er sitzt abends im Kreise froher Bergsteiger, er beobachtet Wild und Vogelflug und liebt die Blumen der Berge wie im Winter den tiefverschneiten Wald und den glitzernden Pulverschnee. Aber er weiß: höchste Erfüllung wird dem Bergsteiger nur, wenn sein Können so weit gereift ist, daß er allen Schwierigkeiten zu trotzen vermag und ihm dadurch die Natur immer und überall zugänglich wird. Darum muß man in erster Linie mit dem Fels vollständig vertraut werden.

Mit einfachen Klettereien hat er begonnen; er hatte keinen Führer und mußte alles selbst versuchen. „Aber dieses Lernen von der Pike auf war die beste und zuverlässigste Schule für den Fels; wir merkten bald,

daß man noch mehr als mit Händen und Füßen mit dem Verstande klettern muß; wir lernten rasch eine glatte Wandflucht mit den Augen abzutasten, Tritte und Griffe auf alle Art ausfindig zu machen."

In mehr als 130 Bergfahrten hatte er seine Kräfte gesteigert, erprobt, das technische Können ebenso wie den Wagemut erhöht: nun durften sich die Freunde an eines der kühnsten und schönsten Kletter-gebiete wagen — an den Wilden Kaiser, der ihnen seit einem Besuch der Ellmauer Halt, die sie am 28. September 1919 über den Kopftörlgrat erklettert hatten, als leuchtendes Ziel vorschwebte.

Nach schönen Klettereien am Totenkirchl im Mai 1920 schrieb er: „Schwer fiel uns der Abschied von dem lieben Kaiser." Am nächsten Sonntag ist er auf der Kampenwand, macht mit einem Freund, da er keine Übernachtungsgelegenheit findet, um Mitternacht einen Höhenbummel, der sie um 3 Uhr auf den Staffelstein und gegen 1/25 Uhr zu herrlichem Sonnenaufgang auf die Kampenhöhe führt. Um 5 Uhr bricht er mit dem Gefährten zur Kletterarbeit auf und — „die Südwand ist unser", jubelt er. Dann folgen zahlreiche Kaiser-Fahrten und im Oktober noch eine zweitägige Tur in die Reiteralpe.

*

Am 13. Oktober 1920 verläßt er sein Traunstein, um in die Höhere Technische Staatslehranstalt Nürnberg einzutreten.

Nun ist er seinen Bergen entrückt und wir zuhause haben ihn endlich wieder öfter in unserer Mitte. Schweinfurt ist ja nicht weit von Nürnberg entfernt. Aus dieser Zeit kann ich mich weiterer Eindrücke über meinen Bruder Willy entsinnen. Es waren zunächst studentische Erlebnisse, die ihn beschäftigten, und ich als kleiner Knirps war Aug und Ohr, wenn Willy davon erzählte. Er war nämlich der Nürnberger Verbindung „Danubia" beigetreten und hat das studentisch-kameradschaftliche Leben derselben mit der ganzen Herzlichkeit seines offenen Wesens in sich aufgenommen. Bis zum Ende seines Lebens bewahrte er den Nürnberger Studienfreunden, mit denen ihn frohe Erinnerungen verbanden, die Treue.

Die Eltern hegten die stille Hoffnung, daß durch die Entfernung von den Bergen deren Lockung und damit die gefährlichen Klettereien ein Ende haben würden. Sie erkannten noch nicht ganz die grenzenlose Liebe Willys zu seinen Bergen. Er blieb ihnen in tiefster Seele treu und erhielt seinen Körper in Übung, damit ihn der Tag bereit fände, der ihn wieder dem Lande seiner Sehnsucht zuführen würde. Mit Bewunderung sah ich

ihm allmorgendlich und jeden Abend zu, wie er die girrenden Federn des Expanders dehnte, und wenn ich auch den Zweck und die Wirkung der verschiedenen gymnastischen Übungen, die er täglich anstellte, nicht voll erfassen konnte, so war mir doch soviel klar, daß sie ihm seine Kraft und seine Beweglichkeit zum Klettern erhalten sollten.

Der Herbst und auch der Winter gingen vorüber, ohne daß Willy auch nur einmal seine geliebten Berge sah. Aber die Osterferien verlebte er in Traunstein und sie brachten ihm eine herrliche Skitur in den Hohen Tauern, eine Kampenwand-West- und Hauptgipfelbesteigung über die direkte Südwand und noch einen sonnigen Skitag in den Kitzbüheler Alpen. Dann nahm er wieder Abschied vom Chiemgau.

Über zwei Jahre, bis zum 19. Februar 1923, hielt ihn das Studium in Nürnberg fest. Trotzdem wurde die Zahl seiner Sommer- und Winterbergfahrten nicht geringer als vorher; denn nun, da er die Berge so lange entbehren mußte, wurden die Ferien stets umso rastloser ausgenützt.

Mittlerweile war der Vater nach Prien im Chiemgau versetzt worden. Bis eine Wohnung gefunden wurde, wohnte die Mutter mit uns Kindern bei der Großmutter in Traunstein. Willy hatte sein Studium in Nürnberg beendet und war auch zunächst dorthin zurückgekehrt. Da stellte der junge Maschinenbautechniker sein neuerworbenes Wissen und Können gleich unter Beweis. Mit Hilfe einiger anderer Praktiker schuf er aus alten Holzwagen — woher er die brachte, ist mir heute noch unerklärlich — einen richtiggehenden Eisenbahnzug, bestehend aus Lokomotive und drei Wagen; d. h. er ging eigentlich nicht, sondern wurde von zahlreichen Händen geschoben. Er selbst stand mit schwarzem Gesicht vorn als Führer auf der Lokomotive und lenkte mit lustigen Gesten seine schienenlose Kleinbahn durch des Städtchens holprige Straßen, an lachenden Zuschauern vorüber, die herbeigeströmt waren, um den gelungenen Faschingsrummel anzusehen. Fürchterlich schrillte die Glocke, um dem Zug, der von maskierten Kindern dicht besetzt war, Platz zu schaffen. Aber unter der rußigen „Lokmütze" lachten im Übermut ein paar blaue Augen. War er so mit seiner schlichten Heiterkeit ein rechter Sonnenschein im Hause, so ist mir Willy andererseits von jeher als ein schweigsamer und bescheidener Könner erschienen. Für alle Nöten in Haus und Hof, vom Holzmachen bis zu allen möglichen Reparaturen und Einrichtungen, wußte er Rat und Hilfe. Es ist begreiflich, daß es der Mutter leid tat, als er seine Einberufung als Ingenieur bei der Reichsbahn in Augsburg erhielt, so sehr sie sich über die rasche Anstellung ihres Großen freute.

Am 15. Mai 1923 trat Willy Merkl seine berufliche Laufbahn an. Das blonde, blauäugige Kind von einst war zum Manne geworden, der nun im Lebenskampf stand. Manchem mag er in seinem lauteren, schlichten und argwohnfreien Wesen noch wenig gereift erschienen sein. Aber in dem stillen, fast kindlichen Menschen war ein starkes Wollen und ein festes Herz. Offenheit, ein vornehmes, heiteres Wesen und echte Bescheidenheit gewannen ihm der Menschen Herzen und Achtung; so ist ihm auch die alte Schwabenstadt Augsburg durch eine lange Reihe von Jahren zur Heimat geworden.

Schon bald nach seiner Versetzung nach Augsburg trat er der dortigen Sektion des D. u. Oe. Alpenvereins bei und besuchte regelmäßig deren wöchentliche Vortragsabende. Dabei empfing er verschiedene Anregungen; so wurde er auf das winterliche Karwendel hingewiesen, dessen skituristische Erschließung er mit verschiedenen Kameraden fortsetzte.

In Augsburg war es auch, wo nach Dr. Kugys erstem Vortrag der alte klassische Bergsteiger herzliche Freundschaft mit dem jungen Stürmer Willy Merkl schloß.

Einmal leitete er einen Eiskurs für drei junge Mitglieder, der durch die Kühnheit der Ziele auffiel: er führte die Neulinge nach kurzen Vorübungen über zwei hervorragende Tauernwege: die Nordwestwand des Großen Wiesbachhorns und die Pallavicini-Rinne des Großglockners.

Freilich sind die Berge so leicht nicht mehr zu erreichen wie vordem. Man sitzt stundenlang im Zug, wartet und — verpaßt auch manchmal Anschlüsse, muß oft schon früh ¼4 Uhr von daheim fort und kommt erst spät nachts zurück. Aber was bedeuten solche Opfer gegenüber dem Glück erprobter Kraft und zufriedener Schau von höchster Warte aus!

Wie einst in der Heimat, so gehört auch jetzt jeder freie Tag den Bergen: er ist im Wetterstein, im Bregenzer Wald, in den Allgäuer und Tannheimer Bergen, in den Ammergauer und Lechtaler Alpen, auf der Reiteralpe, im Karwendel und in den Kitzbühlern — kurz, überall da, wo er die Lust zum Unbekannten, zum Abenteuer stillen kann, zu jenem Abenteuer, das Kühnheit und Entschlossenheit erfordert und deshalb immer das große Ziel für den kämpferischen Menschen sein wird.

Auf zahlreichen Skituren, die er zum größten Teil allein unternimmt, kundschaftet er im Winter 1923/24 das ganze Gebiet zwischen Bodensee und Isarwinkel aus und seinen Osterurlaub verbringt er in den Stubaiern.

Im Jahre 1925 durchstreifte Willy das Felsparadies der Dolomiten zum 2. Male und erkletterte mit alten Freunden Wände und Türme jenes

Gottesgartens. Einige Wochen später jagt an einem prachtvollen Spätsommertag ein schnittiges Kielboot durch den Chiemsee. Das Boot wird von zwei kräftigen, sonnverbrannten Gestalten gerudert und von einem Knaben gesteuert. Weit legen sich die beiden Ruderer vor und hellauf spritzt das Wasser um den kleinen Steuermann. Was tut's! Die Fahrt ist lustig und toll, und im strahlenden Sonnenschein ist man schnell wieder trocken. An der Herreninsel legt das Boot an und unter Lachen und fröhlichem Scherzen geht die dreiköpfige Besatzung mit dem einzigen weiblichen Passagier hinauf zum „Schloßhotel". Bei einer Tasse Kaffee geben die beiden jungen Männer — Willy Merkl und sein Freund Toni Leiß — uns, nämlich meiner Mutter und mir, ihre Erlebnisse von gemeinsamen Bergfahrten zum besten. Namentlich Toni wußte durch die überaus heitere, fast drastische Form seiner Erzählungen, sowie durch seine spaßigen und witzigen Einfälle uns Stunde um Stunde zu fesseln! — Wenige Tage darnach, am 11. Oktober, mußte Willy seinen guten Kameraden Toni in den Tannheimer Bergen stürzen sehen. Der Tod dieses Freundes erschütterte ihn so heftig, daß er sich von seinem Bund mit den Bergen lossagen wollte und ihnen tatsächlich wochenlang ferngeblieben ist.

Aber der Ruf, der einmal an ihn ergangen, war stärker und dringender. Er konnte nicht anders: es zog ihn aufs neue zu den weithin leuchtenden Gipfeln, dorthin, wo man an Eis und Fels die eigene Kraft und den eigenen Willen messen kann, wo man in Sturm und Schnee und Regenschauern aushalten muß, wo man in herrlicher Gipfelschau den Lichterglanz einer Tagwerdung erlebt oder die Seele ruhig und feierlich wird beim milden Strahl der Abendsonne, wenn sie noch einmal die höchsten Spitzen der ringsum stehenden Berge umstrahlt, und wo man in tiefem Frieden die Nächte unter sternbesätem Himmel zubringt. —

In drei aufeinander folgenden Sommern — 1924 bis 1926 — hatte sich Willy „am warmen Dolomitenfels" begeistert. Nun lockte mit dem Reiz der Gegensätzlichkeit die Schnee- und Eiswelt der Westalpen. „Streng und herb erschien sie uns nach der gastlichen Freundlichkeit der südlichen Berge, aber wir warben mit unserem ganzen Können um ihre Probleme — und siehe da, sie erschloß sich uns mit grandioser Gunst. Nicht zu jung darf man um sie freien — sie will von Männern, nicht von Buben erobert sein. Hier konnten wir zeigen, was wir in jahrelanger Bergerfahrung gelernt hatten: alles trotzige Wehren des Berges gelassen hinzunehmen, nicht zu erschrecken und zurückzuweichen vor der Gewalt seiner Waffen. Je stärker der Gegner, umso erwünschter der Kampf.

Freudig opferten wir Bequemlichkeit und Ruhe des Schlafes, brachen schon um Mitternacht auf und stolperten in dem unwirtlichen Dunkel der eisigen Hochgebirgsnacht im Schein unserer Laternen über Moränengeröll und durch Spaltengewirr zum Einstieg in die Wand. Sollte sie unser werden, so mußten wir sie gewinnen, ehe die Sonne hoch stieg und Lawine um Lawine mit donnerndem Dröhnen uns entgegenschickte."

Trotz all seiner großen und größten Bergfahrten blieb er aber im Grunde der bescheidene Bergsteiger, der seine helle Freude auch an jedem einfachen Berg wie an einem harmlosen Skimugel hatte. Selbst in seinen letzten Jahren, nach einer an Erfolg überreichen Bergsteiger-Laufbahn, sehen wir ihn auf den Chiemgauer Vorbergen und im Tegernseer und Schlierseer Gebiet. Er gehörte nicht zu denen, die nur am Schwersten Gefallen finden, die nur die gefährliche Schwierigkeit eines Gipfels oder einer unbegangenen Wand lockt. Es war ihm die Natur immer beglückend, ob sie in einfacher Lieblichkeit oder in großartiger Majestät zu ihm sprach.

Im Frühjahr 1929 verriet uns Willy mit glücklichem, noch etwas geheimnisvollem Lächeln seine Absicht, mit zwei Freunden eine Kundfahrt in den Kaukasus zu unternehmen. Wir konnten erst dann an die Möglichkeit glauben, als er sagte, daß der damalige Präsident, sowie der Hauptausschuß des D. u. Oe. Alpenvereins und die Sektionen Bayerland und Augsburg ihm großherzig haben Rat und Unterstützung zuteil werden lassen. Nach 1½ Monaten kehrte er zurück, reich an Erinnerungen und Eindrücken verschiedenster Art und — einer Dose Kaviar, für uns ein unerhörter Genuß.

Nicht lange darnach kam er als Ingenieur in das Reichsbahnausbesserungswerk Neuaubing bei München. Den neuen Berufskameraden und vor allem dem dortigen Eisenbahner-Turn- und Sportverein war er bald von ganzem Herzen zugetan.

Der Abschied von der Augsburger Sektion, der er so viel Freundschaft und Entgegenkommen verdankte, fiel ihm schwer. Aber dafür war er den heimatlichen Bergen nun wieder um so vieles näher. Der Münchener Sektion Bayerland gehörte er schon ein Jahrzehnt an; nun erwuchs ihm aus seiner Versetzung eine engere Fühlungnahme mit ihr und der begeisterte Bayerländer fand gleichgesinnte Kameraden und Freunde. Vor allem verband ihn bald mit Dr. Willo Welzenbach die schönste Freundschaft. Von ihm empfing er auch den ersten Anstoß zu einer Fahrt in den westlichen Himalaja. Wir wußten, daß diese Idee wie ein Samenkorn in sein Herz gefallen war und still der Verwirklichung entgegenreifte.

Bereits im Jahre 1932 war Willy mit der ihm eigenen Zähigkeit so weit, daß er zusammen mit dem Amerikaner Rand Herron eine Expedition zum Nanga Parbat zusammenstellen konnte. „Schwierigkeiten sind dazu da, um überwunden zu werden", hat er damals geschrieben. „Freilich hätten wir allein durch unseren Willen niemals die Expedition zustande gebracht, hätten wir nicht hilfsbereite Förderer und Gönner unserer Sache gefunden." Diesmal waren es neben den beiden Heimatsektionen Augsburg und Bayerland und dem Hauptausschuß des D. u. Oe. A.-V. vor allem die amerikanischen Expeditionsteilnehmer, die das Unternehmen durch große Beiträge stützten und ermöglichten. Mit bescheidenen Mitteln führte er die Expedition durch. Freilich, der Gipfelsieg ist ihm versagt geblieben.

Wir warteten auf seine Rückkehr aus Indien. Da erhalten wir von ihm die Nachricht aus Venedig, nach einigen Kletterfahrten in den Dolomiten werde er heimkommen. Und eines Tages stand er wieder vor uns, packte lächelnd einige einfache, aber wunderschöne indische Handarbeiten aus und begann seine Erzählung von den Wundern, die sie geschaut, und den Strapazen und Widerwärtigkeiten, die sie erlebt. Gar nicht enttäuscht und gar nicht geschwächt in seinem Wollen. Er hatte — wie uns später sein Freund Bechtold erzählte — noch in der gleichen Nacht, da er die Expedition abbrechen mußte, Aufzeichnungen gemacht über alle Erfahrungen bei diesem Unternehmen und bereits einen neuen Angriffsplan entworfen. Der fremde Berg hatte ihn abgeschlagen; aber bei Rückzug und Heimkehr leuchtete ihm bereits das nächste Ziel: eine neue Expedition zum Nanga Parbat. —

„Der Berg ist auf dem erkundeten Weg ersteigbar." So wie diese Idee von ihm Besitz ergriffen hatte, so trug Willy sie in seiner sieghaft strahlenden Art durch Wort und Schrift und Bild in immer weitere Kreise der Heimat, bis ihm die Verwirklichung langsam zureifte.

Nun haben wir ihn nicht mehr oft zu Hause, der Nanga läßt keine Zeit für anderes übrig. Selbst die geliebten Berge müssen zurückstehen. Nur hin und wieder noch bringt ihn ein Samstag Nachmittag in die heimatliche Bergwelt zu sonntäglicher Tur. Das sind die Tage, da wir ihn, wenn auch nur für kurze Zeit, um uns haben. Er fühlt sich wohl in der zwanglosen Ungebundenheit der Heimat. Wenn die Zeit es ein wenig gestattet, nehme ich die Räder aus dem Schuppen und er läßt sich gern zu einem raschen Bad im See verleiten. Es ist überhaupt erstaunlich, wie er gleichsam jede Minute bewußt erlebt und nützt. Einmal kommt er in Prien an und während er an Mutters Kaffeetisch eine halbe Stunde ver-

plaudert, eile ich mit dem Rad voraus und mache die Jolle flott. Ich bin kaum fertig und „klar zum Gefecht", da erscheint Willy am menschenleeren Steg, schlüpft schnell in die Badehose und ist mit ein paar kräftigen Zügen bei mir. Der Westwind bläht das Segel und das Boot fliegt unter dem herrlichsten blau-goldenen Herbsthimmel über das Wasser. Wir vergessen beide auf eine Stunde alle Sorgen, alle Mühen — um Expedition der eine, um Examensnöte der andere. Nur unsere schöne, schöne Heimat ist in uns: die Berge, denen seine Liebe, und der See, dem die meinige gehört. Ruckartig springen die Böen in das Segel; unter ihrem Druck legt sich das leichte Boot zur Seite und schießt wie ein Pfeil durch die windgekräuselten Wellen. Da hören wir vom fernen Kirchturm die Glocke schlagen, den Mahner zu höchster Eile. Ich wende und kreuze gegen das Ufer. Glücklich wie zwei Jungen stehen wir einander gegenüber, ganz erfüllt von dem Geschenk dieser Stunde. Mit seinem sonnigsten Lachen schüttelt er mir die Hand: „Karl, segeln ist ja herrlich — wenn ich von der Expedition zurückkomme, machen wir das öfter." Indes ich das Schiff an die Boje binde, fährt er auf meinem Rad schon dem Bahnhof zu.

Weihnachtsabend 1933. Die Lichter am Christbaum waren längst erloschen und, müde von der Festesfreude, hatten sich alle „Gute Nacht" gesagt. Als ich das Zimmer betrat, in dem wir beiden Brüder schliefen, stand Willy am offenen Fenster und blickte hinaus in den tiefen Frieden dieser heiligen Nacht. Neben ihm stand schweigend die Mutter. Sie schienen mich gar nicht zu bemerken, so ruhten beide in sich selbst. Silbern flutete das Vollmondlicht über die sanften Höhen und Berge und die Felskrone der Kampenwand schimmerte hell über den dunklen Wäldern. Leise und mit verhaltener Innigkeit sprach Willy von seinen Jugendfahrten auf die Berge der Heimat, von seinem Werden und Wachsen an ihnen. Dann schwiegen beide, bis auf einmal der Name „Nanga Parbat" fiel. Ich weiß nicht, wer das Wort gesprochen hat. Aber es füllte plötzlich den ganzen Raum und zauberte in jener einzigen Stunde den fernen hohen Berg neben die heimatliche „Kampen" und eine fremde Welt voll ungekannter Wunder und Schönheit trat neben die liebe, schlichte Heimat. Aus der Mutter Auge fiel eine Träne. Ich fühlte, nie waren sich Mutter und Sohn näher als in dieser Stunde. Sie verstanden einander ganz und eines wußte um die Gedanken des anderen, die denselben Weg gingen: über weite Meere, durch heiße Täler und über verschneite Pässe bis zum Nanga, dem seine Liebe galt und sein Streben. Einen Augenblick war mir, als schließe sich um diesen Mann der Kreis

des Lebens, wie er, der Mutter Hände fassend, ergreifend und schlicht sagte: Sei stark, Mutter, und denk an mich.

Anderntags fuhr er nach Berchtesgaden und wir sahen ihn nicht mehr bis zum Tage seiner Ausreise nach Indien. Ab und zu gab eine Karte oder ein telephonischer Anruf seiner Hoffnung Ausdruck, daß er an einem der nächsten Abende heimkommen werde. Aber der Abend kam nie, so sehr nahmen ihn die Vorbereitungen für die nun immer näher rückende Expedition und alle möglichen gesellschaftlichen Verpflichtungen in Anspruch. Sein Abschied am 24. März 1934 in München war viel ernster als je einer zuvor.

Eine eigenartige Ergriffenheit lag über ihm, als wir ihm zum letzten Male gegenüberstanden. Ein stummer fester Händedruck, ein letzter Blick aus treuen, blauen Augen und langsam verließ der Zug die Halle.

Dann trafen seine Berichte ein von der Überfahrt nach Indien, von der dortigen Tätigkeit und dem Anmarsch zum Berg. Sein Brief aus dem Hauptlager vom 21. Juni 1934 war zugleich sein letzter (siehe Faksimile letzte Bildtafel). Er schrieb darin: „Wir müssen es mit eisernem Willen diesmal schaffen."

Zeitungs- und Funkberichte künden von raschem Vordringen der Expedition und wir sind voll froher Zuversicht. Da gehen mit einem Male die ersten beängstigenden Nachrichten von schweren Schneestürmen durch Deutschland. Es folgen die Tage, in denen das Warten von einem Funkbericht zum anderen zu zermürbender Qual wird. Weit über den Familien- und Freundeskreis hinaus verfolgen Tausende bangen Herzens das Schicksal der Spitzengruppe und ihres Führers Willy Merkl. Noch ehe die Öffentlichkeit den Schluß der Tragödie vernimmt, sagt uns ein Telegramm aus Indien das Unfaßbare: Willy am 16. Juli gestorben.

Groß und aufrichtig war die Teilnahme fast des ganzen Volkes am Untergang der tapferen Männer; erschütternd — namentlich für die Angehörigen — das über alle Maßen bittere Ende Willy Merkls. Aber: so düster die Schatten auf die letzten Tage dieses Mannes fielen, so leuchtend war das Glück gewesen, das die Natur ihm, als einem ihrer Lieblinge, zugeteilt; und so, wie sie ihn auf die Höhe des Lebens geführt, so nahm sie ihn zu sich: jung, schön und voll Kraft und nahe dem Ziele seines erhabensten Wollens.

Der Bergsteiger Willy Merkl

Kalkfels lockt . . .

Auf Frankreichs Schlachtfeldern verhallten die letzten Schüsse. Die braune Erde war mit dem Blut der Besten getränkt, zerrissen, zerfetzt und verödet. In vieltausend Herzen hüben und drüben flammte zurückgedämmte Sehnsucht auf nach der fernen Heimat. Und dann kehrten die grauen Streiter zurück; bärtige Männer und solche mit Bubengesichtern unter den Helmen.

Im Winter 1919 schlüpfte auch Willy Merkl aus dem Soldatenrock und die Heimat empfing ihn in strahlendem Festschmuck. Die Chiemgauer Berge trugen wallende Schneegewänder und Kronen aus Sonnengold. Reiner und schöner schienen sie in den Monaten des Fernseins und des Krieges geworden zu sein. Der Winter verhieß noch kurze, bald im lauen Föhn vergehende Skiläuferfreuden, dann kam der Frühling, befreite die steilwandigen Felszinnen von allen eisigen Fesseln und leitete über zum tatenfrohen Klettersommer.

Hörndlwand - Berg der Jugend

Im stillen Rupertiwinkel trutzt die Hörndlwand hoch über spiegelblanken Seeaugen und walddunklen Hügelketten. Von Norden gesehen ein edel gefügter Turmbau auf grün gesprenkeltem Schrofensockel. Wassertriefende Kaminschlünde und feine Risse furchen den Fels. Auf dem Gipfel knarrt ein klobiges, windschiefes Lärchenkreuz und darüber segeln Wolken im ewigen Zug wie Wunschgedanken zu erträumten Bergen.

Auf einem Wiesensattel am Fuße der Wand recken bleiche, wetterzernagte Baumriesen ihre toten Äste wie drohende Arme. Ein flaches, steinbeschwertes Schindeldach schirmt das zerbröckelnde Kalkgemäuer der Hörndlalm. Du lieber Zeuge einer entschwundenen Jugend! Auch der Rauch unseres Feuers hat dein rissiges Gebälk geschwärzt und oft saßen die Besten der Chiemgauer Klettergilde im knappen Raum beisammen.

Hörndlwand von Norden

1 = Redwitzkamin; 2 = Nordriß (schwierigster und großzügigster Anstieg von Norden); 3 = Vorbaukamin; 4 = Nordkamin; 5 = Fritzriß (Bauchkamin), 6 = Pfeilerweg; 7 = Merkriß 8 = Mittlere Nordwand; 9 = Nordwestverschneidung; 10 = Sockelweg

Fast alle Anstiege begingen erstmals Willy Merkl und Fritz Bechtold

Lieder klangen auf — rauhe und frohe — und draußen wuchtete unter Nachtbläue und Sternensilber der Berg, der alles verschiedene Denken einte.

Hörndlwand! Du mußtest lange auf Werber warten und bist schließlich zur Kletterschule, zum „Chiemgauer Totenkirchl" geworden. Vor dem Kriege zogen nur zwei Pfade durch den Nordabsturz: Links der Redwitzkamin und ganz rechts der leichte Schmidkunzweg. Dazwischen lag prächtiges Neuland. Erst zwei junge Traunsteiner Bergsteiger drangen entschlossen vor und erschöpften alle Möglichkeiten: Willy Merkl und Fritz Bechtold. Hier verbanden sie mit dem Seil nicht nur ihre kraftgespannten Körper, sondern auch ihre Seelen, Wünsche und Gedanken. Aus dem zufälligen Beisammensein auf der Schulbank erwuchs eine Kameradschaft fürs Leben. Kameradschaft ist die köstlichste Blume, die in Bergsonne und Gipfelwind gedeiht! Sie ist etwas Hohes, Heiliges. —

Willy lernte die Hörndlwand am 22. Dezember 1926 als seinen 34. Gipfel kennen. Ausgerüstet mit Pickel und Schneereifen plagte er sich durch den steilen Schlund des Ostertales hinauf. Im darauffolgenden Sommer kehrte er mit Seil und Kletterschuhen wieder. Eine Ersteigung über den Ostgrat bildete den Auftakt zu den vielen späteren Klettertagen und Erfolgen am Hörndl. Am 20. Juli 1929 wagte er sich in Begleitung mehrerer Freunde in die abweisende Nordwand und durchkletterte in sechsstündigem Kampfe den Redwitzkamin.

Bei Gretschmann und Radner hatte Willy erstmals neuzeitliches Felsgeherrüstzeug gesehen; vor allem Mauerhaken und Kletterhammer, die Schlüssel für schwierigste Hindernisse. Zielstrebig gingen die beiden Kameraden nun an die selbstgestellten Aufgaben heran und erregten mit ihren neuen Fahrten bald Aufsehen im heimatlichen Bergsteigerkreis. Zuerst fiel der Vorbaukamin, der in rauher Riesenverschneidung den mittleren Wandteil durchzieht. Der geplante Weiterweg durch die obere Fortsetzung des Nordrisses gelang nicht, sondern scheiterte am luftigen, abdrängenden Fels. Auch bei einem zweiten Vorstoß ergab sich das Bollwerk nicht. Hierauf wurde die lotrechte Nordwestverschneidung erstmals bezwungen. Schließlich gelang es über die pralle „Mittlere Nordwand" die natürliche Wegfortsetzung ober dem Vorbaukamin zu finden. An der entscheidenden Stelle brach eine Felsschuppe aus und noch heute ist ein heller Fleck im Gestein sichtbar. Turmhoch oben drehte es Merkl, nur an einem winzigen Griff hängend, rückwärts wie eine Türe in den Angeln. Er stürzte aber nicht, sondern klammerte sich mit einer Hand eisern fest und alles endete gut.

Als großes Problem wurde die geknickte, oftmals überhängende Rißreihe im Gipfellot betrachtet. „Schwarzer Riß" sagen die Traunsteiner, weil Regen- und Sickerwasser den Fels dunkel gefärbt und glitschig gemacht hat. Die Kletterei ist überaus schwierig, kraftraubend und gefährlich; damals galt der unheimlich aussehende Riß wohl als völlig unersteiglich. Gemeinsam mit Ficker und Winkler wagte das Duo Merkl-Bechtold dennoch einen Angriff. Schon war die griffarme Dreieckplatte überlistet, der moosige, triefnasse Spalt bezwungen, dann hieß es unerbittlich: Zurück — Abseilen! 40 Meter in die Tiefe am knisternden Hanfgeflecht wie von einem Riesenbalkon, immer weiter weg vom zurückstrebenden Fels, baumelnd, kreisend und haltsuchend. Es war nur Aufschub, nicht Aufgabe! Willys planvolle Schulung — zweitägiges Klettern am Hörndl ging voraus — berechtigte zu einer Wiederholung des Versuchs. Diesmal gingen die beiden Freunde allein am Seil; in Hochform und zu höchstem Einsatz bereit. Sie siegten über allen Trotz der Felsen und vollendeten den schneidigen direkten Weg zum Gipfel in knappen 4 Stunden.

Nach der wirklich großen Fahrt wartete im westlichen Wandteil viel schöne Kleinarbeit. Willy beging diese schweren Risse — ausgenommen den Merklriß — alle mit Bechtold. Nordkamin, Fritzriß, Pfeilerweg — alles eigenartige Kletterstücke, die hohe Fertigkeit verlangen. Im Sommer 1924 gelang in Seilgemeinschaft mit Ernst von Siemens noch ein Durchstieg zwischen Verschneidung und „Mittlerer Nordwand".

Neue Wege waren gewiesen und begeisterte Jugend trat an, um sie zu beschreiten. Chiemgauer Nachwuchs, der später in allen Alpenwinkeln von sich reden machte, holte sich am Hörndl letzten Schliff und Reife. Nie vergaß Willy Merkl den Berg seiner Sturm- und Drangzeit; immer blieb er ihm liebend treu. Vor vielen großen und schweren Unternehmungen prüfte und steigerte er am heimischen Kalk sein Können, stets dem weisen Grundsatz getreu: Erst wägen, dann wagen!

Dann warb er zuversichtlich um klassische Kaiserwände, um steile Dolomitenmauern oder gar um stolze Viertausender. Seinen 26. Geburtstag und seine 350. Bergfahrt feierte er gleichzeitig auf dem vertrauten Hörndlgipfel, von dem die Wand nordwärts in jäher Flucht niederschießt. Die Wand, die als erster Markstein im Bergsteigerleben Willy Merkls stand.

Die Südabstürze der Reiteralpe (von Hirschbichl gesehen)
Lichtbild: Ernst Baumann

Der Großglockner im Winter: Abfahrt von der Oberwalder Hütte zur Pasterze
Lichtbild: Ernst Baumann

Um die Watzmann-Ostwand

Höchster Felswall der Ostalpen — brennendes Wunschziel des Bergkundigen! Gleich einer Riesentreppe steigen die schneegebänderten Kalkmassen vom köstlichen Kleinod des Königssees empor. Schier endlos, bis zur zerhackten Krone des dreigipfeligen Grates. Steinschlag dröhnt im Gemäuer, und Pfeiler, Kanten und Stufen türmen sich verwirrend aufeinander. Ein Irrgarten im kahlen Gestein, aus dem nur der fähige Bergsteiger einen erlösenden Ausweg findet!

Es ist begreiflich, daß Willys Sehnsucht schon früh der großen Wand galt. Doch die berufliche Ausbildung hielt ihn in Nürnberg fest. Ein erstes Werben um die gewaltige Mauer endete in Wettertoben und Grauen. Schon unterhalb des Biwakblocks brach es los: Sprühende Wasserfälle schwemmten Schutt und Blockwerk von allen Simsen. Fallende Steine trommelten zum Totentanz, der eiskalte Sturm harfte wild und dichtmaschiges Wolkengespinnst klebte zäh am Fels. Der Traum vom stürmenden Höherstreben klang jäh und unvermittelt aus. Ja, alle Berge haben zweierlei Gesichter: Ein Sonnenlächeln und wilden Wettergrimm! Tropfnaß und bis auf die Knochen durchkältet suchten Merkl und Bechtold einen Unterschlupf für die Nacht. Auf dürftigem Platze kauernd harrten sie der Morgendämmerung. Grausam träge verstrich die Nacht. Anderntags schleppender Abstieg, schmerzlicher Verzicht! Unten am Königssee wollte niemand das gänzlich erweichte und aufgelöste Papiergeld annehmen und erst die telefonische Bürgschaft einiger Freunde schuf eine Vertrauensgrundlage. —

Später in Nürnberg wurde die Watzmann-Ostwand als erstes Ferienziel ins Programm für 1921 eingesetzt. Nach einer feuchtfröhlichen Abschiedsfeier im Freundeskreis und nach langer Bahnfahrt ging es geradewegs in die Riesenmauer am Königssee. Diesmal bei einem Prachtwetter! Unten lachte der See, oben blauer Himmel und dazwischen türmte sich Fels, heller, grauer Kalkfels. Bald steinzerhackt, bald plattenblank! In der engen Zellerhöhle verbrachten die Freunde die Nacht, die sich sternfunkelnd über die Berggrate wölbte. Weiter kletterten die beiden über das eigenartig gerillte „Akademikerband“ und über die wenig übersichtliche Wand zur Gratscharte hinauf. Viele tausend Schritte und Klimmzüge erfordert so eine himmelhohe Bergflanke und die Gelenke werden müde, wenn sie der Felsarbeit entwöhnt sind. Sehr müde! Doch häufig führen die weiten und rauhen Wege zum Glück, das aus der Befriedigung entsprießt.

Erste Kaiserfahrten

Erste Klettertage im Silberplattengemäuer! Weit, weit liegen sie zurück und viele Jahre sind seither verrauscht. Braune, kantige Gesichter, strahlende Augen und lebensfrohe Lippen grüßen aus jenem Abschnitt eines starken, schäumenden Lebens. Harfenakkorde erklingen und ein Lied verweht:

„Wir sind die Fürsten dieser Welt
und unsre Welt ist die sonnige Höh . . .“

Andächtigen Herzens gingen die Seilkameraden Merkl und Bechtold ihre ersten Schritte im körnigen Kaiserkalk. Der Kopftörlgrat der Ellmauer Halt schenkte frühes Erlebnis. Glatt und genußreich verlief die Fahrt über die prächtigen Türme. Übermütig tollten die beiden über die steilen Schuttreißen von der Roten Rinnscharte abwärts. Lärmend sprangen Steine voraus und hinterher strömte lockeres Geröll wie in einem Hexenkessel. Unerwartet tauchten zwei ältere Bergsteiger auf und einer rief mit zornrotem Gesicht: „Ihr zahlt der Sektion Kufstein Strafe für Wegabkürzen! Ich bin der Vorstand Nieberl!“ Wirklich, es war der verehrte „Kaiserpapst“, den die beiden Jungen nur vom Hörensagen her kannten und dessen Kletterfibel sie bereits auswendig gelernt hatten!

War das ein Reinfall! Nein, alles löste sich in Wohlgefallen und abends hockte alt und jung in Hinterbärenbad bei rubinrotem „Spezial“ und schwärmte begeistert und verliebt vom hellen Kalkfels.

Tiefen Eindruck machte auf Willy Merkl der tödliche Absturz Matejaks in der Straßwalchschlucht. Wie früher Reif über eine Knospe kam es über die überquellende Felsliebe, als eine stumme Mannschaft die Bahre mit der Leiche vorübertrug. Bergtod — Schicksal! Lange grübelte er über das grausame, unverstandene „Warum“, das wohl immer unergründet bleiben wird.

Bei einer Durchkletterung der Winklerschlucht lernten die beiden Traunsteiner Ploner und Weinberger aus Kufstein kennen. Gemeinsam blitzten sie am ersten Turm des Totenkirchl-Südostgrates ab, nachdem ein Gewitter mit Feuerstrahl und Regenschauern losgebrochen war. Als erste Kirchlkamine fielen der Christ-Fick- und der Klammerkamin. Vor dem höchst ungemütlich aussehenden Quergang schlug Willy seinem Gefährten tiefsinnig vor: „Machen wir lieber Brotzeit, solange uns das Essen noch schmeckt!“ Es war ihnen beiden der Appetit gründlich vergangen

und mit abgewandten ernsten Gesichtern stärkten sie sich für die damals noch gefürchtete Querung.

Noch lockten die Gipfel des Wilden Kaisers, nicht die ganz schwierigen Wände. Die schroffen Zinnen wurden der Reihe nach besucht und Merkl ging seine Wege weiter in strenger Selbstzucht.

Im Gosaukamm

Zerhackte Felsrecken, bauchige Plattenschilder und schartige Gratschneiden in festlicher, seenbelebter Landschaft — das ist der Gosaukamm. Schon im Oktober 1921 war Willy mit Max Bogner in dieses schöne Bergland gekommen, aber Wetterpech hatte schwere Fahrten vereitelt.

Im August 1922 beherbergte die Vordere Scharwandalm vier junge braungegerbte Männer, die tagsüber stets irgendwo in den jähen Wänden hingen: Merkl, Bechtold, Böttcher und Hermüller. Als vierte Seilschaft erkletterten sie die senkrechte Südwand der Großen Bischofsmütze; eine wertvolle Fahrt zum Beginn! Auf Scharwand, Wasserkarturm, Donnerkogel und manch anderer Zinne drückten sich die vier kräftig die Hände. Die Urlaubstage schwanden wie im Fluge. Noch lockte übermächtig die keckste Berggestalt im Gosaukamm, der Däumling. Aus breiten Geröllströmen springt der Turm in fast fugenlosem Plattenharnisch auf. Erst vier tüchtige Seilschaften hatten ihn bisher auf dem Preußweg erklommen.

Am 11. August zogen Merkl und seine Gefährten aus und packten die nebelverhangene Däumling-Westwand an. Kaminschlünde leiteten höher. Bald erdrückend eng, dann wieder weit klaffend und mit feuchten, moosigen Wänden. Überhänge sperrten dicht gestaffelt den Weg. Endlich standen die vier in der engen Scharte vor dem Gipfelturm. Ein luftiger Quergang führte sie weiter und dumpfe Hammerschläge hallten vom nahen Großwandeck herüber. Noch forderte senkrechter Fels entschlossenes Zugreifen, dann ergab sich der Gipfel.

Sonne lachte aus blauen Wolkenlücken, vergoldete in huschendem Wechselspiel das tote Gestein und mehrte die Freuden der Rast. Nach dem Abstieg in die Scharte erzwang sich die Seilschaft den zweiten Aufstieg über die Ostwand des Niederen Großwandecks. Wetterwolken türmten sich unheildrohend auf. Die sinkende Sonne entfachte schnell verglimmende Höhenfeuer. Dann fiel die Dunkelheit ein.

Mit weiten Sprüngen hasteten vier Schattengestalten der schirmenden Alm zu. Blendende Feuerschlangen züngelten durch die Finsternis und berstendes Krachen füllte die Hochkare. Schwarz und in verhaltener Drohung bäumten sich die Gosauer Berge auf. Nah und doch schon wieder fern; köstliches Erinnerungsgut!

Aus schweren Wänden

Felsland ist Jugendland! Willy Merkl war weder ein unüberlegter Draufgänger noch ein waghalsiger Spieler, kein Akrobat, aber ein gediegener, vollendeter Könner. Einer, der jede Bewegung berechnete und gesetzmäßig ausführte. Er liebte den sonnenwarmen Fels mit aller Inbrunst eines entflammten Herzens. Mit zwanzig Jahren stand die Welt der großen, klassischen Wände vor ihm offen und er griff mählich nach Schwerem und Schwerstem.

Wilder Kaiser - Bergheimat

Ja, die Seilkameraden Merkl und Bechtold fühlten sich bald heimisch im Kaiser! Im körnigen Plattenkalk und bei Mutter Lechner auf „Strips". Nach dem Piazweg über die Kirchl-Westwand galt alles Werben der Fleischbank-Ostwand. Herrgott, war das ein Fels! Nach langem Schauen stiegen die beiden mit bauchigen Rucksäcken ein. Die Quergänge, die flachgriffige Ausstiegswand und die abdrängenden Risse — alles meisterten sie sicher. Auffauchzende Freude überkam sie auf dem Gipfel, denn die 25. Begehung der Wand war ihnen geglückt; zugleich ihre erste klassische Kaiserfahrt.

Nun stand einer Aufnahme Merkls in die Sektion Bayerland wohl nichts mehr im Wege. Wirklich trat er im Dezember 1920 diesem unternehmenden Bergsteigerkreis bei und trug fortan stolz das blausilberne Zeichen neben dem des Österreichischen Alpenklubs am Rockkragen. Mehr noch! Der äußerlich schlichte Mensch bewahrte in seinem Kämpferherzen jenen Geist, der Bindemittel zwischen Kameraden und Triebkraft zu großen Bergtaten ist. Willy Merkl war und blieb stets einer der besten, treuesten „Bayerländer".

Der Kaiser-Urlaub 1921 verlief reich an Erfolgen. Stützpunkt: Griesener Alm. Am 20. August erkletterten die verschworenen Freunde die Lärcheck-Ostwand. Nach kurzen, aber schwierigen Kirchl-Klettereien glückte 5 Tage später ein großer Wurf: Predigtstuhl-Westverschneidung. Trüb und unfreundlich ließ sich der letzte Urlaubstag an. Dennoch stiegen Merkl und Bechtold in der Steinernen Rinne höher und

packten entschlossen an. Oberhalb des „Schildes“ prasselte aus bleigrauem Gewölk Regen nieder. Wasserfälle überspülten den glatten, lotrechten Fels und machten ihn ungangbar. Sie saßen in einer bösen Falle! Eineinhalb Stunden lang hingen die beiden an einem Mauerhaken, bis sie in einer Regenpause den nächsten Überhang und den Ausstieg erzwingen konnten.

Häufig war die Lechnermutter auf „Strips“ in Sorge um die liebgewonnenen Burschen, wenn sie spät nachts oder gar erst anderntags aus den Wänden zurückkehrten. Oft segnete sie gläubig die Mauerhaken mit Weihwasser, „damit koa Unglück g'schiecht!“ Einmal wähnte sie die zwei Stürmer in der Piazwand, während sie in der direkten Totenkirchl-Westwand höherstrebten. Wieder mit einem wahren Ungetüm von Rucksack, in dem Fäustlinge und wollene Unterwäsche nicht fehlten, führten sie die 8. Begehung aus. Damals war noch allgemein ein Freilager üblich. Hoch oben in den Ausstiegsrissen nächtigten sie in einer Höhle und erst mittags kamen sie hungrig zur Stripsenjoch-Hütte. Die Lechnermutter hatte sich wegen des langen Ausbleibens abgekümmert und war deshalb beim verspäteten Erscheinen ihrer Lieblinge nicht gerade in rosiger Laune: „Malefizbuam, in der Piazwand wird doch net biwakiert, und überhaupts ...“ Darauf bescheidener Einwand mit verstecktem Stolz: „Wir haben ja net die Piazwand, sondern die „Direkte“ gemacht!“ Staunen und Freude bei der falsch unterrichteten Hüttenwirtin: „Ah so, nacher gratulier ich, ös Tuifelsbuam!“ Dann teilte sie das Ereignis den Kufsteinern telefonisch mit und sorgte für leibliche Stärkung der „Buam“, bis die Hosenknöpfe aufsprangen. Ja, damals stand die „Direkte“ noch hoch im Kurs!

Zwei Tage später überfiel die gute Frau neuerdings eiskalter Schreck. „Was, den Dülferkamin wollt's machen? Da hat seinerzeit der Dülfer-Hansl seinen nagelneuen greanen Huat verloren. Ich woaß es noch guat, wie er drum g'jammert hat. Ja recht achtgeben heut in dem schiechen Kamin, gelt!“

Glatt bewältigten sie den gefürchteten Spalt, hoch oben an der Kirchl-Nordostkante. Dennoch war Bechtold mißgelaunt, weil er seine kurze Pfeife vergessen hatte. Auf eine rauchlose Gipfelstunde wollte er lieber ganz verzichten. Merkl dagegen stieg allein hinauf, um die geglückte Fahrt im vergilbten Gipfelbuch zu vermerken. Das gewissenhafte Aufschreiben war Willys starke Seite; vor, während und nach der Tur! Unten zeigte Bechtold der Lechnermutter einen verschossenen, fleckigen Hut, den er gefunden hatte. Wahrhaftig, bei allen heiligen Nothelfern!

Das war das Hütl, das der Dülfer-Hansl vor zehn Jahren oben im Kamin verloren hatte. „Ja, ja, der Hansl selig!“

Der alte Lechner war bedeutend weniger zart besaitet als sein Weib. Er zog manchmal über „die damischen Tuifln, die in den gachen Felsen herumkrallen und abfallen, als wär dös a Lustbarkeit“, vom Leder und erzählte grausige Geschichten. Er machte ihnen gern Angst, den „Bergnarren“. An einem Septemberabend kramte er seine schaurigsten Erlebnisse aus und berichtete pfeifenrauchend von Abstürzen und Bergungen, von Blut und Tod: „Ja, der selbigesmal am Predigtstuhl, der hat gar net in Sack einiwollen! Mir ham dem starren Loder die Haxen brechen und mit Draht auf'n Buckel binden müssen, damit mir'n doch einibracht ham ...“

Ganz kleinlaut hörten Merkl und Bechtold zu; sie wollten ja morgen den äußerst schweren Schüle-Diem-Weg über die Predigtstuhl-Westwand wiederholen. Himmelherrgott, wenn nur der Lechner still gewesen wäre! Jedoch der rückte sein Hütl in die Stirn und lächelte boshaft: „Und wenn ihr zwoa morgen in der Stoanernen Rinn aufsteigt, nacher halt's Umschau! Unterm Predigtstuhl liegt noch a Bund Eisendraht, vielleicht wartet er auf seine Bestimmung!“

Bei fahlem Dämmerlicht stolperten die Kameraden unter den wuchtigen Ostabstürzen der Fleischbank höher. Sie dachten noch über die Reden des Hüttenwirts nach, als Bechtold plötzlich wie von einer Natter gebissen zurückfuhr. Um einen Fuß ringelte sich der Draht, der leidige Eisendraht! Doch alle Hemmungen niedergetrotzt und eingestiegen! Es gab schwerste Arbeit, denn die Erstersteiger hatten sämtliche Mauerhaken wieder mitgenommen. Bechtold führte durch die Verschneidung, Merkl über Wand und Quergang. Es war ein Weg an der Grenze ihres Könnens. Vielleicht wartete das rostige Drahtbündel doch auf seine Bestimmung? Dummes Zeug! Nur weiter! Alles glückte und abends hängten die Sieger dem lästernden Lechnervater übermütig den Drahtring um den Hals. Seltsam, daß sie droben im Fels so oft daran gedacht hatten, aber Gedanken sind oft kraus und verworren, können quälen und verfolgen.

Mit dem Fiechtlkamin und der 4. Begehung der Kleinen-Halt-Nordwand klang dieser Bergsommer im Kaiser aus. Abseitig lagen die grauen Wände in späteren Jahren, als Willy in Augsburg weilte. Unbekanntes Bergland tat sich vor ihm auf: Tannheimer Gipfel, Wetterstein und Karwendel. Augsburger Bergsteiger lernten den blonden, blauäugigen Kameraden rasch lieben und achten und begleiteten ihn häufig in schwierigsten Fels.

Aus der Fülle jener Fahrten seien nur herausgegriffen: die 7. Durchkletterung der Schüsselkarspitze-Südwand im August 1923 und die 6. Ersteigung der Laliderer-Nordwand im nächsten Sommer.

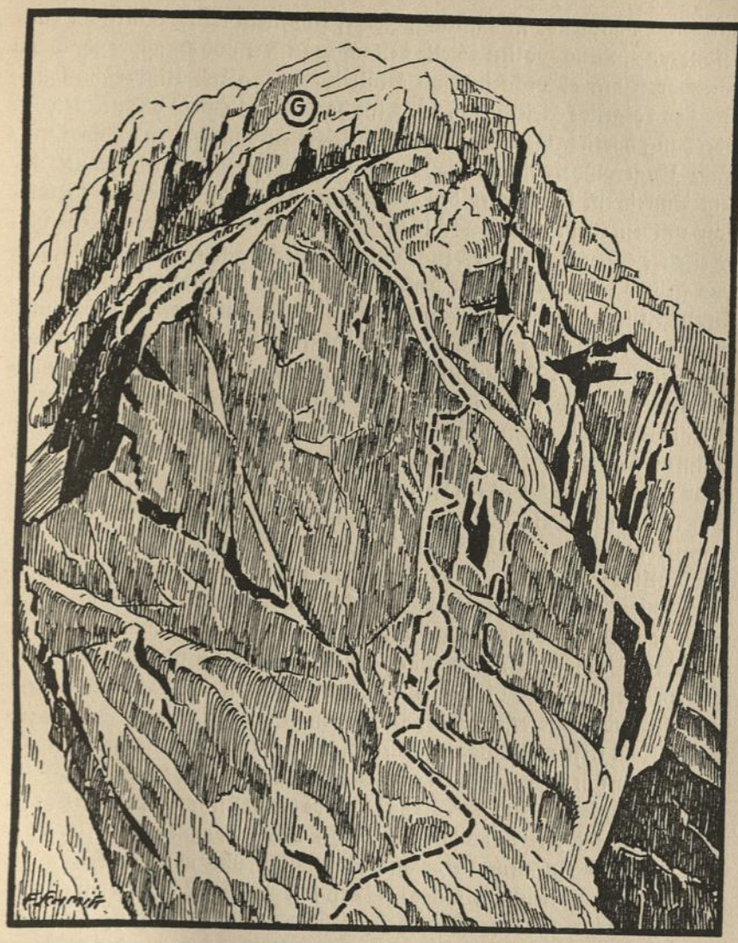
Eigene Wege im Fels

Der junge Bergsteiger will Entdecker, Eroberer, Bahnbrecher sein. Letzte Befriedigung gewährt ihm der eigene Weg, den vor ihm noch kein Mensch beschritt. Doch selten wird uns Spätgeborenen das Glück des neuen, eigenen Pfades zuteil. Meist zwingt uns der Weltenlauf in festgetretenen Bahnen zu wandeln.

Die ersten Neutouren im Fels glückten dem zwanzigjährigen Willy Merkl im Chiemgauer Bergland. Hörndlwand und Kampenwand boten noch befriedigende Aufgaben. 1923 fielen ihm zwei schöne Erstbegehungen zu: Am 15. Juli die Gehrenspitze-Südostwand und drei Wochen später die 600 Meter hohe Gimpel-Nordkante, die er selbst „eine der schwierigsten und eindrucksvollsten Fahrten in den Tannheimer Bergen" nannte. Der Beginn des Bergsommers 1924 brachte eine der wertvollsten Felseroberungen Willy Merkls, die Südwand des Kleinen Mühlsturzhorns. Sie wurde oft bestaunt mit ihren glasglatten Plattenschildern und der gelbroten, lotrechten Begrenzungskante. Aussichtslos, völlig aussichtslos erschien jeglicher Versuch! Trotzdem war Bechtold schon im Frühjahr 1924 hinaufgestiegen zum Fuß der Mauer, um nach einer schwachen Stelle auszuspähen. Bis unter die vermutliche Schlüsselstelle, die Verschneidung, hatte er sich emporgearbeitet. Eine zage Hoffnung, ein unsicheres „Vielleicht" brachte er mit ins Tal.

Zu Pfingsten trat eine entschlossene Traunsteiner Mannschaft an: Merkl, Bechtold, Bogner und Müllritter. Dieser sollte seine Feuertaufe im schwierigsten Fels empfangen. Um 1 Uhr morgens stiegen die vier, beladen mit Seilen und klimperndem Eisenzeug, wie versprengte Diebe durchs Fenster der Traunsteiner Hütte ins Freie. Leise, ganz heimlich! Schweigsam wanderten sie dem Einstieg zu. Über dem Mühlsturzhorn strahlte ein großer Stern wie ein Diamant im dunklen Samt der Nacht: Ein gutes Vorzeichen! Wenn der Mensch in den harten Kampf zieht, dankt er für ein leises Schicksalslächeln.

Durch eine rotbrüchige Rinne ging es zum Einstieg hinab. Nun türmten sich die Plattentafeln nah und beängstigend auf. Bechtold kletterte bis zur Verschneidung voraus, denn er kannte ja die Geheimnisse des



Kleines Mühlsturzhorn, Südwand

1. Erkletterung am 8. Juni 1924 durch Merkl, Bechtold, Bogner und Müllritter

G = Grundübelhörner

unteren Wandteils. „Schneidig, Fritze, schneidig!“ rief Willy an einer besonders eindrucksvollen Stelle hellauf begeistert und ermunternd. Dann packte er selbst, abwechselnd mit Müllritter, die glatte Rißverschneidung und das folgende Kriechband an. Eine harte Nuß! Höher oben leistete ein Überhang hartnäckigen Widerstand. Alle Hakenkünste halfen nichts. Drükkende Ungewißheit machte sich breit. Wieder zurück? Allen graute vor dem Umkehren. Tief unter den Fußsohlen zog das geröllerfüllte Gewirr von wilden Gräben und Schluchten abwärts. Endlich brachte ein verzweifelter Quergang an fast fugenloser Platte jenseits einer Ecke Erlösung. „Es geht!“ schrie Müllritter heiser herüber, „die Wand legt sich zurück.“ Unbegreifliche Glücksstimmung kehrte ein. Vergessen waren alle Gedanken an Abstieg, Rast und Freilager. Weitergestürmt! Der Sieg schien gewiß und greifbar nahe. Bei aufziehender Dämmerung erreichten die vier Freunde den Gipfel und hasteten nach herzlichem Händedruck über den Westgrat abwärts. Ein Tappen, Fallen und Stolpern durch den Irrgarten der Dolinen folgte und Latschenfilz hemmte den nächtlichen Abstieg. Müllritter stürzte kopfüber in ein tiefes Felsloch, aber das Glück blieb an diesem Tag treuer Gefährte. Hunger, Durst und Müdigkeit regten sich und weit spannte sich noch der Weg zur Hütte.

Loisl, der Hüttenwart, wußte vom Sturm auf die Kleine Mühlsturzhorn-Südwand und ließ die Lichter länger als notwendig brennen. Wir saßen wartend in der Ofenecke und die bange Sorge wuchs mit den vergehenden Stunden. Endlich knarrte die Türe und die vier kamen; Merkl trat ein wenig später in die Stube als die anderen. Er hatte sich erst gewaschen und umgezogen. Korrekt, wie immer, den sauberen Scheitel gezogen! Das tiefe Erlebnis, die Siegesfreude und die körperlichen Bedürfnisse hatten ihn nicht aus dem gewohnten Gleichgewicht geworfen.

Im Laufe des Sommers 1924 wurde die Westliche Marienbergspitze erstmals direkt aus der Schwärzscharte erklommen, der Hörndlwand ein neuer Durchstieg abgelistet und am 21. September glückte die 1. Ersteigung des Geiselsteins über die Nordostkante.

Das Jahr 1925 brachte reiche Ernte. Zu Pfingsten ging es in die Leoganger Steinberge, um die 600 Meter hohe Nordkante des 5. Sauhorns zu erstürmen. Vier Männer: Merkl, Bechtold, Edmeier und Müllritter. Scharf und drohend „wie ein in die Erde gerammtes Schlachtmesser“ erscheint der Berg von Norden gesehen. Bechtold schrieb über die herrliche Felsarbeit: „Das war kein Klettern mehr, das war ein Jagen, ein Schwelgen, ein Schweben . . .“

Schon am nächsten Sonntag kämpfte sich Willy mit H. Kraus durch die unbegangene Gimpel-Nordostwand. Im August zog eine stattliche Freundesschar in die Dolomiten. Erster Erfolg mit Dr. Hugo Hamberger: Punta-Civetta-Ostwand. Hierauf Übersiedeln in die phantastisch turmreiche Marmaroligruppe. Mit Toni Leiß und Ernst von Siemens wurden 7 Felswege eröffnet, von denen die 400 Meter hohe Monticello-Nordkante besonders erwähnt werden soll. Daheim im wohlbekannten Tannheimer Bergrevier zwangen Willy und Toni Leiß am 20. September die Gimpel-Nordwestkante. Möglichst gerade ansteigend! Wie sagte der stets lustige, unverwüstliche Toni immer? „Wie mit'm Lineal ziehn wir unsern Weg auffi!“

Im Oktober beschritt Toni Leiß in der gleichen, ihm lieb gewordenen Gruppe seinen letzten Bergweg. Ein unbegreifliches, dunkles Geschehen fällte ihn, den Alleinersteiger der Fleischbank-Ostwand, der sich in schwierigem Fels heimisch fühlte wie wenige. Wir dürfen nicht nach dem „Warum“ fragen, sonst müßten wir uns gegen das unerbittliche Schicksal auflehnen. Und alles geschah so: Merkl und Leiß waren in die Nordwand der Gehrenspitze eingestiegen, um ihr einen neuen Durchstieg abzutrotzen. Sie hatten es wahrscheinlich auf den erst später von Walter Stösser erkletterten „Battertriß“ abgesehen.

Toni war an diesem Tage scheinbar nicht in seiner bekannt guten Verfassung, denn er stürzte schon am Beginn der Schwierigkeiten einige Meter. Daraufhin beschlossen die beiden zur Nordwandführe Maisels auszukneifen. Nach einigen Seillängen galt es einen vorspringenden Überhang in einer Linksschleife zu umgehen. Toni, der führte, konnte von Merkl nicht beobachtet werden, weil ein Felserker die Sicht versperrte. Qualvoll langsam lief das Hanfgeflecht zollweise durch die Fäuste des Sichernden. Seil aus! Noch konnte Leiß nicht stehen, sondern hing an winzigen Splittern verkrallt oben an glatter Wand. Nur wenige Meter trennten ihn vom sicheren Standplatz. „Seile dich los!“ rief er dem Gefährten zu, „ich muß noch etliche Meter Strick haben!“

Merkl wollte den Knoten, der eine Seilschaft auf Gedeih und Verderben verbindet, nicht lösen, aber in schärfster Tonart wiederholte Toni seine Forderung. Es mußte schon schlimm um ihn stehen! Hastige Hammerschläge gellten. Nun noch die Reepschnurschlinge eingehängt, einige Meter Seilzug und alles war gut . . .

Mit zitternden Fingern knüpfte Willy das Seil von seiner Brust. Schließlich mußte er es mit gestrecktem Arm ganz freigeben. Jetzt war die

Verbindung zwischen dem oben verzweifelt Kämpfenden und dem unten sorgenvoll Harrenden getrennt.

Plötzlich ein schürfendes Geräusch des Abgleitens auf glattem Gestein — schon flog der dunkle Schatten eines gestreckten Körpers in weit gewölbtem Bogen an Willy vorbei und fiel in die haltlose Tiefe. Weit, weit hinab!

Unaussprechlich hart ist es, einen guten Kameraden zu verlieren, viel schmerzlicher ist es noch, ohnmächtiger Zeuge sein zu müssen. In solchen Augenblicken sinkt der Wert des eigenen Lebens auf ein kaum mehr beachtetes Mindestmaß. Und dennoch kämpfte sich Willy Merkl, kaum seiner Sinne mächtig, aus der Todeswand. Nach rechts, gegen den Westgrat zu, entrann er wie in irrem Fieberwahn den Felsen.

Füssener Bergkameraden suchten anderntags nach dem Toten und sie fanden ihn auf einem Wandabsatz etwa 150 Meter über dem Karboden. Dem armen Toni war in Griffweite vom rettenden Stand der Seilzughaken ausgebrochen. In aufopfernder Arbeit schafften die Bergsteiger den Toten abseilend aus der Wand. In Füssen bereiteten sie ihm mit Münchner Freunden die letzte Raststätte.

Es war dies das schmerzlichste Ereignis in Merkls bisheriger Bergsteigerlaufbahn. Lange haderte er mit dem Schicksal und nie konnte er die Bitternis des Verlustes völlig vergessen und überwinden. Weilte er in den Tannheimer Bergen, so ging er nie ohne einen Blumengruß, ohne ein heißes, inniges Gedenken. —

Und wieder ein Jahr später: Bei einem Versuch, die Südkante des Großen Mühlsturzhorns zu bewältigen wurde am 29. Juni, gleichsam als Trostpreis, ein neuer Südanstieg gefunden. Viel Kaminklettern! Nach weiteren vier Wochen nistete sich Merkl mit fünf Freunden in der Mulaz-Hütte im Pala-Nordzug ein. Wieder gelang es 7 schöne Aufgaben zu lösen. Hervorzuheben sind die 1. Überschreitung der 3 freistehenden, kühnen Campanile di Lastei und die Eroberung der von gefährlichen Steinbatterien verteidigten Cima di Campido-Nordwestwand.

Im Ammergau fiel am 26. September vereint mit Max Niggl die prall ins Gumpenkar abstürzende Krähe-Nordwand.

1927 erstieg Willy Merkl nach einem verregneten Pfingstsonntag den kecken Hochgscheidturm in der Reiteralm erstmals. Im gleichen Sommer widmete eine Auslese der Traunsteiner Klettergilde ihren Urlaub den Loferer Steinbergen. Am 31. Juli griff Willy mit drei altbewährten

Kameraden den Rothörndl-Nordwestgrat an. Auf einem abschüssigen Band lag eine fast zimmergroße Felsplatte. Willy war schon darübergegangen, als jedoch Bechtold hinaufsprang, rollte die riesige Plattentafel wie auf Kugeln der Tiefe zu. In der Fallinie stand sichernd Ludwig Bogner wie im Schatten des Todes. Er rettete sich durch einen gewaltigen Seitensprung und nur der Rucksack stürzte ab. Gnädiges Schicksal — Bergglück! Als vornehmstes Problem galt die 700 Meter hohe Rothorn-Nordkante. Begleitet von Bogner und Müllritter bezwang Merkl am 14. August den gewaltig aufgebauten Pfeiler. Es war eine lange, schwierige Kletterei. Ein mehrmals als menschlicher Steigbaum dienender Kamerad wurde kurz „Diener Johann" gerufen. Gegen Abend tat höchste Eile not, denn das Wetter sah obendrein besorgniserregend aus. Zuletzt kletterte Willy mit der Taschenlampe voraus und tastete im grellen Lichtkegel die gipfelnahen Wände ab. Es konnte nicht mehr weit bis zur Spitze sein! Ein vom Seil gelöster Stein traf Müllritter so unglücklich am Kopf, daß warmes Blut unter dem Hut herausickerte. Also Biwak! Unter einem Überhang kauernd verbrachten die drei hoch oben die Nacht. Verstreute splitterkleine Tallichter grüßten flimmernd herauf. Beim Morgengrauen fing es zu regnen an. Dennoch wurde das letzte Bollwerk erstürmt und schon um ½6 Uhr die Spitze betreten. „Wohl die schönste Fahrt in den Loferer Steinbergen", urteilte Willy selbst.

Zukünftig widmete er sich immer mehr dem Eis, plante weitausholend Großes, Höchstes. Nur spärlich sind weiterhin Neutouren im Fels zu vermerken: Am 26. August 1928 erkletterte er den Hinterödkopf über die Nordkante, am 9. Mai 1929 die Tiefkarspitze durch die Westschlucht und am 23. August 1931 die Regalpwand über die Südwestkante.

Rund 40 eigene Wege ging Willy Merkl im Kalkfels, der bald verschwenderisch griffig oder marmorglatt, stahlhart oder splitterbrüchig ist. 40 Pfade, die in drängender Ungewißheit begannen und nach heißem Kampf zur Beglückung führten. Ihm waren sie Geschenke der Berge, uns bleiben sie Denksteine seines Tuns.

Im Felsparadies der Dolomiten

Dolomiten — ein betörend klingendes Wort für jeden, der die Freuden luftiger Pfade kennt und sucht. Im Sommer 1924 verfiel Willy Merkl erstmals dem Zauber der Berge Südtirols. Er schrieb selbst darüber: „Mit

unheimlicher Gewalt lockten die mächtigen Felswände. Mit nicht zu beschreibender Freude eroberten wir sie, eine nach der andern. Drei Sommer hintereinander kam ich wieder, um immer aufs neue das Glück auszukosten, die Kräfte in diesem Fels zu erproben, der das Paradies für den Kletterer ist. Die Wände stiegen unmittelbar vor uns auf und der Fels begeisterte uns durch sein helles Leuchten, durch die feste Griffigkeit und die unerhörte Kühnheit seiner Formen. Wir sahen mit glücklichen Augen das südliche Land zu unseren Füßen, tiefblau wölbte sich der Himmel über uns, mit hellem Grün zogen die Lärchenwälder zu Tal. Unvergeßliche Zeit, da uns das Wagnis mit reichstem Erleben belohnt wurde!"

Den Gipfeln um Sexten galt 1924 der Antrittsbesuch. Gewaltigen Eindruck machten die Riesenflammen gleichenden Felsgiganten der Drei Zinnen. Nach dem Dülferweg durch die Schwabenalpenkopf-Nordwand sollte der Preußriß versucht werden. Wenn die Sextener Bergführer vom Preußriß reden hörten, legten sie ihre Pergamentgesichter in Falten und brummten: „Der geht niecht mehr, seit dem Krieg!" Ein Granatvolltreffer hatte angeblich eine Wandpartie abgesprengt und den Aufstieg unmöglich gemacht. Am Einstieg unter der rötlichen Steilmauer knobelten Merkl und Bechtold um die Führung, während Siemens mit Möhling anpackte. Es hieß hart zugreifen, bis sich die berüchtigte Einstiegswand ergab, und auch die Überhänge des 150 Meter hohen Risses forderten manchen Schweißtropfen.

Große Aufgaben wie Einser-Nordwand und Zinne-Westwand mußten zurückgestellt werden. Schlechtwetter! Neuschnee deckte die wolkenverhangenen Hochgipfel. Aber ragte nicht in der Nähe des Misurinasees jener phantastische Turm auf, den außer Dülfer und Bernuth noch niemand frei erklettert hatte? Der Torre del Diavolo! Trotz empfindlicher Kälte wurde der Teufelsturm angegriffen. Siemens bewältigte dank seiner langen Gliedmaßen den „maximalen Spreizschritt", Merkl den darauffolgenden Riß.

Während der nächstjährigen Dolomitenfahrt wurde Neuland in der Civetta- und Marmaroligruppe aufgestöbert. Außer den schon bekannten Erstbegehungen sind zu erwähnen: eine Erkletterung der Civetta über den Nordgrat sowie der Südwände der Punta di Fiammes und Tofana di Roces.

1926 reizten im Pala-Nordzug ebenfalls die unerstiegenen Wände und Grate. Abschlußfahrt nach reicher Ausbeute: Schleierkante der Cima della Madonna. Findet man irgendwo im Zackenwall der

Alpen prächtigere Kletterei an griffigerem Kalk? Nein, die Schleierkante ist Himmelsleiter aller Felsgeher, erträumter Pfad und einmalige Erfüllung! Das Höhersteigen wird zum beglückenden Fest, das viel zu früh auf dem Gipfel ausklingt. In einer Dreier- und einer Zweierseilschaft klommen Merkl und seine Kameraden höher. Voraus führte der junge Jagonel aus San Martino einen Herrn und manchmal sirrten Steine bedrohlich nahe vorbei. Am zweiten, jähen Kantenpfeiler stürzte unerwartet der Vorauskletternde. Ein gekrümmter Körper flog wie ein dunkler Vogel, der nach Beute stößt, in die Tiefe. Klingend spannte sich das Seil, dehnte sich knisternd und hielt die pendelnde Last. Tief unten in der glattgehobelten Nordwand hing der Gestürzte, nachdem er fast die ganze Seillänge geflogen war. Nur die Haut der Fingerspitzen und die Kletterschuhsohlen hatte er auf seiner Luftreise durchgescheuert, sonst war er unverletzt geblieben. Ein unerhörtes Glück! Nach hartem Zugreifen und gewagten Seilmanövern ging es gemeinsam weiter. Immer gerade höher, die weite Kluft vor dem letzten Kantenaufbau überspreizend und durch den seichten Kamin bis zum Steinmann. In die Freude mengte sich fragendes Grübeln über Sein und Vergehen, über die Entscheidung eines flüchtigen Augenblicks.

Nachdem die Kameraden abgereist waren, begeisterte sich Willy am blauen Zauber der Adria und überschritt schließlich — nochmals in den Dolomiten — die Hochfläche der Sellagruppe.

Und nochmals Kaiser!

Eine kleine Nachlese! Willy haßte Lücken als Zeichen einer sprunghaften Entwicklung. Er füllte und glich sie gerne aus, auch in seinem Fahrtenbericht, in seinem Erinnerungsschrein.

So ging er 1928, kaum vom Montblanc zurückgekehrt, geradewegs in die Fleischbank-Südostwand, damals noch die schwierigste Kalkkletterei. An einem mörderisch heißen Augusttag erzwang er sich zusammen mit Bechtold, Lettenbauer und Rudi Möhn den Durchstieg als 7. Seilschaft. Nach einer schweren Karwendelfahrt, der 4. Begehung der Praxmarerkar-Nordwand, folgte er am 30. September wieder dem Lockruf der Kaiserwände. Dem Dülferriß in der gelblichen, von Überhängen gesperrten Einbuchtung zwischen Christaturm und Fleischbank sollte das Werben gelten. Es war die 13. Begehung fällig. Ja, wenn man abergläubisch gewesen wäre ...

Bechtold hatte den ersten Überhang schon hinter sich. Ein letzter Klimmzug — und lautlos brach das Felsköpfl aus, an dem er hing. Aber Seil und Freundeshände hielten tapfer und ohne Aufenthalt wurde dem Dülferriß die 13. Begehung abgetrotzt.

Erwähnt werden soll, daß Willy ein zweitesmal die direkte Totenkirchl-Westwand erkletterte, und zwar im Herbst 1929 nach seiner Kaukasusfahrt. Es war die 100. Begehung des Dülferweges und führte auf den 101. Gipfel seines Jahresberichts. Auch im August 1931 zog er in treuer Liebe kaiserwärts. Dabei erfreute er sich ebenfalls zum zweitenmal an den Schönheiten der Fleischbank-Ostwand.

Letzter Felsgang

Grauer Fels, der du voller Härte und Beglückung bist! Totes, kaltes Gestein, aus dem durch Wagnis und Tat der Götterfunken des Erlebnisses springt! Dir gilt die Liebe des jungen Stürmers, bis das strahlende Eis, der Kristallschmuck hoher Zinnen, den reifen Mann zwingend hörig macht. Und zuletzt wachsen die Ziele mit den Wünschen, mit dem Können und der Kühnheit des Strebens. Aber der Zauber, der in den blanken Felsfluchten wohnt, der um schnittige Kanten und zerschründete Gratfirste webt, nimmt auch später bergfrohe Herzen gefangen. Steiler Fels ist ein ewiger Jungbrunnen!

Im Herbst 1933 galt Willy Merkls Trachten schon dem Nanga Parbat. Alle freien Stunden und Alltagsabende, alle Gedanken und Handgriffe! Trotzdem unterlag er noch der Verlockung heimatlicher Felszinnen. Am 17. September rang er mit Hans Huber der gewaltigen Südkante des 3. Watzmannkindes die 4. Begehung ab und am 1. Oktober gelang den beiden die Erkletterung des Hohen Gölls durch den Trichter. Seidig die Luft, herbstlich prangend Wälder und Hügel und hart das Ringen mit dem Berg! Das war Willys Abschied vom grauen Fels, den er als ein Stück vertraute Heimat betrachtete. Abschied vor seinem letzten Ausmarsch in jene ferne, unbegreiflich große Welt höchster Berge, die ihn aufnahm und behielt.

Karwendel: Lalidererspitze und Lalidererwände

Lichtbild: Otto Angermayer

Dolomitenfels: Von links Cima di Campido, Cima di Fiscobon, Campanile di Fiscobon und Campanile di Quattro Dita (Palagruppe)

Lichtbild: Willy Merkl

Weiße Gipfel - blaue Stunden

Wenn der Schnee aus hohem Himmel rieselt, so verzaubert er die Berge über Nacht. Vorbei sind die Tage des rauhen Klimmens im Fels und das weite Tor zur Wunderwelt des Winters steht offen. Weiße Gipfel und blaue Stunden verschwenden tausendfältig Höhenglück.

Ein wahrer Bergsteiger muß auch Skiläufer sein! In den heimatlichen Bergen schnallte Willy Merkl erstmals schlanke Bretteln unter die Füße. Beharrlich und voller Lerneifer wie immer versuchte er die ungebärdigen Schneerosse zu lenken und zu beherrschen. Später freute er sich über die gerundete Sichelspur des ersten gelungenen Telemarks und dann spurte er höheren Gipfeln zu. Nicht Sportgerät waren ihm die nordischen Gleithölzer, sondern Schlüssel zu schneeverwehten winterlichen Höhen.

An Ostern 1921 stand der erste Dreitausender auf dem Programm: das Kitzsteinhorn. Helle Begeisterung ließ alle Mängel des Rüstzeugs geduldig ertragen. Die schweren, klobigen Hölzer stammten aus Salzburger k. und k. Militärbeständen und waren mit Federbindungen versehen. Die gewichtigen, nägelstarrenden „Kommißstiefel" erwiesen sich nicht als unbedingt schnee- und wasserfest. Skiwachs — eine Schmiere, die meist das Gegenteil von dem bewirkte, was man wollte! Aber was schadete das alles? Von strahlendem Wetter begnadet, wurde das edle Silberdreieck des Kitzsteinhorns erstiegen und anschließend der wächtengekrönte Großvenediger besucht.

Frühjahrsziel 1922: Ötztaler Berge. Die bedeutendsten Hochgipfel mußten sich beugen: Wildspitze, Hochvernagtspitze, Fluchtkogel, Weißseespitze und Weißkugel. Vom nächsten Winter ist nur über eifriges Skilaufen in den Berchtesgadner und Chiemgauer Schneegefilden zu berichten. 1924 ging es ins Stubaier Gletscherrevier. Bei blauem Himmel und führigem Pulver wurden das Wilde Hinterbergl, die Westliche Seespitze und die Ruderhofspitze erstürmt. Längst hatte sich Willy schon zu einem Skiläufer herangebildet, der die Bretter flüssig beherrschte. Es hieß zwar Umlernen vom schmalspurigen Telemark zur standfesten Arlberghocke, aber das brachte der Wandel der Zeit von selbst mit sich. Stolz war er stets auf seine sorgfältig ausgewählte, tadellose Ausrüstung vom Zehenriemen bis zum Stirnband, vom Wachs bis zum Seehundsfell.

Im Februar 1925 brach er in den Arlberger Skihimmel ein und holte sich die Valluga. Zwei Wochen später glorreicher Brettelfeldzug durch

die Silvretta! Unter der Gipfelbeute befanden sich: Seehorn, Piz Buin und Dreiländerspitze. Neben Lastenschleppen und Spuren viel Skigenuß! Anschließend rückte er mit Dr. Hugo Hamberger dem trutzigen Großglockner auf den Winterpelz. Eine Fahrt, die im grausen, tobenden Schneesturm beinahe schief gegangen wäre! Die Spitze selbst blieb versagt, nur der Kleinglockner wurde nach grimmem Kampfe betreten. Die schlimm aussehenden Erfrierungen heilten rasch aus und schon am 10. April rammte Willy Merkl seinen Pickel in die Gipfelwächte des Ankogels.

Im Januar 1926 besuchte er die Sulzfluh und nach Kitzbüheler- und Karwendelgipfeln neun Dreitausender in der Goldberggruppe. Immer großzügiger suchte er seine Skituren zu gestalten, die Grenzen der Wochenendfahrten auszudehnen und die Doppelspur über möglichst viele Erhebungen zu ziehen. Mutig drang er in steiles, lawinenbedrohtes Gelände ein und führte besonders im Karwendel, meist begleitet von lieben Augsburger Freunden, zahlreiche Erstbegehungen mit Skiern aus. Hervorzuheben sind: Kühkarlspitze, Kaltwasserkarspitze aus dem Moserkar, Moserkarspitze und Rauhkarlspitze.

Die letzte Aprilwoche des Jahres 1927 war der Bernina geweiht. Schon lange ein sehnlicher Wunsch! Antrittsbesuch: Piz Misaun. Die nächste Nacht verbrachte Merkl mit seinen drei Gefährten in der Marco e Rosa-Hütte, „die im denkbar schmutzigsten Zustand war". Am folgenden Morgen ging es bei wolkenlosem Himmel mit Pickel und Steigeisen über den schmalen Südgrat auf den ersten Viertausender, den Piz Bernina. Fernsicht bis zum Monte Rosa! „Die Seilabfahrt über den Morteratschgletscher zur Bovalhütte geht ohne besonderen Zwischenfall (Wittmann verliert Pickel, Stengel und ich „fliegen" über die obere Buuch) von statten."

Am 27. April wurde der ebenmäßige Dreispitz des Piz Palü bis 200 Meter unter den Gipfel mit Skiern bestiegen. Zuletzt mit Steigeisen über den Ostgrat! Im Schneetreiben „nach allerhand Freuden und Leiden einer verwickelten Seilfahrt" zur Bovalhütte, die Bergführer Kohler anderntags absperrte. Nächster Gipfel: Piz Tschierva, dann Übersiedeln nach den Fleischtöpfen und Federbetten Pontresinas. Ausklang: Piz Mortél, Piz Corvatsch und Nebelfahrt über die Fuorcla Sella.

Schon geraume Zeit reizte Willy die große Skiläufer-Kraftprobe, der „Pinzgauer Spaziergang" von Zell am See nach Kitzbühel. Im März 1928 rückte er mit zwei Freunden aus. Einleitung im Schmittenhöhe-Hotel: „Ober im Frack — und als Nachtquartier erhielten wir „Bergsteiger" einen Liegestuhl, wie ihn die Hotelgäste tagsüber zum

Sonnenbad benützen." Um 5 Uhr früh Aufbruch. Schon auf dem vierten Gipfel, dem Obergernkogel, überkam einen Teilnehmer angesichts des bevorstehenden langen Weges „Lust zum Pelzen" und er legte sich genießerisch in die Sonne. Willy und Raechl zogen weiter. Mittags begegneten ihnen auf dem Sonnberg Reimer und Welzenbach, „die über den langen Schlauch furchtbar schimpften." Willy ließ sich durch alle schlimmen Prophezeiungen der beiden nicht kopfscheu machen. „Mir wollte es nicht eingehen, halbverrichteter Dinge ins Pinzgau abzufahren. Ich legte ein scharfes Tempo vor."

Eigenwillig spurte er mit größter Kraftanstrengung weiter durch breiigen Firn und allmählich vergrößerte sich der Abstand zwischen ihm und seinem hungrigen Gefährten immer mehr. Vom Mittagskogel aus rief Raechl seinem auf dem Leitenkogel stehenden Freund herüber: „Ich fahre ins Pinzgau ab!" Antwort: „Und ich nach Jochberg und Kitzbühel!" Wirklich führte Willy, wenn auch zuletzt mit wackligen Knien, allein die Gewalttur zu Ende und traf nach Mitternacht daheim in Augsburg ein.

Josefi-Skifahrt ins Zillertal! Der Angriff auf den Olperer scheiterte am Spätnachmittag in tief verschneiten Felsen etwa 80 Meter unter dem Gipfel. Anderntags über die Wildlahnerscharte ins Schmirntal und höchste Eile auf den Zug. „Von Jodok erreichten wir im bestellten Auto in einer unvergeßlichen Wettfahrt mit dem bereits daherbrausenden Schnellzug diesen im Augenblick seines Anhaltens in Steinach. Kinderwagen ums Haar überfahren!" Also Tempo — Tempo!

Am nächsten Sonntag: Wintererersteigung der Birkkarspitze aus dem Hinterautal mit teilweiser Skibenützung. Natürlich reichlich steile Hänge! „Herrliche, doch anstrengende Fahrt!" Heimwärts brach bei der Radfahrt nach Scharnitz ein Pedal und wieder gab es eine übliche Hetzjagd zur Bahn.

Ostern 1928 wieder im Zillertal! Aufbruch bei Regen, dann Belohnung durch herrlichstes Wetter. Knieerweichender Schlauch zur Berliner Hütte und weiter auf den Schwarzenstein. Es ist kein Vergnügen durch einen halben Meter Pulverschnee zu waten! Hierauf „Bombenabfahrt in einem Schuß zum Sattel vor dem Großen Mörchner, den wir leider wegen der beschwerlichen Verhältnisse aufgeben mußten. In langen Schußfahrten ohne Seil in herrlichem Genießen zur Zunge des Schwarzensteinkeeses hinab. Fünfstündige Aufstiegsstrecke in siebzehn Minuten Abfahrt bewältigt!" Auf der Berliner Hütte trafen Willy und seine

Traunsteiner Kameraden mit den ersten „Alpendurchquerern" zusammen, die sich seinerzeit auf dem Wege vom Schneeberg zum Montblanc befanden.

Weihnachten feierte Willy im gipfelreichen Turer Skiparadies, im prächtigen Lizum, und auf einer Sonntagsfahrt holte er sich einen der schönsten Schweizer Skigipfel, den Piz Sol. Im März zog er die Spur zum zweiten Mal über die fünfzehn Kogel des „Pinzgauer Spaziergangs" und noch im gleichen Monat trug er befriedigt stolze Stubaier Eisgipfel in sein schlichtes Fahrtenbüchlein ein: Zuckerhütl, Wilder Pfaff, Schaufelspitze und Westlicher Daunkogel.

Zu Weihnachten 1930 schwelgte er im Pulverschnee lohnendster Silvrettagipfel. Weiterhin betonte Willy den Genießer am Glungezer und auf der Parsennstrecke. Herrgott, war das ein berauschendes Dahinfegen, ein schier erdbefreites Spiel! Der Bergsteiger kam dagegen in der Bernina (Piz Roseg, Piz Morteratsch und Piz Tschierva) zu Wort und auf ungemein anstrengenden Berchtesgadner Fahrten. Fast unmöglich erscheint es, in einem Tag vom Torrener Joch über Schneibstein—Schlunghorn—Kleinen Hundstod und Wimbachscharte in die Ramsau zu kommen. Wenn es auch früher nie gelungen war, Willy Merkl schaffte diese Durchquerung des Hagengebirges und des Steinernen Meeres in der fabelhaft kurzen Zeit.

An Pfingsten beugte sich als letzter Skigipfel des Jahres vor nahen Felsabenteuern die Angelusspitze. König Ortler hatte es Willy angetan. Im Januar 1932 kam er werbend wieder und erstieg den gewaltigen Ostalpenkönig sowie einige seiner Trabanten. Cevedale — Inbegriff seliger Fahrt im stäubenden Schnee! Hernach erfolgte noch ein kurzer Abstecher in die abseitigen Münstertaler Berge.

An Weihnachten 1932 zwang Merkl den schroffen Rettenstein, weit hinten in den welligen Kitzbüheler Skigefilden und im April 1933 holte er sich den Muttler im fernen Samnaun.

Nicht viel Zeit blieb ihm im letzten Winter vor seiner Himalajafahrt für große Skituren. Arbeit, und nochmals Arbeit füllte Tage und Nächte. Und dennoch griff Willy manchmal nach den lieben Latten und listete dem drängenden Zeitenlauf einige Stunden ab. Dann zog er beglückt und befreit die schmale, blaue Doppelspur hügelauf und ab. Sie war ihm Weg und Ziel, Verheißung und Erfüllung, eine Straße der Seligkeit in ein lichtes Sonnenland.

Im Eis

Fels — das ist Trotz, erstarrte Bewegung, steinerne Flamme; Eis — das ist Leben, Licht und kalte Schönheit! Im Eis offenbart sich die hoheitsvolle Übermacht der Berge, stets wandelbar, berstend und strömend. Eis sprengt das härteste Gestein ...

Eis verlangt ernste Reife, nicht stürmenden Übermut, „will von Männern, nicht von Buben erobert sein", wie Willy Merkl sagte. Dort gilt es, „alles trotzige Wehren des Berges gelassen hinzunehmen, nicht zu erschrecken und zurückzuweichen vor der Gewalt seiner Waffen. Je stärker der Gegner, um so erwünschter der Kampf!"

Bis zum Jahre 1927 blieb Willy Merkl ausgesprochener Felsgeher. Noch nie hatte er früher eine eisumgürtete Hochgebirgsgruppe besucht. Nur im Winter und Frühjahr war er auf zahlreichen Skifahrten mit zerborstenen Gletscherströmen, tückischen Wächtengraten und langen Anmärschen vertraut geworden. Mehr als dreißig Dreitausender hatte er gewissenhaft in seine Fahrtenberichte eingetragen, bevor er den ersten Viertausender anpackte: den königlichen Piz Bernina am 26. April 1927. Gewiß, er wußte den Pickel zu führen und auf scharfen Steigeisenzinken im Steileis höherzuschreiten, und er fand Gefallen an diesen Wegen zu leuchtenden Hochgipfeln.

Von Altmeister Rugy angeregt und von eistüchtigen Sektionskameraden ermuntert, beschloß er in seinem diesjährigen Urlaub in die Westalpen vorzudringen. Wohin? Kühl wägend und dann zäh und begeistert strebend, zog er mit Karl Markert im August nach dem Traumgipfel aller Bergsteiger, der Meije. Trotz Wetterungunst glückte es, die Barre des Ecrins-Südwand und zwei Tage später den Grand Pic de la Meije, wenn auch nicht über die unheimliche Südwand, so doch über den Promontoiregrat, zu erklimmen. Eine Überschreitung des zersägten Gratfirstes war wegen starker Vereisung der Felsen unmöglich.

1928 griff er nach dem Höchsten in den Alpen, nach dem Montblanc. Bechtold und Mitterer waren seine Weggefährten. Im Vollbewußtsein hoher Leistungsfähigkeit beschloß das Kleeblatt als erste Fahrt einen der längsten und großzügigsten Alpenwege zu gehen, den Pétéretgrat. Auf der Aiguille Blanche wurde Willy bergkrank. Tapfer und willensstark kämpfte er Schwäche und Übelkeit auf dem langen Weg zum „Weißen Berg" nieder. Auch weiterhin errangen die drei Kameraden

prächtige Bergsiege: Dent du Géant, Aiguille Rochefort, Mont Mallet, Dent du Requin und Montblanc über die Brenvaflanke ... Dunkel dräuende, glattwandige Granitnadeln und leuchtende Eiswände! Mit einer Überschreitung von Mont Maudit und Montblanc du Tacul wurde diese zehntägige Erfolgsreihe beendet. Damals empfing der Eisgeher Willy Merkl seine letzten Weihen.

Und weiter zog die Kurve der Entwicklung stetig und gesetzmäßig aufwärts. Ohne Stocken und Pause! 1929 lockte fern an der Grenze Asiens ein „Paradies des Eis- und Felsenmannes", der Kaukasus. Mit Bechtold und Raechl wurde im knappen Zeitraum von sechs Wochen die großzügigste Durchquerung des Gebirges durchgeführt. Die drei Freunde waren Herren und Lastenträger zugleich, schliefen auf Eis und Stein, lebten kärglich und wurden dennoch nicht müde ihren Willen durchzusetzen. Ergebnis: Acht Erstersteigungen, zwei Fünftausender und die zweite Begehung des Schulzeweges auf den Uschba.

Im Juni 1930 leitete Willy in den Hohen Tauern einen Eisturenkurs der Sektion Augsburg, mit deren Mitgliedern er sich innig verbunden fühlte. Daß dies mit denkbar größtem Erfolg geschah, beweisen neben anderen wohlgelungenen Fahrten im Bereich des Großglockners eine Ersteigung der Pallavicinirinne und der Wiesbachhorn-Nordwestwand. Meisterstücke eines vollendeten Eisgehers!

Vom 5. bis 10. August Wallis! Wieder einmal offenbarte sich Willy eine der wunderbarsten Landschaften der Alpen. Grüne Talkerben mit sonnengebeizten Holzhäusern, darüber blaugrüne Eisbrüche und formvollendete Berge. Über allen das Matterhorn! Leider peitschte der Sturm fast pausenlos bleigraues Gewölk über die Gipfel. Trotzdem wurde nach einer Dom-Überschreitung die stolze Dent Blanche erobert.

In Bergnot geriet Merkl am Zmuttgrat des Matterhorns. Ein grausiger Wettersturz überraschte ihn knapp unterhalb der Zmuttnase. Auf halbem Wege! Rasender Sturm peitschte johlend Eisnadeln gegen die Felsen und riß die aufsteigenden Bergsteiger schier vom Grat. Zurück! hieß die Losung der Vernunft. Aber auch abwärts wollte jeder Schritt erwogen und erkämpft sein. Frühe Finsternis zwang zu kaltem Freilager. Und das Wetter tobte ärger denn je ...

Unten in Zermatt sorgten sich Bergsteiger und Führer um die Vermißten. Mußte aber nicht jeder Versuch Hilfe zu bringen im Schneesturm scheitern? Wer konnte wissen wo die Seilschaft hing? Qualvoll ungewiß verstrich die Zeit. Man beschloß, in zwei Partien über den Schweizergrat und den Zmuttgrat vorzustoßen. Auf halbem Wege nach Schönbühel eilte den Helfern ein Bote mit einem Zettel Merkls entgegen. Er hatte sich beharrlich Schritt für Schritt aus der eisigen Gefangenschaft befreit, war der Hölle am Zmuttgrat aus eigener Kraft entronnen.

Wieder in München, fand Merkl im Kreise der Sektion Bayerland tüchtige Berggefährten. Besonders fühlte er sich zu Welzenbach hingezogen. An Pfingsten 1931 rückten die beiden geheimnisvoll mit schwerem Rüstzeug aus. Einem großen Ostalpenproblem galt ihr Werben, der Ortler-Nordwand. Ein heißer, aber vergeblicher Kampf! 600 Meter hoch oben im Riesentrichter der unheimlichen Steilflanke zwangen Lawinen und Neuschnee unerbittlich zum Verzicht. Im Sommer holten sich Merkl und Welzenbach bei der Erstersteigung der Charmoz-Nordwand den Ruf der Wetterfestigkeit. 60 Stunden im Schneesturm hoch oben auf abschüssigen Gesimsen auszuhalten, das ist der schlagendste Beweis stählerner Willenskraft und unverwüstlicher Gesundheit.

Überirdisch und zwingend leuchtete in weiter Ferne ein letztes krönendes Ziel — Himalaja! Ein unwahrscheinlicher Traum stiller Stunden, den ein glühender Tatwille schließlich verwirklichte. Mit Herron führte Merkl die zweite Ersteigung des Südlichen Chongra Peaks, 6448 Meter, aus, und als die Kulis versagten, wühlte er sich mit Bechtold Schulter an Schulter einen Weg bis zur 7000 Meter hohen Rakiotscharte. Den „treuesten der Treuen" nannte er damals den alten Kameraden.

Willy Merkl war den Weltbergen verfallen. Bedächtig holte er zum zweiten Ansturm aus. Der Sommer 1933 stand im Zeichen der Vorbereitung. Mit Uli Wieland ging Willy ins Berner Oberland. Eine kleine Prüfung für den Nanga Parbat: Eiger-Mittellegigrat, Mönch und Schreckhorn-Andersongrat.

Dann kam sein letzter schicksalhafter Weg im Eis, hinauf zum Silbersattel am Nanga Parbat. Fast greifbar nahe ans Ziel! Wir kennen die Bitternis des Entsagens, die grausame Härte der Geschehnisse nicht. Willy Merkl blieb am Berg und kehrte nicht mehr zurück ...

Wir aber tragen sein Bild in uns:

Bar aller Widersprüche das Gesicht, die blauen Augen blanke, nicht verhängte Fenster. Die Stirne hoch gewölbt, darüber feines Blondhaar, als hätte lichte Sonne sich verfangen. Schmallippig der Mund und meistens heiter lächelnd. Fast sorglos schien dies Antlitz und nur das kräftig breite Kinn kündete von Willen und Entschlossenheit. So ging er von uns.

Und dann nach Drexels Tod am Nanga Parbat:

Schmerz und Erkenntnis tiefer Tragik formten das Gesicht ernst, reif und wissend. Der Bart verlieh ihm starke Männlichkeit und tiefe Falten furchten Stirn und Wangen. Und Schatten machten seine Augen düster wie Wolken einen blanken See. Herz, Hirn und Körper waren eins im heißen Wollen.

Willy Merkl erzählt

Das Bergsteigertum hat von Willy Merkl die vielen Pfade in Eis und Fels, die er kühn vorstoßend eröffnete. Wir sind dankbar und stolz zugleich. Er gab uns weiter das Beispiel einer großen Tat, klug und gründlich durchdacht und tapfer geleitet: den zweimaligen Angriff auf einen Himalajariesen.

„Willy Merkls ausgedehnte alpine Tätigkeit hat vor seiner großen Kaukasus-Fahrt im Jahre 1929 leider nur geringen literarischen Niederschlag gefunden. Eher noch konnte man ihn am Vortragspult stehen sehen und ihn bei aller Lebendigkeit und bildhaften Kraft seiner Sprache bescheiden von seinen großen und größten Fahrten plaudern hören." So schrieb Dr. Herm. Bühler in der „Deutschen Alpenzeitung" im September 1934.

Ein Hörer von Merkls Vorträgen sagte: „Die Schilderungen seiner Hochturen waren ernst und verhalten wie er selbst, seltsam spannend, obschon dem Erleben das Schwerste genommen schien; ruhig und doch voll jugendlicher Kraft, so wie wir uns diesen Mann am Berg denken. Lebendige Erinnerung, die ihre Farbe hält und ihren Duft nicht verliert wie eine Nigritella, die, nicht in die grelle Mittagssonne gerückt, um so schöner aus sich selbst leuchtet!"

Willy Merkl sprach klar und kühl. Die Stimme hell wie Stahl auf Stein und doch mit leisem, dunklem Klang von weltenweiter Sehnsucht. Er sprach wahrhaftig, ohne Mienenspiel, geraden Blicks; so wie die Berge sind: einfach und groß!

*

Die Nordwand der Lalidererwand

Mitten im Herzen des Karwendels, unweit der klassischen Stätte des Kleinen Ahornbodens, ragt eine versteinerte Riesengestalt in erhabener Größe und massiger Wucht zum Himmel empor. Fast drei Kilometer lang spannt sich, zu beiden Seiten von mächtigen Strebepfeilern getragen, ihr abweisender Felsgürtel und wirkt durch seine Geschlossenheit erschütternd auf den Beschauer. Hier hat das wildschöne Karwendel sein gewaltigstes Bollwerk errichtet. Die Lalidererwände sind es, die in nahezu 800 Meter hohem Steilabsturz das Tal abriegeln.

Vor zwei Jahrzehnten noch hat wohl kein Bergsteiger daran gedacht, daß auch diesem schauerlichen Felswall der Ruf der Unersteigbarkeit genommen werden könnte. Aber die unaufhaltsam fortschreitende Klettertechnik und der unbezähmbare Tatendrang der heranwachsenden Bergsteigerjugend sind auch vor diesen abweisenden Mauern nicht zurückgeschreckt. Und heute haben die Lalidererwände schon ihre Geschichte.

Es war im Jahre 1922, als ich zum erstenmal ins Karwendel kam. Herbstliches Sonnengold umflutete die stolzen Felsmauern von Laliders, als mein Freund und ich am Hohljoch standen. Vergessen war der lange, ermüdende Marsch mit doppeltschweren Rucksäcken über das Lamsenjoch; denn der Anblick der in wildem Aufbau und gewaltiger Größe ragenden Riesenmauer zwang uns zu scheuer Bewunderung. Gebannt glitten unsere Blicke langsam an himmelanstrebenden Plattenschüssen auf und ab. Erdrückend lastete die Wucht der Steilwand auf unserem Gemüt. Von da ab war sie das Ziel unserer Sehnsucht.

Aber was helfen Wagemut und Kampfeslust, wenn der launische Wettergott über Nacht den Berg in Winters Fesseln schlägt? Bald hüllte sich die abweisende Wand in bleigraue, schwere Nebelschwaden und wenn sich dann und wann ihre Schleier lüfteten, verspürten wir gar keinen alpinen Auftrieb mehr; denn finster, wasserüberronnen und neuschneebedeckt schaute sie frostig auf uns herab. Grau und düster umbrandeten tagelang wallende Wolken die erhabene Feste, bis wir halb mißgestimmt, halb wehmütig unverrichteter Dinge wieder talaus zogen.

Zwei Jahre vergingen. Von den lieblichen Ufern des Starnberger Sees erschaute ich in bläulicher Ferne wiederum die Wand meiner Träume, und der Wunsch, sich mit ihr zu messen, wurde von neuem in mir wach.

Kopfzerbrechen machte mir nur die Wahl des Gefährten. Wie so oft vor großen Plänen in den letzten Jahren, stand ich auch diesmal allein. Da erblickte ich am Fenster des eben den Bahnhof Starnberg verlassenden Zuges meinen Turengefährten vom letzten Sonntag, Freund Strobel. Kurz entschlossen rief ich ihm einige Schlagworte zu: Morgen Laliderer — Kletterschuhe — Treffpunkt im Nachmittagszug nach Garmisch. Dann rollten die Räder mit gesteigerter Geschwindigkeit davon. Eigentlich wußte ich nicht, ob mich der Freund richtig verstanden hatte. Doch ich war an die Vereinbarung gebunden.

Wie ausgemacht, fuhr ich am nächsten Mittag, den 11. Juli 1924, Garmisch zu und war hocherfreut, als ich in Eschenlohe meinen Gefährten begrüßen konnte. Da der Schnellzug in Scharnitz nicht anhält, stiegen wir bereits in Mittenwald aus und weil das Auto nach Scharnitz für unsere Verhältnisse zu kostspielig war, marschierten wir auf Schusters Rappen dorthin. Im Gasthaus zum Neuwirt ließen wir alles entbehrliche Gepäck, darunter auch die Nagelschuhe, zurück. Kein Wunder also, daß wir in unserem verwegenen Kletteranzug einiges Aufsehen erregten, was freilich nicht unsere Absicht war. Wir entschlossen uns zu diesem Aufzug lediglich aus weiser Vorsicht; erstens, weil wir die schweren Genagelten nicht mit durch die Wand schleppen wollten und zweitens, weil es uns nicht vorteilhaft erschien, die Schuhe am Einstieg der Wand zu hinterlassen, falls wir gezwungen sein sollten, auf der Gegenseite, nämlich durchs Roßloch, den Abstieg zu nehmen.

Um sechs Uhr abends verließen wir Scharnitz und eilten auf leichten Sohlen durchs lange Karwendeltal. Nach genußreicher Wanderung erreichten wir bei einbrechender Dämmerung das gastliche Karwendelhaus, wo wir zu kräftigem Abendimbiß kurze Einkehr hielten. Schweigend hatte die Nacht bereits ihren Mantel über Berg und Tal ausgebreitet, als wir zum Hochalmsattel weiterstapften. Die ehrwürdige Stätte auf dem Kleinen Ahornboden bot uns willkommene Rast. In stiller Bewunderung gedachten wir eines unserer Größten: Hermann von Barths. Brauchten wir nicht auch für unsere bevorstehende Fahrt den Geist jenes sieghaften Mannes, der als Erster und als unermüdlicher Stürmer des Karwendels Geheimnisse entschleierte? — Weiter ging's. Der steinige Weg hatte unseren leichtbeschuhten Füßen arg zugesetzt, sodaß wir herzlich froh waren, als wir endlich weichen Wiesenboden unter uns fühlten. Die Ladizalmen lagen im tiefen Schlummer, beschirmt von einer gewaltigen Felsgestalt: der Lalidererspitze. Spielistjoch! Lalidererwand! Welch ergreifender An-

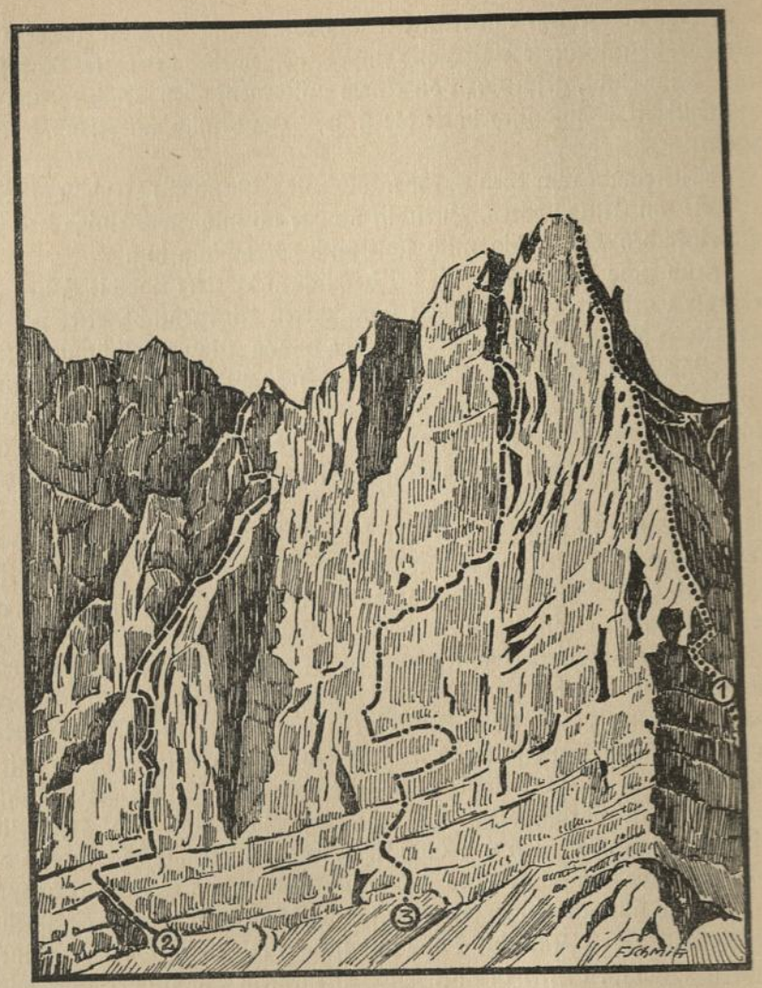
blick! Vor uns schießt unvermittelt aus dem Talboden von Laliders die lotrechte, abgescheuerte Kalkwand empor, gespenstisch beleuchtet vom fahlen Dämmerlicht, gespendet von einem millionenfachen Leuchten aus der Unendlichkeit. Dämonisch hatte die stolze Wand mich wiederum hierher gelockt.

Mitternacht war eben vorüber, als wir pochend am Neubau der Falkenhütte um Einlaß baten. Unruhig wälzte ich mich noch einige Zeit auf dem einfachen Lager, bis mich schließlich Schlaf umfing. —

Früh sechs Uhr treten wir bei herrlichem Wetter vor die Hütte. In trotziger Steilheit, umschmeichelt vom zarten Morgenlicht, reckt sich der gigantische Felswall der Lalidererwände in das Blau des Himmels. Fast unersteigbar scheint er. Vergebens bemüht sich das Auge durch diese schauerlichen Wände einen Durchstieg zu finden. Wohl sieht es da und dort verschiedene Schwächen des Gegners; aber dazwischen liegen gleich unbezwinglichen Mauern einer mächtigen Festung glatte Platten aus hellem Fels.

Lange, gar zu lange haben wir geschaut und gestaunt. Nun ist es an der Zeit, unser Wollen in die Tat umzusetzen. Wir queren vom Spielistjoch ziemlich hoch zum Einstieg, was sich aber als mühevoller erweist, als der direkte Anstieg vom Weg her gewesen wäre. Nach dieser Anstrengung mundet uns ein zweites Frühstück um so besser. Dann treffen wir die letzten Vorbereitungen für die Fahrt, verbinden uns durch das Seil, bewehren uns mit Hammer, Haken und Karabinern, den unentbehrlichen Gefährten des modernen Felsenmannes. Halb acht Uhr ist's, als ich dem Begleiter zum guten Gelingen der Fahrt mit einem kräftigen Heil die Hand drücke.

Die Einstiegsrampe und das folgende Band sind nicht sonderlich schwierig. Rasch kommen wir über sie hinweg. Dann muß ich bereits die sprichwörtliche Brüchigkeit des Karwendelgesteins am eigenen Leibe spüren. Wie ich mich an einem Überhang hinaufziehen will, bricht ein scheinbar gut haltender Klemmblock aus und schlägt mir in die Oberlippe einen scharfen Schmiß, dessen blutige Spuren meinem Nachfolger für einige Zeit den Weg weisen. Die Schwierigkeit der Felsen läßt mir keine Zeit, über diesen kleinen Zwischenfall nachzudenken. Vorsichtig arbeite ich mich Stück für Stück höher und nach einem längeren Quergang an ausgesetzter und brüchiger Wand bietet mir ein kleiner Schuttplatz guten Stand. Während ich den Freund nachkommen lasse, schiele ich schon wieder nach dem Weiterweg. Wie aus einem Guß erscheint mir die folgende glatte Platte, die nach unten in eine luftig abbrechende Verschneidung aus-



Laliderer-Nordwand

1 = Lalidererspitze-Nordkante, Herzogweg (1911)
2 = Laliderer wand Dibonaweg (1911) (6. Begehung Merkl-Strobel)
3 = Auckenthalerweg (1933)

läuft. Das mag ein schweres Stück Arbeit kosten! Entschlossen packe ich die seichte Verschneidung an und kaum habe ich sie hinter mir, befinde ich mich an überhängender Wand in vollkommener Ausgesetztheit. Singend fährt zur Sicherung ein Haken in den Fels. Weit spreizen die Füße nach spärlichen Tritten, verdächtig scharren die Sohlen an glatter Wand, suchend tasten die Hände nach winzigen Griffen, eisern krallen sich die Finger in feine Ritzen — dann habe ich im Zickzack die böse Wandstelle glücklich überlistet. „Nachkommen!“ rufe ich dem Gefährten zu. „Ich komme“, schallt es von unten herauf. Sichernd stehe ich am Mauerhaken, ungefähr zwanzig Meter über dem Seilgenossen. Zwischen uns schlängelt sich der Hanf durch funkelnde Karabiner. Plötzlich strafft sich das Seil ... ein jäher Ruck, der mir den Unterarm streckt ... Gott sei Dank, ich konnte den fallenden Genossen vor dem Absturz in die Tiefe bewahren. In fieberhafter Spannung erwarte ich den mit rotem Gesicht auftauchenden Kameraden, der glücklicherweise keinen Schaden gelitten hat.

Nachdem mein Kamerad mit aufopfernder Mühe die eingeschlagenen Haken wieder entfernt hat, zwänge ich mich in einen widerspenstigen Riß, der sich infolge seiner Länge als richtiger Schinder entpuppt. Froh bin ich deshalb, als ich nach 45 anstrengenden Metern ein ebenes Plätzchen zum Ausruhen erreiche. „Ein böser Schlauch!“ ist die Losung, die ich dem Gefährten zurufe, als ich unseren gemeinsamen Kletterrucksack aufhisse. Nach oben sperren glatte Platten unweigerlich unser Vordringen. Wie die Beschreibung besagt, vermittelt ein Quergang nach rechts den einzigen Weiterweg. Ich spreize über die fast senkrechte Platte, finde aber weder ausreichende Griffe noch Tritte. Ich muß also versuchen, die Stelle mittels Seilzuges zu überwinden. Aus schlechtem Stand schlage ich einen Haken und führe das Seil durch den eingehängten Karabiner. Seil straff ... langsam nachlassen! ... Ein Gegenstemmen an die Wand, noch eine geschickte Körpergewichtsverlegung und drüben bin ich. Für meinen Gefährten, der beim Seilzug die linke Hand nicht frei hat, ist die Stelle besonders schwer. Nach seinen vergeblichen Versuchen, in freier Kletterei die drei Meter Wandstelle zu bezwingen, kommt mir ein rettender Einfall. Ein freies Seilstück an einem Haken befestigt, soll ihm die mangelnden Griffe ersetzen. Außerdem kann ich ihn noch durch das Verbindungsseil tatkräftig unterstützen. Der Versuch glückt. Leider hat uns diese schwere Stelle eine volle Stunde gekostet.

Mehr oder weniger bösartige Risse führen uns wieder rasch in die Höhe. Leichter geht es dann in einen Kamin zur Linken, der auf der Spitze

eines Pfeilers endet. — Damit stehen wir unmittelbar vor der schwersten Stelle der ganzen Fahrt. Allseits glatte Platten, die uns von der gangbaren Hauptschlucht trennen. Jäh schießen die prallen Wände ins Bodenlose. Schwindelerregend ist der Blick hinab zur „Caliderrerreißen", wo uns eine Gruppe Jochbummler entdeckt hat.

Das Kletterfieber packt mich, als ich mich an den entscheidenden Plattenwulst heranpirsche. Unheimlich ausgesetzt beginnt eine seichte Verschneidung, in der ich mich Zoll um Zoll emporschiebe. Schwer geht es weiter, bis mir plötzlich ein von früheren Ersteigungen herrührender Haken neuen Auftrieb gibt. Ein morsches Stück gebleichter Reepschnur baumelt von ihm herab. Mit einem Karabiner sichere ich mich am treuen Eisen, bevor ich den luftigen Gang um die blank gescheuerte Kante wage. Dann lege ich mich zu quer absteigendem Klettergang ins Seil, unmittelbar über dem tollen Abgrund, in den von oben herab die bröckelnden Steingeschoße pfeifend schwirren, bis sie tief unten im Schuttkegel der Sandreiße zerstäuben. Eiserne Ruhe und stählerne Nerven verlangt dieser Zehn-Meter-Gang, mit dem wir uns erst den Schlüssel erringen müssen. Schon glaube ich ihn zu haben — mit einem Fuß betrete ich bereits das sich öffnende Tor der Schlucht, als plötzlich das Seil stockt... „Nachlassen!" gellt es zum Begleiter hinüber. „Nachlassen!".. Ich zerre am Seil... Vergebens!... Noch wenige Augenblicke und ich muß zurückpendeln in die glatten Platten unter verderbendrohende Überhänge, wo es nur schwerlich eine Rettung gibt. Ein letztes Mal ertönt mein verzweifelter Schrei: „Nur einen Meter Seil!" Auch diesmal ohne Wirkung. In höchster Not — meine Füße zittern bereits durch die ermüdende Spreizstellung — greife ich zum letzten Mittel und treibe mit schwindender Kraft einen kleinen Mauerhaken in eine glücklich gefundene Ritze. Nur mit einem Finger an demselben verklammert, befreie ich mich von dem teuflisch hemmenden Hanf — ein Schwung, und ich bin geborgen in der Schlucht. Schweiß rieselt mir von der glühenden Stirne, während mein „Gewonnen!" zum Gefährten jubelt. Die Fahrt hat ihren Höhepunkt erreicht. Noch ein kleines Seilmanöver und ich stehe mit meinem Begleiter vereint in der Schlucht. Die große Steinfallgefahr in derselben gönnt uns jedoch keine Rast und wir müssen sogleich über ein Band und einen brüchigen Riß nach rechts in Sicherheit kommen. Ein Kamin mit festen Griffen und die folgende Kante bringen schöne Abwechslung. Beseelt von Kletterlust, gleitet das Auge noch über eine heikle Wandstelle und sieht uns bereits über zahme Felsstufen und bequeme Bänder hinaufeilen. Azurblau spannt sich der wolken-

Dauphiné: Die Meije von La Grave aus

Lichtbild: Franz Kröner

Dauphiné: Barre noire und Barre blanche
vom Abstieg über die Nordwestflanke der Barre des Ecrins

Lichtbild: Franz Kröner

lose Himmel und läßt keine Wettersorge in uns aufkommen. Wann werden wir wohl auf dem Gipfel sein? Nach der schweren Steilwand erhoffen wir uns in der gutgestuften Mittelzone ein rasches Vorwärtsdringen.

Aber es sollte anders kommen, als wir dachten. Der Berg lauert immer noch gierig auf sein Opfer und lockt uns in seinen Hinterhalt. — Als ich die erwähnte, etwa sieben Meter hohe Wandstelle angehe, ahne ich kaum, daß ich bereits in die Falle gegangen bin. Siegesgewiß schiebe ich mich an spärlichen Griffen und Tritten höher. Gerne würde ich zu meiner Sicherung einen der oft verlästerten Stifte eintreiben, allein die Geschlossenheit der Wand erlaubt dies nicht. Es folgt ein harter Kampf. Schon wähne ich mich geborgen, als ich plötzlich eine furchtbare Abfuhr erhalte: Am Ende der Wandstelle trotzen unüberwindliche Schwierigkeiten jeglichem Weiterkommen. Fünfmal vertausche ich zögernd den letzten winzigen Tritt mit dem unsicheren Halt der an die Platte gepreßten Kletterschuhe, fünfmal tastet die Hand vergebens nach einem rettenden Griff, fünfmal kehre ich zurück, um einem sicheren Sturz zu entgehen! Abgekämpft und geschlagen steige ich mit Unterstützung des Freundes vollends wieder zurück. Meine ganze Kraft und viel kostbare Zeit hat diese Stelle verschlungen. Und warum? Weil ich in der sonst einwandfreien Beschreibung der Erstersteiger ein Wort anders auffaßte und in zähem Trotz Unmögliches möglich machen wollte.

Wie wir nach rechts abwärts steigen, entdecken wir zu unserer nicht geringen Überraschung auf einem ebenen Plätzchen eine Höhlung, mit Schmelzwasser gefüllt, das einige in der Schlucht höher oben liegende Schneeflecken spendeten. Voll Freude über den wertvollen Fund schlürfen wir gierig das erquickende Naß und nehmen dazu aus unserem Rucksack eine wohlverdiente Stärkung.

Wenn wir noch vor mehreren Stunden uns einen Wettlauf zum Gipfel einbildeten, so schlage ich nunmehr um halb fünf Uhr nachmittags dem Begleiter hier eine Beiwacht vor. Weil es jedoch noch so früh am Tage ist, habe ich alles andere eher erwartet, als daß er ohne Widerrede dazu einwilligte. Freilich wären wir noch ein gutes Stück in der Wand höher gekommen, wenn wir den trefflichen Biwakplatz gegen einen minderguten vertauscht hätten. Noch liegt lebensvolles Sonnengold auf den Almen von Ladiz und Laliders und glutvolles Schimmern auf der Felsenburg der Falken, als wir bereits für die Nacht rüsten. Die Seile in Schleifen gelegt, müssen uns als weiche Unterlage dienen, Strickjacke und Handschuhe die Wärme erhalten; für alle Fälle hängt die Laterne bereit.

Wir haben längst unser Abendbrot eingenommen und uns zur Sicherheit gegen nächtlichen Absturz an einige Haken gebunden, als langsam und müde die dunklen Schatten an den Bergesflanken höher kriechen. Dichter und dichter hüllt die Dämmerung die Gipfel ein, bis endlich Ruhe und Frieden über den grünen Matten und strebenden Wandfluchten liegen.

Wir aber lassen die Bilder des heutigen Erlebens nochmals an uns vorüberziehen, sprechen über allerlei Bergfahrten und unterhalten uns über frohe Stunden bei Band und Mütze. Dazwischen klingen nach altem Biwakbrauch lustige Studentenlieder und Berggesänge in die kühle Nacht hinaus. Doch allmählich befällt uns die Müdigkeit und wie abgebrochen sind plötzlich Unterhaltung und Gesang. — Langsam, aber stetig nagt die Kälte an unseren Körpern, schüttelt der Frost die erstarrten Glieder. Dann wärmen wir uns durch Armeschwingen und Hüpfen auf den Zehenspitzen, bis schließlich die Mattigkeit wieder ihr Recht fordert und uns zu kurzem Schlafe zwingt. Langsam, überaus langsam verstreicht Stunde für Stunde. Vor Aufgang der Sonne nimmt die Kälte noch empfindlich zu und wir sehnen uns nach ihren lebenswarmen Strahlen. Endlich graut der Morgen. Fröstelnd führen wir einen wahren Indianertanz auf, um unsere Knochen beweglich zu machen, bevor wir den langen Felsgang fortsetzen.

Nach einem kurzen Morgenimbiß klettern wir, zunächst noch schwerfällig und mit gefühllosen Fingern, über unschwieriges Felsgelände aufwärts. Eine Rippe bringt uns ein gutes Stück höher zum Beginn der großen Querungen. Beängstigend sieht die dazwischen liegende zwanzig Meter hohe, überhängende Wandstelle aus. Drohend hängt darüber der finstere Schlund einer ungangbaren Schlucht. Etwas mehr als die Hälfte der Wand haben wir erst durchklettert. Es würde aber ermüden, all die vielen Kletterstellen aufzuzählen und noch weitere Einzelheiten zu erwähnen. In buntem Wechsel treten immer wieder neue Schwierigkeiten und neue Gefahren an uns heran, sodaß wir glauben, die Wand nehme überhaupt kein Ende. Mit sorgenden Blicken messen wir an der längst in warmes Sonnenlicht getauchten Laliderspitze unser Höherkommen in der schattigen Wand. Trotzdem gönnen wir uns noch eine ausgiebige Mittagsrast, da das sichere Wetter nicht zur Eile treibt und verzehren dabei den kärglichen Rest unseres Proviants: ein wenig Brot und ein Eckchen rindenlosen Emmentaler.

Plötzlich rüttelt uns der heiße Wunsch nach seliger Gipfelfreude und lichtem Sonnenschein mit ungestümer Kraft aus unserer schläfrigen Mittagsrast. Die letzten ernsten Schwierigkeiten können unsere Fröhlichkeit bei jeder ablaufenden Seillänge nicht verdrängen. Allerdings mahnt dabei das brüchige Gestein zu doppelter Vorsicht. In der obersten Schlucht erleben wir nochmals des Karwendels wildschauerliche Romantik und vom letzten Hindernis schauen wir rückblickend in die großartige Felswildnis der grausigen Wandflucht, über die wir heraufgestiegen sind. Noch kämpfen wir mit einem morschen Kaminstück und ein erdiges Band unter gelbbrüchigen Felsen will uns einen letzten Possen spielen. Aber das Gefühl des nahen Ausstieges strafft unsere Körper. Befreit von der Schwere des langen Kampfes, juble ich der Sonne entgegen, gerade in dem Augenblick, als ich durch die Scharte den flachen Hauptgrat der Lalidererwand betrete. Die sechste Durchkletterung der Wand ist uns damit gelungen.

Mit Freude drücken meine felszerschundenen Hände die des nachkommenden Gefährten und danken ihm für die treue Begleitung auf dem schweren Felsgang.

Welch plötzlicher Gegensatz im Wechsel des Landschaftsbildes! Erlöst von dem Bann düsterer Wandfluchten weidet sich nunmehr das Auge an den welligen Schutthängen der Südflanke. Hellflutender Sonnenschein liegt über einer Welt von Bergen und wir genießen dankbar die hehre Gipfelschau.

Klettertage in den Dolomiten

Kennst du das Zauberreich jener steinernen Wildnis, wo steilkantige Bergesriesen gleich mächtigen Gralsburgen zum Himmel ragen, wo das zahllose Heer formenschöner Zinnen und Zacken fast den Sinn verwirrt, wo romantische Täler Kleinodien märchenhafter Seen bergen, wo sanftgewellte Matten mit buntem Blumenteppich sich lieblich an die nackten Felsenleiber schmiegen, gleichsam als wollten sie den Ernst der unvermittelt emporschießenden Wände und Türme mildern? Das ist die Wunderwelt der Dolomiten. Trunkenen Auges habe ich gar oft ihre Schönheit geschaut und bin nie müde geworden, die überwältigende Pracht ihrer reizvollen und großartigen Hochgebirgsbilder in mich aufzunehmen.

Im Reiche der Civetta

Aus dieser Fülle seliger Erinnerungen leuchten mir besonders zwei Bergfahrten hellstrahlend entgegen. Nie schaute ich in den Dolomiten ein Bild von größerer Erhabenheit als die Civetta, deren himmelhoher Wandabsturz sich in seltener Wildheit im lieblichen, von üppigem Mattengrün und dunkelbewaldeten Höhen umsäumten See von Alleghe spiegelt, und nirgends in diesem Zauberlande fiel mein Blick auf Bergesrecken, die sich mit den bizarren Formen und Farben der märchenhaft schönen Bergwelt der Pala messen könnten. —

Es war ein Wettlauf mit der hereinbrechenden Nacht, bis wir um ein halb neun Uhr den Gipfel der Civetta, 3220 Meter, betraten. Froh, unser Ziel noch erreicht zu haben, schütteln wir uns die Hände. Ein kurzes Verweilen, ein Rundblick über die in leichtes Dämmergrau ragenden majestätischen Berge und Dolomitenzacken, dann stieben wir eilends über Schnee, Geröll und leichte Felsen hinab. Immer unübersichtlicher wird bei zunehmender Dunkelheit unser Weitergang, immer langsamer unser Vorwärtsdringen. Eine leuchtende Laterne hätte uns in diesem Falle sicherlich viel genützt. Aber was helfen Laterne und Kerzen, wenn der zündende Funke, das Streichholz, dazu fehlt? Vor uns bricht scheinbar steil und hoch ein Wandstück zum Gletscher ab. In Anbetracht der unsicheren Lage beschließen wir um dreiviertel elf Uhr, den Rest der Nacht hier in den Felsen zu verbringen.

Brüderlich teile ich mit Freund Hamberger Seil und Kletterrucksack und das bißchen Proviant, dann schlüpfen wir beide in den einmännigen Schlafsack. Hellblinkender Sternenhimmel wölbt sich über uns. Auf dreitausend Meter Höhe inmitten einsamer Felsenwelt schauen wir die Wunder einer prächtigen Hochgebirgsnacht. Gleich einer züngelnden, versteinerten Flamme ragt der wuchtige Felsbau des Pelmostockes in den dunklen Nachthimmel hinein. Wie ein mächtiges Fanal glänzt im Nebel der Firnenscheitel der Sorapiß aus dem wogenden Meer zahlloser Gipfel. Von schlummernden Tälern grüßen vereinzelt die Lichter menschlicher Wohnstätten herauf. Sternschnuppen streichen in langer heller Bahn durch den Nachthimmel. Gegen unsere sonstige Gewohnheit lassen wir heute kein muntres Lied in die schweigende Nacht hinausklingen. Stumm liegen wir aneinander, jeder hängt ganz seinen eigenen Gedanken nach. Da erstehen in meiner Seele nochmals die unvergeßlichen Reiseerlebnisse meiner eben begonnenen zweiten Dolomitenfahrt.

Zu dritt sind wir in der Nacht vom 7. auf 8. August 1925 über den Brenner gekommen. Die Fahrt geht durch das Pustertal über Toblach, Höhlenstein und Schluderbach. Die Dolomitenwunder der Sextener und Ampezzaner Berge rücken greifbar näher. Im Tal, das noch manche Kriegsspuren zeigt, wechseln tiefdunkle Tannenwälder mit saftgrünen Wiesenflächen; aus steingrauen Karen wächst der markante Felsobelisk des Piz Popena als Trabant des beherrschenden Monte Cristallo empor; mit Steilabstürzen ragt das Dreigestirn der Zinnen in das Blau des Himmels. Plötzlich eröffnet sich ein Bild von einzigartiger Dolomitenpracht: vor uns liegt, inmitten eines blühenden Wiesenteppichs, umsäumt von ragenden Bergesgipfeln, Cortina. Firnverbrämt schauen Sorapiß und Antelao auf diese Stätte der Lieblichkeit. Stolz erhebt sich im Süden der Doppelzacken des Pelmo und Pelmetto, friedlich grüßen Becco di Mezzodi und Croda da Lago zu uns herüber, während die sonnigen Riesenmauern der Tofana gegen Nordwesten den Rundblick beschließen.

Wir entsteigen, mit schweren Rucksäcken zwar, aber mit leichtem Herzen, nach vielstündiger Fahrt dem Zug. Dann rast unser Auto in höllischem Tempo die steilen Kurven zum Falzaregopaß hinan. Unmittelbar vor uns bäumen sich die wuchtigen Felsmassen der Tofana di Roces-Südwand, die wir später auch durchkletterten, zu gewaltiger Höhe auf. Über dem Tal steht ein steinernes Flammenmeer unzähliger Dolomitengipfel. Auf der Paßhöhe herrscht lebhaftester Hotelbetrieb. Dort schauen wir in

eine neue Welt voll Zauberkraft und Erhabenheit, gekrönt von der gleißenden Pracht der Marmolata, der Königin der Dolomiten.

Zu schnell ist die Autofahrt vorübergegangen. Wir wandern frohgemut zu Fuß weiter. Kurz vor Caprile offenbart sich uns ein Bild von solch unvergleichlicher Schönheit, wie wir es bisher noch nie geschaut: die Civetta von Norden, unser Ziel und Sehnen! Unwillkürlich kommen mir Purtschellers Worte: „Wer die Meije von Süden nicht gesehen, der hat die Alpen nicht gesehen!“ in den Sinn und ganz selbstverständlich entfährt es meinen Lippen: „Wer die Civetta von Nordwesten nicht gesehen, der hat die Ostalpen nicht gesehen!“ — Dieser himmelhohen Riesenmauer galt seit Wochen unser ganzes Denken. Morgen schon hoffen wir durch sie den Anstieg zu erzwingen und damit eines der größten ostalpinen Probleme zu lösen, an dem kein Geringerer als Paul Preuß und andere hervorragende Kletterer — Führerlose wie Berufsführer — sich bereits vergebens versucht haben. Es ist begreiflich, daß wir es kaum erwarten können, bis wir dieser „Koketten“ — so heißt nämlich die deutsche Übersetzung des Bergnamens — von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen.

In Caprile lassen wir uns an einer weißgedeckten Tafel inmitten eines Schwarms lebhaft plaudernder Sommerfrischler zu ergiebiger Mahlzeit nieder. Auffallend stechen unsere verwetzten Kletteranzüge von den farbenbunten, gepflegten Kleidern der Gäste ab. Aber nicht minder fallen wir bei der Auswahl unserer Speisen auf, weil man eben mit dem Metoula-Sprachführer in der Tasche noch lange nicht zum Italiener wird. Mit dem Autobus verlassen wir schließlich Caprile, um schnellstens nach Alleghe, dem Ausgangspunkt für unsere Civettafahrt, zu gelangen. Ein überwältigender Zauber von landschaftlicher Schönheit ist über dieses schmucke Dörflein gebreitet. Davor der klare friedliche Bergsee, dahinter die alles überragende und trotzig kühne Felsburg der Civetta, ein Bild von unbeschreiblicher Größe.

Rasch sind die letzten Einkäufe erledigt. Nur in der Konditorei schwelgen wir noch ein wenig in billigem, aber gutem „Gelati“, d. i. Gefrorenem, und als wir auf dem Weg zur Coldai-Hütte an einem Obstladen vorbeikommen, können wir auch den süßen Lockungen rotbackiger Pfirsiche nicht widerstehen und versorgen uns für den beschwerlichen Aufstieg mit diesen edlen Früchten.

Mit magischer Gewalt zieht uns der Berg unserer Sehnsucht an. Toni Leiß legt ein Tempo vor, daß uns bei der Gluthitze des Sonnentages und der Gewichtigkeit unserer Rucksäcke dicke Schweißtropfen von der Stirne

perlen. Um rascher zum Ziele zu gelangen, wählen wir den mühsamen, weglosen Pfad über den Col Negro durch heiße Latschenkessel, Geröll und steile Schrofen. Nach diesem beschwerlichen Anstieg auf dem Col angekommen, werfen wir für einige Minuten unsere drückenden „Schnerfer" ab. Zu unserer Freude blüht hier prächtiges Edelweiß mit talergroßen Sternen in Menge.

Im Coldaisee würden wir am liebsten ein erfrischendes Bad nehmen. Aber unsere Freunde erwarten uns seit Tagen auf der Coldaihütte und um möglichst bald mit ihnen zusammen zu treffen, wollen wir auf diesen Genuß verzichten. Daß der Krieg auch hier gehaust hatte, sehen wir an den das Gelände durchziehenden Drahtverhauen und sonstigem verstreut umherliegenden Kriegsgerät. Mit geschulterten Pfählen aus Drahtgehegen marschieren wir unter lautem Gesang des „Seeräuberliedes" zur Hütte hinauf. Groß ist die Freude des Wiedersehens mit alten und guten Freunden; aber noch größer unsere Enttäuschung, als wir gleich nach der Ankunft erfahren, daß die Nordwestwand der Civetta gestern gefallen ist. Die uns wohlbekannten Münchner Bergsteiger Solleder und Lettenbauer haben sie nach fünfzehnstündiger schwerster Kletterei bezwungen und damit die Erfüllung unseres schönsten Traumes zunichte gemacht... Wir hörten mit Bewunderung, was uns der noch anwesende Lettenbauer und der am ersten Versuch beteiligte Göbel von der ungeheueren Wand zu erzählen wußten, und beglückwünschten die wagemutigen Bezwinger zu diesem unvergleichlichen Erfolg.

Der erste Abend ist dem Andenken unseres wenige Tage vorher im Kaiser verunglückten Freundes und Bergführers Hannes Fiechtl gewidmet. Einer der Kameraden hält die Trauerrede, wir andern verweilen im stillen Gedenken an den unvergeßlichen Freund und hochverdienten, tüchtigen Ostalpenführer. — —

Glanzvoll, wie die Nacht gewesen, bricht der Morgen an. Die Luft ist klar und ruhig, kein Wölkchen zu sehen, und über dem weiten Kranz formenreicher Gipfel ist goldenes Sonnenlicht ausgegossen.

Wir stehen zu acht am Einstieg zum Nordgrat der Civetta. Den Schluß bilden Hugo und ich. Ein brüchiger Kamin macht den Auftakt. Trotz aller Vorsicht der ersten Partie geht ein wahrer Steinhagel auf uns nieder. In einer kleinen Höhle suchen wir eiligst Schutz vor den pfeifend niederprasselnden Geschossen. An ein Nachkommen ist unter diesen Umständen nicht zu denken. Unsere anderen Leidensgenossen geben die Fahrt über den Nordgrat auf, um über den gewöhnlichen Weg zum

Gipfel zu gelangen. Mir aber kommt plötzlich ein glücklicher Einfall. Wie wäre es, wenn wir über die noch unberührte Ostwand den Gipfel der Punta Civetta zu erreichen suchten? Und der Gedanke wird zur Tat! —

Der Steinschlag hat mittlerweile nachgelassen und eilends strebe ich ein Kaminstück empor. Ein Riß folgt, gar seltsam überdacht von einem weitausladenden Überhang. Wir wechseln im Vortritt. Der Freund pirscht sich an das erste Hindernis heran. Aber der Fels läßt sich nicht so leicht unterkriegen und er kehrt, nachdem er eine Reepschnur in einem Henkelgriff befestigt, wieder zurück. An mir ist also wieder die Reihe zum Führen. Rißüberhänge sind immer meine „Spezialität" im Fels gewesen und so gelingt es mir, allerdings nach nicht geringer Anstrengung, den Überhang zu überlisten. Aber wenn ich nun glaube, das Schwerste überwunden zu haben, so täusche ich mich gründlich. Ein weiterer Überhang bringt neue Überraschungen. Langsam, sehr langsam geht es vorwärts. Aufatmend habe ich ihn endlich unter mir — da setzt eine noch schlimmere, griffarme Plattenkante an, die mein Können auf die härteste Probe stellt. Diese Stelle dürfte bei ihrer Gefährlichkeit und Ausgesetztheit die schwerste des ganzen Anstieges sein. Mit Freuden begrüße ich es daher, als darauf leichterer Fels folgt, der willkommenen Platz zur Rast und Sicherung des Freundes bietet. Hugo kommt schnell, aber etwas blaß nach. Die Pfirsiche, Spaghetti, Gelati, Buttermilch waren schuld daran...

Fröhlich geht es nun durch die Wand weiter und wir sind angenehm überrascht, als wir in einer riesigen Schlucht erfrischendes Schmelzwasser entdecken. Wir rasten ein wenig und stärken uns durch einen kräftigen Bissen. Über Wandstufen und Bänder gewinnen wir rasch an Höhe, bis uns eine tiefeingeschnittene Schlucht aufnimmt. Während anfangs die Kletterei in dem düsteren Kamin noch einigermaßen annehmbar ist, haben wir höher oben mit einem Male mit unangenehmem Eis zu kämpfen. Zu allem Überfluß trauft eisiges Wasser herab, das uns vollständig zu durchnässen droht. Bevor ich mit dieser unfreiwilligen Dusche Bekanntschaft mache, verstaue ich mein Hemd im Kletterrucksack. Ein gewagtes Unternehmen ist es, mit dem Hammer Griffe und Tritte ins mürbe Eis zu schlagen, aber es gelingt! Die Vorahnung, daß mir die letzte Platte beim Überklettern ausbrechen werde, wird leider zur Wahrheit; doch befindet sich der Freund gedeckt unter einem Überhang, während es mir gelingt, dem stürzenden Block geschickt auszuweichen und wie durch ein Wunder im Gleichgewicht zu bleiben.

Trotzdem wir stets und unentwegt höherstreben, beschleicht uns doch die Sorge um den glücklichen Ausgang der Fahrt. Ein mächtiger Überhang wölbt sich nämlich in erdrückender Wucht zu unseren Häuptern und gebietet uns ein energisches Halt. Unentschlossen stehen wir in durchweichten Kletterschuhen in Schnee und Eis. Sollen wir unser Ziel so nahe dem Gipfel aufgeben? — Nein! — Wollen wir in durchnäßten Kleidern die Nacht in diesem finsteren Spalt zubringen? — Abermals nein! — Also hinauf zum Gipfel, zu Freiheit und Licht!

Von der Bezwingung des Riesenüberhanges kann keine Rede sein. Also versuchen wir unser Glück eben anderswo. Die Schluchtwände treten nach außen ziemlich nahe zusammen und halten einen kleinen Block eingeklemmt. Ihm wenden wir unsere ganze Aufmerksamkeit zu. Denn nur, wenn es gelingt, nach schwieriger Querung der Schluchtwand diesen Stand zu erreichen, scheint uns der Ausstieg gewiß. Ein Haken wird zur Sicherung für den höchst fragwürdigen Quergang eingetrieben und der Versuch ist wirklich von Erfolg begleitet. Als wir notgedrungen beide zugleich auf dem unsicheren Block stehen, haben wir nur den einen Wunsch, daß er solange halten möge, bis uns ein Steigbaum auf das erlösende Geröll der Gipfelfelsen bringt. — Und er hat gehalten! Um sieben Uhr abends reichen sich zwei glückliche Freunde am Steinmann der Punta Civetta die Hände nach abenteuerlicher Fahrt, die mannigfaltig an Schwierigkeiten und reich an Gefahren war.

Nach kurzer Rast stürmen wir über den Nordgrat der Civetta entgegen. Leiser Abendwind weht über die Berge und trocknet unsere feuchten Kleider. Leichte Felsen wechseln mit Schneeflächen ab. In der Eile verliere ich zuguterletzt noch den richtigen Weg und bin gezwungen in einem schwierigen Riß bei einbrechender Dunkelheit den letzten Haken zu schlagen. Wenige Minuten später stehen wir vereint eineinviertel Stunden nach Aufbruch von der Punta Civetta auf dem Gipfel des Monte Civetta, 3220 Meter.

Wir konnten, wie eingangs erzählt, die Hütte nicht mehr erreichen und mußten ein Freilager beziehen. Ich brauche wohl nicht auszuspinnen, daß wir auch nach diesem Freilager wieder heil zu Tale gestiegen sind. Die bereits um unser Wohlergehen sehr besorgten Freunde, allen voran Toni Leiß, kamen uns auf halbem Wege entgegen und glücklich vereint führten wir den Abstieg zu Ende. —

In der Nordkette der Pala

Ich hatte im Juli 1926 mit meinen Freunden verabredet, daß wir zur gemeinsamen Dolomitenfahrt im Chiemgau zusammentreffen wollen. Einer der in diesem Jahre so selten schönen Sommertage gönnte mir kurz vor der Abreise noch ein herrliches Tummeln in den kühlenden Fluten des Chiemsees, über dem die heimatlichen Berge zum Abschied winkten. Indes hatte meine gute Mutter mit liebevoller Sorgfalt die letzten Vorbereitungen für die Urlaubsfahrt getroffen und wohlgerüstet stand ich am Bahnhof in Prien, als die rotglühenden Augen meines Zuges aus dem Dunkel der Nacht auftauchten. — Wer die Zünftigen der Traunsteiner Klettergilde kennt, wundert sich nicht über den ebenso herzlichen wie lauten Empfang, den mir die Jugendfreunde aus dem Zug heraus bereiteten. Es lebe die gute, wahre Freundschaft!

Schon von Prien ab waren wir mit unseren Gedanken in der Bergwelt der Pala. Da entspann sich ein wahres Frage- und Antwortspiel über dieses und jenes noch ungelöste Problem, wobei das der Campido-Nordwestwand auf's Eingehendste erörtert wurde. —

Zwei Tage später. Wir waren vom Rollepaß gekommen und warfen erleichtert aufatmend die drückende Rückenlast in den sulzigen Schnee am Mulazpaß. Hatten wir beim Aufstieg das bekannte Bild des in einzigartiger Kühnheit aufstrebenden Cimone della Pala in uns aufgenommen und in stillem Genießen die prächtige Felsumrahmung des Mulazkessels erschaut, so blickten wir nunmehr erwartungsvoll auf die vorgeschobene Kette des Pala-Nordzuges. Da fesselte unser Interesse eine unglaublich steile, aus dem Fiocobongletscher herausschießende Dolomitenwand, und mit einem Gefühl leichten Grauens blieb unser Auge an der vierhundert Meter hohen Wandflucht haften. Das war

Die Nordwestwand der Cima di Campido

Vom grellen Sonnenlicht bestrahlt, zeigte sie fast gar keine Gliederung, sodaß wir an ihrer Ersteigbarkeit stark zu zweifeln begannen. Als einer die Frage aufwarf, warum Deye und Herzog, die vor Jahren hier soviele bergsteigerische Erfolge einheimsten, ausgerechnet dieses bedeutsame Problem außer acht gelassen hatten, überfiel uns erst recht bange Ungewißheit. Nach nutzlosen Erörterungen über die Ersteigungsmög-

lichkeit reifte in uns der einzig vernünftige Entschluß, vorerst zur Hütte abzusteigen, um zunächst auf anderen Bergfahrten den Pala-Dolomit erst einmal gründlich kennen zu lernen.

Gegen neun Uhr vormittags hielten wir unseren Einzug in die Mulazhütte des Club Alpino Italiano (CAI.). Da ich mich von dem Anblick der dämonischen Wand nicht so rasch losreißen konnte, trat ich erst in den sauberen Gastraum ein, nachdem meine Freunde mich von der Anwesenheit eines „älteren Herrn" unterrichtet hatten. Da erlebte ich die angenehme Überraschung, mit einem unserer Pioniere und Erschließer der Dolomiten bekannt zu werden. Der „ältere Herr", welcher mich als Klubbruder begrüßte, war nämlich der Altmeister Hermann Delago, nach dem einer der kühnen Türme von Vajolet benannt ist. Delago hatte von unserem Vorhaben Kenntnis erhalten und stand uns gerne mit seiner reifen Erfahrung zur Seite. Sein scharfer Triëder gewährte uns wertvolle Einblicke in die abweisende Wand. Diese Besichtigung löste freilich eine überaus lebhafte Auseinandersetzung und die verschiedensten Meinungen um den „einzig möglichen" Einstieg aus, die wir sofort zu entscheiden beschlossen: In zwei Partien rückten wir aus. Unser Angriff sollte von den zurückbleibenden Gefährten durch das Glas beobachtet und durch Zuruf geleitet werden.

Nach halbstündigem Queren war der Fiocobongletscher überschritten und wir standen erwartungsvoll am Fuße der Wand. Während die Freunde sich in ein Geplänkel mit den nassen Felsen zur Linken einließen, strebten Rottenaicher und ich in den von uns erwählten steilen, aber gutgriffigen Einrissen höher. Rasch kamen wir in unseren geschmeidigen Kletterschuhen aufwärts. Da mir von einer übersichtlichen Stelle aus die folgenden Wandpartien gangbar erschienen, kehrten wir, mit dieser erfreulichen Entdeckung bereichert, wieder zurück.

Vom Einstieg aus beobachteten wir dann unsere Freunde bei ihrer schweren Arbeit in den schlechten Felsen. Überhänge schlugen ihr weiteres Vordringen zurück. Der Mißerfolg hatte Bechtold und Stengel den Glauben an einen erfolgreichen Ansturm auf die Wand völlig genommen, während wir beiden anderen voll froher Zuversicht waren. In seiner Niedergeschlagenheit erklärte uns Freund Bechtold für große Optimisten. War dem wie ihm wollte; die auch von Delago als fraglichstes Stück der Tur angesehenen Einstiegsrisse, ebenso die Mittelwand hatten wir für gangbar befunden; höher oben hofften wir schon irgendwie durchzukommen.

Nach unserer Rückkehr zur Hütte gab es einen herzlichen Abschied von unserem Altmeister, der heute noch zum Rollepaß absteigen wollte. Da der Bann der ungefügen Felswand nicht von uns wich, beschlossen wir, der Cima del Mulaz, 2906 Meter, unsere Aufwartung zu machen. Wir hofften vom Gipfel dieses vielgerühmten Aussichtsberges wertvolle Einblicke in die unberührten Felsen der Nordwestwand zu bekommen. Weil uns aber schon im Aufstiege dichte Nebel einhüllten, sahen wir leider nichts. Diese Nachmittagsnebel scheinen eine besondere Eigenart der Palagruppe zu sein, was schon von früheren Besuchern festgestellt wurde. Es blieb uns nichts anderes übrig als unverrichteter Dinge wieder zur Hütte abzusteigen.

Während unseres achttägigen Aufenthaltes auf Rifugio del Mulaz verlebten wir dort köstliche Stunden, die heute noch frisch in meiner Erinnerung stehen. Wir hatten die Unzulänglichkeit unserer italienischen Sprachkenntnisse als fühlbaren Mangel empfunden. Ich verfügte über einen etwas größeren Wortschatz als meine Freunde, was mir von seiten Brigittas, der Tochter des Hüttenwirts, den schmeichelhaften Namen „Interprète", Dolmetscher, eintrug. Gelegentlich eines Rasttages wurde deshalb beschlossen, eine italienische Übungsstunde zu halten. Wir lernten die Zahlen und Gewichte, die notwendigsten Begriffe über Essen und Trinken und die allgemeinen Redewendungen. Die Übungsstunde ist zu einer richtigen Unterhaltungsstunde geworden, so zahlreich waren die Verwechslungen und Mißverständnisse.

Einen Tag nach unserer Ankunft auf der Mulazhütte war auch die Frau unseres Kameraden Konrad Stengel zur Hütte gekommen. Sie verstand es, sich bei uns sehr beliebt zu machen. Sie bot nicht nur für unsere täglich zerrissene Klettergarderobe ihre hilfreiche Hand, sondern war auch um die Verbesserung unseres sehr einfachen Küchenzettels bemüht. Auf der Mulazhütte gab es nämlich außer einem ganz beachtlichen Wein, der uns über manche Schlechtwetter-Stimmung hinweghalf, nur saure Fisch- oder Bohnenkonserven und ab und zu Spaghetti, die aber auch nicht zu unseren Leibspeisen zählten. Wir werden es der guten Frau nie vergessen, daß sie uns riesige Schnitzeln und herrliche Pfirsiche vom Rollepaß mit heraufbrachte. Ihre Anwesenheit hatte für uns aber noch einen weiteren Vorteil. Da Brigitta fortan kaum mehr die Hälfte Arbeit mit uns hatte, war sie uns viel freundlicher gesinnt. Wenn wir von unseren Fahrten zurückkehrten, stand im Nu das von den beiden Frauen wohl zubereitete Mahl auf dem Tisch.

Tag für Tag schauten wir hinüber zu der gewaltigen Nordwestwand der Cima di Campido. Fast eine Woche war seit unserem ersten Besuch drüben am Einstieg verstrichen. Wir hatten die Zeit mit verschiedenen erfolgreichen Neufahrten verbracht. Aber dieses hehre Problem stand noch immer ungelöst. Es schien, als ob wir uns in stillschweigendem Übereinkommen den größten Genuß und zugleich das Schwerste bis zuletzt aufsparen wollten.

Ein junger Augusttag schaute bereits durch die Fenster, als wir eilig das Nötigste an Ausrüstung und Mundvorrat für die geplante Fahrt in die Rucksäcke verstauten. Mit dem Führer Murer, der unser Vorhaben kannte, vereinbarten wir, daß er die am Einstieg hinterlegten Bergschuhe nach erwiesener Durchstiegsmöglichkeit auf ein bestimmtes Zeichen hin zum Zopel-Paß hinauftragen sollte. Begleitet von den besten Wünschen zum guten Gelingen der Fahrt, stapften wir unter der Cima di Fiocobon hinüber zum wohlbekannten Einstieg.

Rasch sind die schweren Genagelten durch die geschmeidigen Kletterschuhe ersetzt und ich trete als Erster den ernsten Felsgang an. In der schon einmal durchkletterten Rißreihe komme ich flott aufwärts, bis des Gefährten Ruf das Ausgehen des Seiles verkündet. Hinter Rottenaicher, meinem braven Seilgenossen, klettert sofort Bechtold von der zweiten Partie nach. Plötzlich pfeift es uns scharf um die Ohren. Steinschlag! Hart an steilen Fels geschmiegt, doch in höchst fragwürdiger Deckung, sind wir für lange bange Minuten dem zürnenden Berg schutzlos preisgegeben. Will er uns, die wir es auf seine stolzeste Wand abgesehen haben, mit seiner furchtbarsten Waffe abschütteln? Wenn auch die Steine bedenklich nahe an unseren Köpfen vorbeischwirren, kommen wir doch für diesmal noch alle mit dem Schrecken davon. Aber der ganze Ernst unseres Vorhabens ist uns so recht zum Bewußtsein gebracht und lastet noch schwer auf unserem Gemüt, als wir nach einiger Zeit wieder aufwärts streben.

Doch kaum haben wir dem schweren Fels einige Seillängen abgerungen, als neuerdings unheimliches Krachen und Dröhnen die Luft erzittern läßt. In der neben uns wildaufschießenden Nordwand der Cima di Fiocobon ist eine riesengroße Eisplatte abgebrochen und saust, in tausend Trümmer zerberstend, zum Gletscher hinab, den wir vor kurzem überschritten hatten. Wir sind gewohnt, beim Klettern uns in keine philosophischen Betrachtungen einzulassen. Aber von einer inneren Unrast gejagt, klettern wir eiligst in der dämonischen Wand höher und

höher. Damit der Erste immer etwas ausgeruht den anhaltend schweren Stellen zu trotzen vermag, wechseln wir öfters mit der Führung ab. Bei der Schwierigkeit und Gefährlichkeit der Fahrt ist es ein Glück, daß sich einer auf den anderen so getreulich verlassen kann. Über splittrige Wandln, gelbgefärbte Überhänge, durch glatte Verschneidungen, mehr oder weniger anstrengende Kamine, seichte Schluchten, luftige Kanten geht unser wagemutiger Gang.

Da bemerkt einer von uns, wie Führer Murer über den Gletscher dahergezogen kommt, um unsere Schuhe am Einstieg abzuholen. Sein Tun ist etwas voreilig; denn den Sieg über die Wand haben wir noch lange nicht in Händen, die Aussichten für den ungehemmten Weiterweg sind sogar recht zweifelhaft. Trotzdem legen wir dem Vorhaben des pflichteifrigen Alten nichts in den Weg und in einer Anwandlung von Zuversicht ermuntern wir ihn sogar selbst durch das vereinbarte dreifache „Hallo“ zu seiner mühevollen Aufgabe.

Zurück will also keiner mehr. So heißt es denn mit neuer Kraft an die weitere Lösung des uns selbst gesteckten Zieles gehen. An mir ist wieder einmal die Reihe des Führenden. Eben habe ich unter der prallen, gelblich gefärbten Gipfelwand ein schneebedecktes Band erreicht, als plötzlich neben mir ein großer Felsbrocken in den Schnee zischt. Also wieder Steinschlag! In freier Bahn kommen mit winselndem Ton die nächsten gefährlichen Geschosse, 3 ... 4 scharf hintereinander. Ohne Deckung sehe ich ihnen gespannt entgegen und nur ein seitlicher Sprung im letzten Augenblick rettet mich jedesmal vor dem drohenden Unheil. Werden wir den heulenden Felstrümmern entrinnen, die in geradem Fall vom Gipfel neben mir einschlagen? Vieles habe ich schon in den Bergen erlebt, aber so deutlich sind mir die Sendboten des Todes noch nie erschienen.

Uns allen ist es klar, daß wir so rasch als möglich aus dem Bereich dieser verderbenbringenden Wand hinaus müssen. Sind wir doch keine Sekunde sicher, ob sich der Steinfall nicht noch einmal und vielleicht in stärkerer Auflage wiederholt! Rottenaicher und ich steuern zunächst noch gerade aufwärts 30 Meter einem Überhang zu, der baldachinartig aus der steilen Wand hervorragt und uns vorderhand sicheren Schutz verspricht. Nur kurz ist die Freude des Geborgenseins unter dem schirmenden Dach; denn mittlerweile ist uns ein neuer Feind erstanden.

Das Wetter, welches in der Frühe noch recht gut auszuhalten versprach, ist umgeschlagen. Leise säuselt der Wind durch die Wände und über die Grate; dann rieseln schon die ersten Schneekristalle über unsere

Kletterjanker und immer düsterer legen sich die bleigrauen Wolkenballen um die Bergesflanken. Der Wind steigert sich zum Sturm. Höchste Eile tut not, wenn wir den Wettlauf mit dem hereinbrechenden Unwetter nicht verlieren sollen.

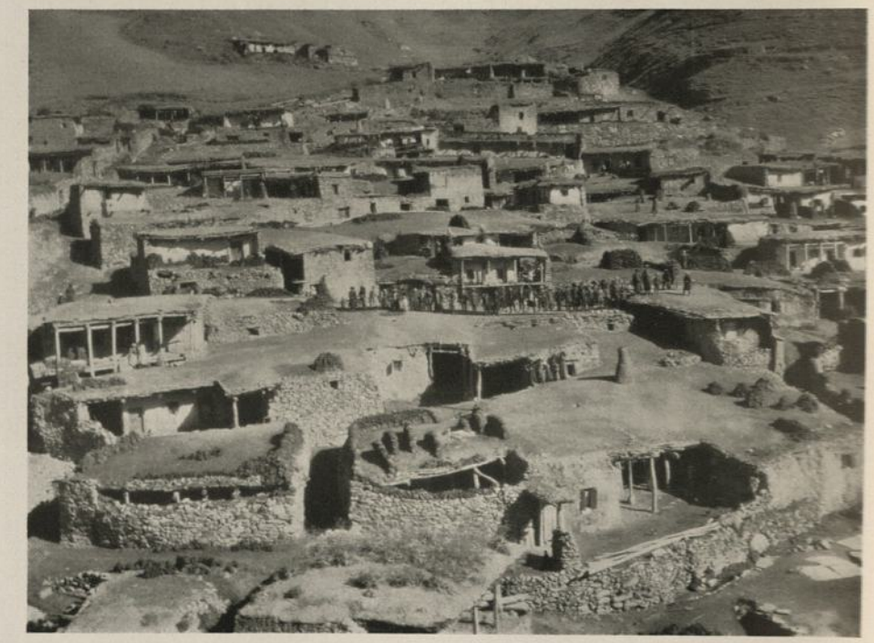
Auf eine feine Schichtlinie, die quer die Plattenwand durchzieht, setzen wir unsere ganze Hoffnung. Entschlossen wagt sich der Erste auf das schmale luftige Gesimse hinaus, wohl gesichert vom Zweiten, der zugleich auf den noch immer drohenden Steinfall zu achten hat. Von Zeit zu Zeit gibt uns ein Haken Sicherung an den schwersten Stellen, die wir uns Meter für Meter, das Äußerste leistend, erkämpfen müssen. Will dieser aufregende Quergang denn gar kein Ende nehmen?

Vorwärts! Endlich treffen wir auf einer Felsrippe mit unseren ebenfalls hart im Schneetreiben ringenden Freunden zusammen, welche gerade die Führung haben. Bechtold ist an der Spitze und meldet uns nach einer Seillänge die Entdeckung einer kleinen Höhle. In dieser Zufluchtsstätte wird es bald empfindlich kalt und wir frieren gewaltig; denn gegen unsere sonstige Gewohnheit haben wir diesmal den Wetterschutz unten in den Rucksäcken zurückgelassen und außer Sicherungsmitteln und ein wenig Mundvorrat nichts mitgenommen, um an Kräften und Zeit zu sparen.

Abgeschnitten von aller Welt, doch wohl geborgen in sicherem Felsversteck, schauen wir dem tollen Wirbel der Flocken zu. Doch siehe! Unerwartet rasch läßt das Toben der Elemente nach und siegreich gewinnen die heißersehnten Sonnenstrahlen wieder die Oberhand. Weiter! heißt die Losung. Mit kältestarren Fingern, aber mit froher Zuversicht geht es erneut an die Arbeit. Ich bin überrascht, als schon nach zwei Seillängen eine Scharte des Gipfelgrates mich aufnimmt. Wir sind befreit! juble ich den nachstürmenden Freunden zu. Der Bann ist gebrochen, der Sieg den Berggeistern abgerungen!

Nach dem gewaltigen Erlebnis des heutigen Tages nehmen wir den Frieden einer schönen Gipfelstunde als gütiges Geschenk hin. Wir lassen in beschaulicher Ruhe den Blick in die Runde schweifen und denken mit Wehmut daran, daß wir morgen Abschied nehmen müssen von diesen einsamen und doch so schönen Bergen der Pala. Fast zu früh taucht unten am Zopelpaß Murer mit seiner schweren Rückenlast auf. Um ihn nicht lange warten zu lassen, rüsten wir zum Abstieg über die leichtverschneiten Felsen.

Der „Weiße Berg“: Montblanc, Brenvaseite, links Pétéretgrat
Lichtbild: Franz Kröner



Siedlungen im Kaukasus: Oben Swanetisches Dorf mit altem Wehrturm; unten Mohammedanersiedlung Schaki im Urwantale

Lichtbilder: Dr. G. Külley und Willy Merkl

Die erste Überschreitung der 3 Lasteitürme

Reingefegt ist der Himmel. Nur wenige Wolkenfetzen hängen wie lichte Schleier drüben in den Südwänden der Marmolata. Nach kühlen Schlechtwetter-Tagen erfreuen wir uns heute wieder an den wärmenden Strahlen der südlichen Sonne. Leuchtender Neuschnee liegt um die gastliche Mulaz-Hütte und auf ihrer einsamen Bergwelt. In den Wänden glitzert und flimmert das abrinnende Schmelzwasser und läßt frohe Hoffnung in uns aufkeimen.

Seit Tagen sind wir im Nordzug der Pala herumgestreift und haben die Pracht seiner formenschönen Gipfel, seiner bezaubernden Tiefblicke, seiner eisgepanzerten Schluchten, seiner wilden Wände und schlanken Türme geschaut und bestaunt. Der gestrige unfreiwillige Rasttag schürte die Flamme unseres sehnsüchtigen Wunsches zu neuer Glut: den Weg über die Lasteitürme zu finden.

Wir wissen, daß ihre unnahbaren Häupter schon vielfach und nicht von den schlechtesten Felsgehern umworben wurden, nur wenige Male aber ist ihr Scheitel betreten worden. Man suchte sich dabei zunächst natürlich die verhältnismäßig leichtesten und kürzesten Anstiegsführen aus, nahm also die Scharten zwischen den Gipfeln zum Ausgangspunkt. Dabei erforderte namentlich der Anstieg auf den kleinsten Lasteiturm bereits ein hohes Maß von Können. Auch die Überschreitung der drei kühnen Recken war vor uns versucht worden, immer aber ohne Erfolg. Wir hoffen nun zuversichtlich, daß uns diese großartige Fahrt gelingen möge und zwar soll sie in der Richtung von Norden nach Süden ausgeführt werden.

Der tiefe Neuschnee in den Hochkaren und auf den Gipfeln läßt heute die Ausführung unseres Planes allerdings noch nicht ratsam erscheinen. Wir wollen daher nur auf Kundschaft ausziehen. Gemächlich stapfen wir den harmlosen Fiocobongletscher hinab. Wie Brüder stehen sie da vor uns, die drei wilden Gesellen mit glattem, grauem Felsgewand, wie Wächter dieser zauberhaften Schönheit der Pala.

Am Lucanpaß, den wir nach mühsamem Anstieg über verschneite Hänge erreichen, flößt uns die Glätte der Nordwand des ersten Turmes, des Campanile di Lastei basso, gewaltige Achtung ein. Mit bangen Zweifeln gleiten unsere Blicke an den blitzblanken Platten dieses wilden Gesellen empor, haften längere Zeit an seiner Ausbuchtung in der Mitte, um schließlich durch die rißgespaltene Brust auf sein scharfgeschnittenes Haupt

zu gelangen. Wird es uns gelingen, den Anstieg von dieser Seite zu meistern?

Doch heute wollen wir ihm ja nicht zu Leibe rücken. Um auch seine Brüder kennen zu lernen, queren wir seinen Ostfuß über beschneite Hänge. Bald stehen wir unter der Schlucht, die zwischen den beiden höchsten Türmen herabzieht. Von hier aus gefällt uns am besten der Mittelturm, der Campanile di Lastei di Mezzo, dessen prächtiger, noch unbegangener Südostgrat unsere Blicke mit magischer Gewalt auf sich zieht. Jäh schießt er mit gelblichem Abbruch aus dem verschneiten Felsgehänge heraus, leitet mit steilkantigen Türmen nach oben und führt in luftiger Schneide bis zum Gipfel. Da werden wir unseren Vorsätzen von heute morgen untreu. Eilends vertauschen wir die schweren Genagelten mit den weichen Kletterpatschen, verbinden uns durch das Seil und stürmen dank der verschwenderischen Griffigkeit des steilen Dolomits in ungestümer Freude wie auf einer 200 Meter hohen Himmelsleiter dem windumbrausten Gipfel entgegen.

Ein prächtiger Ausblick lohnt dort oben unsere Mühe. Im weiten Rund recken sich die ewigschönen Gestalten der Dolomiten in den klargefegten Himmel. Vom Rosengarten mit seinen deutlich sichtbaren bizarren Türmen von Vajolet bis hinüber zum Dreigestirn der Zinnen schweift unser Blick; greifbar nahe thronen die Riesenburgen Civetta und Pelmo; aus dem langen Kamm der Croda-Grande-Gruppe drängt sich die ebenmäßige Pyramide des Monte Agner hervor und dahinter erwecken die uns bekannten, formenschönen Fürsten der Karnischen und Julischen Alpen unsere Sehnsucht nach diesen einsamen Bergen.

Es ist begreiflich, daß uns die nähere und nächste Umgebung des mittleren Turmes nicht minder fesselt. Haben wir wegen der Ersteigbarkeit der vor uns sich jäh aufbäumenden Nordwand des Lastei alto keine Bedenken, so erschauen wir im scharfen Gegensatz hierzu in den plattengepanzerten Nordabstürzen des Lastei di Mezzo soviel des Rätselhaften, daß uns dabei fast bange wird. Beim Wagen soll bekanntlich das Wägen nicht vergessen werden. Wollten aber wir Bergsteiger schärferer Richtung diesem Grundsatz immer bis ins kleinste treu bleiben, hätten wir schon auf manch helljubelnden Sieg verzichten müssen. So wird auch hier nur die frischfröhliche Fahrt des Rätsels Lösung bringen können. Dann nehmen wir Abschied von dieser Zinne, die für Stunden unsere Freude gewesen . . .

Der nächste Tag bringt uns wiederum zweifelhaftes Wetter, sodaß wir noch immer nicht an die Ausführung unseres Planes gehen können.

Unsere beiden anderen Fahrtgenossen waren zu Tal gestiegen. Sie behaupteten, bei den üppigen Fleischtöpfen des Rollepaß-Gasthauses für ihre Unterernährung Abhilfe schaffen zu müssen. Diese Beteuerungen lösten bei uns aber nur Spott und Lachen aus. Wußten wir doch, daß die verlockenden Augen einer ungarischen Schönen dort unten es den beiden Schwerennötern angetan hatten. Als wir von einer sehr winterlich anmutender Bergfahrt auf die Cima delle Ziroccole (3056 Meter) zurückkamen, waren unsere Don Juans nach zweitägiger Abwesenheit wieder auf der Hütte angelangt. Wir trauten unseren Augen kaum — aus zwei rauhen Bergsteigern waren zwei feine Signori geworden.

Der Hüttenvater und Bergführer Murer hatte es bei unserer Rückkehr immer sehr eilig zu erfahren, was für Besteigungen wir gemacht hätten. Einige unserer Neufahrten hatten seine Aufmerksamkeit auf uns gelenkt. Er brachte daher jedesmal gleich das Turenbuch, damit wir unsere Fahrten darin verewigen möchten. Dabei kam er anhand seines Führerbuches auf verschiedene bemerkenswerte Bergturen in den übrigen Dolomiten zu sprechen und da wir ihm manches Neue davon berichten konnten, war die Unterhaltung stets sehr lebhaft.

Endlich kommt der große Tag, der uns die Lösung des schönsten Problems im Pala-Nordzug bringen sollte.

Die Morgensonne liegt bereits über der glänzenden Decke des Fiocobon-Gletschers, als wir auf bekanntem Pfade bis zum Abzweig des Steiges auf den Lucanpaß talaus wandern. Ernst blicken die auf schneeumgürtetem Sockel thronenden Riesensäulen der Lasteitürme zu uns herunter. Noch verbirgt ein düsterer Schleier ihre geheimnisvollen Reize. Die Mühen des Steilwegs zum Lucanpaß kommen uns bei diesem herrlichen Anblick kaum zum Bewußtsein, und erst höher oben beim Einstieg beschließen wir zu rasten, um Geist und Körper vor dem erwartungsvollen Angriff zu sammeln. Indes die „Alten“ — so wurden nämlich Bechtold und ich von den jüngeren Freunden genannt — noch Kräfte sammeln, überfällt die „Jungen“ das Kletterfieber. Wir lassen ihnen ohne Bedenken den Vortritt, da wir ja doch nach alter Gewohnheit in drei voneinander völlig unabhängigen Zweier-Partien vorgehen wollen.

Hinter einem kleinen Pfeiler, der mit dem Massiv des ersten Turmes eine längere kaminartige Steilrinne bildet, beginnt der verheißungsvolle Felsgang. Jäh und schwierig ist der Anfang. Frohen Mutes streben wir auf geschmeidigen Sohlen einige Seillängen durch die Rinne und über Platten einem überhängenden Wulst zu. Eine Verschneidung führt wei-

ter, bis glatter Fels den geraden Weg versperrt. Da poltern plötzlich von der vorausgehenden Partie gelöste Steine auf uns herab. Mein Freund befindet sich eben in vollster Ausgesetztheit an heikler Stelle und muß den schauerlichen Hagel schutz- und machtlos über sich ergehen lassen. Erschrocken blicken wir uns an, doch wie durch ein Wunder ist er mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Es war nicht Unvorsichtigkeit der Vorankletternden, was diese unerwünschten Grüße bewirkte, vielmehr ist es eben bei Erstlingstouren wegen des auf allen Gesimsen und Vorsprüngen in großer Menge angehäuften Gerölls auch bei größter Achtsamkeit nicht ganz zu vermeiden, daß Steine abgehen. Inzwischen haben unsere eifrigen Freunde schon den „Knödel" mittels einer Steilrinne, die zur Linken herabzieht, glücklich überlistet. Wir folgen ihnen auf dem gleichen Wege und haben damit das erste Bollwerk bezwungen.

Da stoßen wir auf die erste Partie. Von luftiger Warte, eng aneinandergeschmiegt, schauen wir gemeinsam nach dem fragwürdigen Weiterweg. Überall dunkelgraue Plattenschüsse, durch die es nur einen Durchstieg geben kann: den engen Plattenriß, der sich überaus steil durch die schauerliche Turmflanke windet. Nur wenn seine Durchkletterung gelingt, scheint uns der Sieg gewiß zu sein.

Bevor sich unser lieber Rottenaicher an diese sehr anstrengende und luftige Arbeit wagt, wird zu seiner Sicherung ein kräftiger Haken eingetrieben. Dann nimmt unser wagemutiger Freund das Ringen mit dem widerspenstigen Fels auf. Verdächtig hängt seine linke Körperhälfte aus dem engen Spalt; schier nutzlos scharrt sein linker Fuß an glatter Platte, um doch ein wenig Halt zu finden, während der andere im Verein mit der Hand alle Mühe hat das Gleichgewicht zu erhalten. Langsam aber stetig geht es aufwärts. Doch allmählich stockt der Ablauf des Seiles, für uns ein Zeichen, daß die Schwierigkeiten noch zunehmen; denn ein Ruheplätzchen hat unser Erster dort oben gewiß nicht gefunden. „Wie geht es weiter? Was ist denn los?" rufen wir ungeduldig hinauf. Gleich darauf gibt uns ein singender Mauerhaken die frohe Botschaft, daß der Vorauskletternde noch tüchtig beim Zeug ist. Uns war der hellklingende Ton des gutsitzenden Stiftes Musik in den Ohren.

Über eine Weile meldet uns ein echter Chiemgauer Kampfruf den zuversichtlichen Weiterweg. Er hat es geschafft.

Nun ist die Reihe an uns, mit dem abweisenden Riß Bekanntschaft zu machen. Sehr unterhaltend wirken dabei die von unserem stämmigen Kameraden Konrad gepflogenen Selbstgespräche in unverfälschter Nürn-

berger Mundart. Er will unbedingt ein anständiges „Griffla" unter seine Finger bekommen und seine zierlichen Füße — Größe 46 — haben in dem engen Spalt viel zu wenig Platz zu dem gewünschten Stand. Große Plage und viel Ärger verschaffen uns schließlich noch die aufzuseilenden Rucksäcke, die sich am rauhen Fels immer wieder verfangen; einer, den wir in der Ungeduld besonders unsanft behandeln, hätte die ihm anvertrauten Sachen, darunter ein Paar Bergschuhe, ums Haar dem Abgrund preisgegeben.

Weiter geht es im steilen Riß empor. Einmal verschwinden wir für einige Meter zwischen den Wänden. Dann gönnt uns eine kaminartige Steilrinne schneidiges Aufwärts-Spreizen. Frohgemut klettern wir dicht hintereinander. Da gellt es warnend von oben herab: Vorsicht! Ängstlich pressen wir die Köpfe an den Fels. Doch im nächsten Augenblick ist Konrad schon von einem Stein getroffen. Unter der Mütze quillt es rot hervor. So schnell ich kann, verbinde ich den verletzten Kameraden und bleibe bei ihm, bis er sich so wohl fühlt, daß er den Felsgang zum nahen Gipfel beenden kann. Die Freunde sitzen längst vergnügt um das stolze Steinmal, als wir als Letzte den 2720 Meter hohen Scheitel des Campanile di Lastei basso betreten.

Die Nordwand des Berges ist gefallen! Damit ist uns auch die erste freie Erkletterung dieses kühnen Lug-ins-Land gelungen. „Ohne Hilfe von oben gibt es hier keinen Aufstieg", hat Plaichinger, der bekannte Kletterer und Erstersteiger unseres Gipfels, in der Zeitschrift 1910 gesagt. Ähnlich wie andere schwer ersteigbare Türme war nämlich auch dieser mit Hilfe eines übergeworfenen Seiles „erobert" worden. Seine Ersteigung vollzog sich zwar nicht durch sogenanntes Einfangen von einer benachbarten Bergwand aus, wie z. B. erstmals beim Torre del Diavolo oder bei der Guglia Edmondo de Amicis, wo nach kühner Luftreise am straffgespannten Seil der Gipfel erreicht wurde — als vielmehr dadurch, daß an einer nach den damaligen Begriffen nicht frei zu erkletternden Stelle das Seil über einen vier Meter höher befindlichen Felshenkel geschleudert und diese durch Hinaufhangeln am festgespannten Hanf überlistet wurde. Heutzutage ist diese nicht ganz einwandfreie Technik nicht mehr beliebt. Die Zeiten ändern sich eben. Es war unser großer Meister Dülfer, der als einer der Ersten hier Schule machte, indem er die beiden erwähnten Dolomitenzacken und andere ohne das übliche Seilmanöver bezwang.

Zu rasch kommt uns der Abschied von dieser einsamen Warte am Nordende des Pala-Hauptzuges. Aber da wir noch vieles auf unserem

heutigen Wunschzettel haben, dürfen wir die kostbare Zeit nicht untätig verstreichen lassen. Über den Weg der Erstersteiger nehmen wir den Abstieg. Zuvor verwahren wir unsere Karten in der kleinen Blechbüchse des mächtigen Steinmanns. Kurz vor dem lotrechten Abbruch bezeichnet uns ein Mauerring den Beginn der Abseilstelle, über die wir im sicheren Kletterschluß hinabgleiten.

Schon vom Gipfel des Basso und dann während des Abstieges betrachteten wir mit großen Zweifeln die erschreckenden Plattenwülste der Nordwand des Mittelturmes, die wir nunmehr in Angriff nehmen wollen. Radio Radiis 1903 und Plaichinger 1910 haben hier unverrichteter Dinge wieder abziehen müssen. Nachdem auch uns die Bezwingung der Wand noch fraglich erscheint, beschließt unser verwundeter Freund, mit unserem Ältesten die Fahrt abzubrechen. Sie wünschen uns beim Abschied ein fröhliches Gelingen des schweren Felsganges.

Als Letzter lege ich Hand an den Fels, indes meine Freunde höher oben schon tüchtig bei der Arbeit sind. In der scheinbar so glatten Wand haben die Pfadfinder ein wunderschönes Gesimse entdeckt, über das wir voll Zuversicht aufwärts streben. Aber am Ende dieses herrlichen 60-Meter-Ganges stehen wir bereits vor dem ersten Hindernis — einem senkrechten, gelblichen Gemäuer. Ob es da hinaufgeht? Beim genaueren Betrachten und Betasten finden sich einige recht brauchbare Erosionslöcher, und ein Weilchen später liegt die Wandstelle hinter uns, die uns zwar für einige Meter in die schauerliche Steilheit hinausgedrängt, dafür aber auf gutgestuften Fels verholfen hat. Gleich darauf blicken wir erstaunt in eine große Höhle. An ihr vorbei gelangen wir zu einer Einbuchtung, aus der mehrere Aufstiegsmöglichkeiten führen. Während Bechtold anderswo emporturnt, erkämpft sich mein schneidiger Seilgefährte Rottenaicher durch einen engen Spalt den Beginn eines Plattenbandes, das uns im Zickzack spielend höher bringt. Schließlich lockt ein seichter Riß mit eisenfesten Griffen zur Höhe und eine Plattenrinne läßt uns im Jubel die Spitze des Campanile di Lastei di Mezzo (2780 Meter) erreichen.

So ist auch dieses Problem glücklich gelöst. Die Spannung, die uns seit Stunden beherrscht, weicht allmählich der Zuversicht, daß die Überschreitung des höchsten Turmes nun ebenfalls zur Wirklichkeit werden wird. Ist es da verwunderlich, daß wir in diesem Vorausahnen schon nach kurzer Rast weiterstreben, um bald das volle Glück zu erhaschen?

Die unmittelbare Nordwand des Campanile di Lastei alto weist bei weitem nicht die Glätte und Steilheit auf, wie die der anderen Türme.

Dafür können uns hier, wenigstens im unteren Teil des Anstieges, eisüberzogene Felsen manche Überraschung bringen, wenn nicht gar zur Umkehr zwingen. Schon bei unserem letzten Besuch war uns dieses „ekelhafte Eisgemäuer" recht unliebsam aufgefallen, dessen Bezwingung mit Kletterschuhen ein gefährliches Unternehmen zu werden versprach. Die welsche Sonne schien nicht mit uns im Bunde zu stehen und so war unsere Hoffnung, daß die Wand von diesem Panzer befreit sein würde, unerfüllt geblieben. Wohl oder übel müssen wir uns zum Kampf mit den vereisten Felsen entschließen.

Im Nu stehen wir unten in der Scharte, deren Firnbogen uns zur gegenüberliegenden Wand leitet. Vorsichtig schieben wir uns auf den von mächtigen Eiszapfen bedrohten Felsen zu einem vor Nässe triefenden Spalt hinüber, dessen Durchkletterung uns leider nicht erspart bleibt. Wir sind herzlich froh, als wir am Ende des Spaltes den ersten ordentlichen Stand erreichen. Dieses Plätzchen ist rings von Schnee und Eis umgeben und lädt selbstverständlich auch nicht zu längerem Verweilen ein. Wir nehmen daher neuerdings die eisbedeckten Platten in Angriff. Wenn das Seil trotz aller Vorsicht an die morschen Eisgebilde streift und die stürzenden Massen mit Krachen ihren Weg zur Tiefe nehmen, zucken die unten harrenden Gefährten ängstlich zusammen. Ihr Schelten vermag natürlich die auf sie niederprasselnden Geschosse nicht abzulenken.

Erleichtert atmen wir auf, als wir der eisigen Schartenkluft glücklich entronnen sind und trockener Fels in mildem Sonnenscheine uns entgegenlacht. Frohgemut erklettern wir eine reizvolle Wandstelle und schlendern dann sorglos über aufgelöste Felsen weiter. Wir betreten eine Scharte an der Westwand. Hier mahnt uns die in lotrechter Flucht abbrechende Riesenmauer wieder zu ernster Vorsicht. Unvermittelt fällt der Blick hinab zum Fiocobon-Gletscher; über dessen weißem Becken liegt wie ein Spielzeug die trauliche Mulazhütte. Zufällig bemerken wir dort unten auch unsere Freunde beim Überschreiten eines Firnfeldes, kurz bevor sie auf den Felsenweg von Falcade stoßen. In einer knappen Stunde wohl werden sie in der Hütte bei Speise und Trank die Mühen des Tages zu vergessen suchen. Wir wechseln freudig einige Jodler. Lange halten wir uns dabei nicht auf, denn der Gipfel lockt. Wohl gilt es noch eine kleine Nervenprobe zu bestehen: ein längerer Quergang auf schmalem Bande in grausiger Ausgesetztheit 500 Meter hoch über dem Karboden. Aber auch dieses letzte Hemmnis wird bezwungen. Der höchste der Brüder, der Campanile di Lastei alto (2850 Meter) ist unser.

Wiederum liegt das Glück einer feierlichen Gipfelstunde auf unseren wettergebräunten Gesichtern. Befriedigt vom wohlgelungenen Verlauf der heutigen Fahrt strecken wir unsere müden Glieder in der wohligen Wärme der Nachmittagssonne. In satten Farben leuchten die Dolomiten, in glänzendem Weiß erstrahlen die Firnenhäupter des Zentralkammes. Als ich in der Ferne die Vajolettürme erblicke, liegt mir ein Vergleich zwischen Lastei- und Vajolettürmen nahe. Da meint einer der Freunde, daß unsere Lasteitürme an sportlichen Reizen den südlichen Vajolettürmen sicherlich gleichzustellen sind, diese aber an Großzügigkeit noch weit übertreffen.

Leider schlägt auch der seligsten Rast die Scheidestunde. Um den Reigen der neuen Felsenwege zu vollenden, folgen wir in gespannter Erwartung der gar süßen Lockung des noch unbetretenen Südostgrates.

Über Schrofen geht es zunächst bequem hinab in eine Scharte. Dann nimmt uns ein Spalt auf, der sich im Schutt eines ebenen Gratstückes verliert. Der Weiterweg führt manchmal auf luftiger Gratschneide dahin, doch bietet er uns zunächst keine nennenswerten Schwierigkeiten. Deshalb klettern wir meist gleichzeitig am Seil. Nur einmal bringt uns ein Gratzacken eine Überraschung. Sein weitausladender Überhang ähnelt in auffallender Weise einem Amboßhorn. Wir müssen also wieder umkehren und in seiner Flanke eine Umgehung suchen. Aber ein Übel kommt selten allein. Bald ruft uns ein senkrechter sechzig Meter hoher Abbruch, mit dem der Grat in schauerlich gelbgefärbten Wänden zur Scharte vor der Cima Zopel absetzt, ein gebieterisches Halt zu. Im ersten Augenblick ein wildes, atemraubendes Bild! Ehrlich gesagt, verlockend sieht diese Stelle wirklich nicht aus. Aber hier hilft kein Zögern. Also hinunter! Wir greifen nach Mauerhaken und Reserveseil, den treuen Helfern in solchen Lagen. Dann fliegt das 35 Meter lange Doppelseil in weitem Bogen über den Abgrund hinaus. Voller Schneid tritt unser Jüngster als Erster die kühne Luftreise an. Unter dem überhängenden Fels gibt er noch seine frischen Eindrücke kund: „Uh, grausig luftig!“ Dann herrscht unheimliche Stille. Nur das ruckweise Knirschen der gestrafften Seile ist hörbar. Gut Ding will Weile haben, denkt sich auch unser Freund. Erst nach geraumer Zeit hören wir ihn rufen: „Hurrah, mir hams! Der Nächste!“ Das Abziehen des Seiles bereitet keine Schwierigkeiten mehr. So schweben wir übrigen, einer nach dem andern, ebenfalls in die luftige Leere hinaus. Nach prickelnder und pendelnder Seilfahrt, vier bis fünf Meter vom Fels entfernt, nimmt uns der sichere Boden wieder auf.

Das Spiel ist zu Ende. Die großartige Überschreitung der drei Lasteitürme ist uns restlos geglückt. Voll innerer Befriedigung schütteln wir uns herzlichst die Hände, indes sieghafte Freude die Seele durchklingt.

*

Zum Abschluß unserer Palafahrten griffen wir noch einmal zu Seil und Kletterschuh, denn den in gewaltiger Steilheit aufstrebenden Doppeltürmen Saß Maor und Cima della Madonna konnte unser Kletterherz nicht widerstehen. Wir hatten es nicht zu bereuen. Die abenteuerliche Fahrt über den 500 Meter hohen Steilabsturz der Cima della Madonna, die Schleierkante, ist unser schönster Felsgang geworden.

Bergfahrten im Dauphiné

Es war ein denkwürdiger Abend, an dem ein hochbetagter Gast aus dem fernen Süden, ein Meister des Hochgebirges, mit jugendlicher Frische zu der Augsburger Bergsteigergemeinde gesprochen und in unseren Herzen das hohe Lied von der Schönheit der Berge zum Erklingen gebracht hatte. Noch voll von den Eindrücken des Abends hatten wir, ein kleines Häuflein, es uns nicht nehmen lassen, den Gast in seine Herberge zu begleiten. Wir wollten mit ihm noch ein paar gemütliche Stunden verbringen. Sein gewinnendes Wesen hatte auch mich sogleich in seinen Bann geschlagen. Arm in Arm mit ihm dahinschreitend, fragte er mich: „Waren Sie schon in den Westalpen, mein junger Freund?“ „Nächstes Jahr will ich hinein.“ „Sie wollen natürlich mit dem Matterhorn anfangen?“ „O nein, ich möchte viel lieber ins Dauphiné!“ „Da kommen Sie in die schönste Gruppe der Westalpen zuerst“, antwortete mit Begeisterung der große Meister.

Der so sprach, war Dr. Julius Kugy. Ihm sind die stolzen Berge Südfrankreichs ans Herz gewachsen wie keinem und in seinen „Erinnerungen aus dem Dauphiné“ sagt er von ihnen: „Wir Bergsteiger sehen immer die Berge, die wir lieben. So stehen sie täglich vor mir, die Berge des Dauphiné, weit drüben am südwestlichen Horizont. Ich sehe ihre hohen schwarzen Grate über den hängenden Gletschern und ihre abgrundtiefen Täler voll Trümmer und Verwüstung. Es sind nicht die hellleuchtenden Schwerterklingen der Dolomiten, nicht die isolierten, scharf individualisierten Gipfel des Wallis, nicht die Eismauern des Monte Rosa nach Osten, nicht die riesigen Eismassen des alles beherrschenden Montblanc, nicht die Lanzenreihen der Aiguilles von Chamonix. Es sind nicht die weicheren malerischen Formen des Berner Oberlandes, nicht die schimmernden Kastelle der Bernina, nicht die einfach und edel aufgebauten Berge Savoyens, die still und feierlich über den Tälern und Seen stehen und von deren Gipfeln man paradiesische Schönheit schaut. Es ist eine neue Welt! Das Dauphiné kann man sich nicht vorstellen, man muß es sehen. Und wer es je gesehen, der verfällt seinem Zauber, und er kommt wieder.“

Ist es ein Wunder, daß diese begeisterten Worte meine Erwartungen auf das höchste spannten? Wird das Dauphiné halten, was ich mir von ihm erträumt habe?

An der Meije

Bald nach unserem Einzug in La Bérarde trieb es uns hinauf zur Tête de la Maye, dem Gornergrat des Dauphiné, um von dort zum ersten Male den Berg unserer Sehnsucht zu schauen. Wir machten diesen harmlosen Bummel mit einem Studenten aus Paris, den wir unten beim Mittagstisch kennengelernt hatten. Die Unterhaltung mit dem Franzosen war nicht nur für die Bereicherung unserer Sprachkenntnisse von großem Vorteil, sondern auch überaus belustigend.

In munterem Geplauder waren wir höher und höher gekommen. Urplötzlich hemmten wir die Schritte. Vor uns stand der Berg unserer Träume, die Meije. In stummer Bewunderung versunken, ließen wir unsere Gedanken zurückschweifen zu den kühnen Taten, die die Ersteigungsgeschichte dieses Berges bilden. Ungezählt wohl sind die Versuche, die der Grand Pic, die höchste Erhebung des ganzen Meije-Massives, abgewiesen hat. Erst am 16. August 1877 ist der stolze Gipfel unter dem verwegenen Ansturm des 20jährigen Boileau de Castelnau mit den tüchtigen Führern Gaspard und dessen Sohn und dem damaligen Träger Rodier über den Promontoire-Grat gefallen. Es war eine Glanzleistung sondergleichen, die nur der zu würdigen weiß, der diesen Anstieg aus eigener Kraft schon vollführt hat. Der vorankletternde Pierre Gaspard vollbrachte damit ein Meisterstück, 12 Jahre nach der Bezwingung des Matterhorns durch Whymper, der die Meije noch für unersteigbar erklärt hatte.

Dann hefteten sich unsere Blicke an den ungeheuren Plattengürtel der Südwand. Wir verfolgten das breite Schneeband, das von rechts her unschwer in die Mitte der Wand hineinführt. Dort fand vor vielen Jahren schon einer unserer ersten und besten deutschen Führerlosen ein tragisches Ende. Wenige Tage vorher hatte er im Verein mit seinem Bruder und Ludwig Purtscheller das Problem des Ostgrates am Grand Pic gelöst und somit die erste Überschreitung der Meije vollführt. Unvergeßlich ist der Name dieses kühnen Bergsteigers in unsere Herzen eingeschrieben: Emil Zsigmondy.

Auch das Geheimnis der stolzen Meijewand ist nunmehr entschleiert. Zsigmondys Klubkameraden, die Gebrüder Guido und Max Mayer aus Wien kamen auf ihrem nicht endenwollenden Siegeszug durch die Alpen auch ins stillernste Dauphiné. Schlag auf Schlag waren ihnen — allerdings nur mit den allerbesten Führern ihrer Zeit, Dibona und Rizzi —

die bedeutendsten Probleme geglückt. Der Kletterkunst eines Dibona und Rizzi konnte auch diese Riesenwand nicht widerstehen. Im Sommer 1912 erreichten sie nach 20stündigem Ringen in Fels und Eis über den Pic Central wohlbehalten die schützende Hütte am Rocher de l'Aigle. Erst 14 Jahre später ist diese gewaltige Tur zum ersten Male wiederholt worden, wiederum von zwei Wiener Bergsteigern, diesmal aber von zwei Führerlosen: Jara und Grazer. —

Der Abend brach an und heißen Herzens trugen wir das stolze Bild der Meije mit hinab nach La Bérarde. Schon der nächste Tag sah uns auf dem Wege ins Etançonstal. Glühend brannte die Sonne hernieder, als wir nach zweistündigem Wandern am hurtigen Bächlein vor dem Refuge Châtelleret die erste Rast hielten. Großartig war der Blick auf die Meije, die sich im Hintergrund des trümmererfüllten Tales gar trotzig aufbäumt. Wieder suchte und fand unser Auge den Weg über den Promontoiregrat und jenen durch die ungeheure Plattenflucht der Südwand. Die Berge zur Rechten und Linken verblassen vor der Wucht des Meijestockes.

Den Blick stets auf dieses mächtige Schaustück hoch oben in den Lüften gerichtet, verloren wir des öfteren den schlechten Pfad, der sich durch grobes Blockwerk schlängelt. Zuletzt strebten wir über den Kamm der Seitenmoräne hinauf, der uns unterhalb des Promontoiregrates zum Etançonsgletscher brachte. Dank der guten Eckensteineisen liefen wir ohne Schwierigkeit den 40 Grad geneigten Eishang hinauf und schlichen uns zwischen offenen Spaltensystemen hindurch. Endlich erreichten wir bei hereinbrechender Dämmerung die Promontoire-Hütte.

Wir waren nicht allein. Zwei Grindelwalder Führer mit zwei Japanern und eine deutsche führerlose Partie — zwei Studenten aus Grenoble — warteten hier seit gestern auf günstige Witterung für die Überschreitung der Meije. Wie wir von diesen erfuhren, war das Wetter in der Frühe für die Durchführung dieser großen Tur zu unsicher gewesen. Erst gegen Mittag hatte es aufgeklart. Auch am nächsten Morgen waren die Wetteraussichten keine guten. Trotzdem brach nach längerem Zögern die Führerpartie kurz vor 8 Uhr von der Hütte auf. Eine halbe Stunde später folgte die führerlose Partie. Wir konnten uns lange nicht entscheiden, da uns das Wetter nicht gefallen wollte. Schließlich ermunterten uns die unternehmungslustigen Studenten ebenfalls zum Aufbruch: „Wenn die Führer gehen, können Sie getrost auch gehen, die Führer kennen doch das Wetter ganz genau." Wir glaubten es allerdings auch zu kennen. Doch waren diese verführerischen Worte zündende Funken in unseren begeisterten

Herzen. So trafen wir unbekümmert um des Wetters Mißgunst und ohne Frühstück in Eile die letzten Vorbereitungen für die lange Bergfahrt.

Schon der zweite Schritt aus der Hüttentüre brachte uns auf den Grat, dem 30 Meter höher ein kleiner Überhang die erste Würze verleiht. Trotz unserer schweren Rucksäcke strebten wir in raschem Klettern über den steilaufschießenden Grat aufwärts. Da schwebten bereits träge, graue Wolkenfahnen aus dem Westen heran. Höher oben drängten ganz von selbst die plötzlich auftretenden Schwierigkeiten des Grates nach links hinüber ins Grand Couloir. In raschester Gangart stürmten wir über die eisfreien Felsen hinauf und erreichten 1¾ Stunden nach Verlassen der Hütte den höchsten Punkt des Promontoire. Dort stand früher die „Pyramide Duhamel", jener Steinmann, in dem einst der bekannte französische Alpinist Duhamel seine Hoffnung, die Meije als Erster zu ersteigen, begraben hatte.

Wir befanden uns nunmehr am Fuße der Grande Muraille. Dieses schwierigste Stück des Meijeanstieges ist eine 200 Meter hohe, fast senkrechte Felswand. Unfreundlich starrten uns die Felsen an, in bleigrauen Wolken steckte das Haupt des Grand Pic. Während die anderen Partien oben in der Wand kämpften, schlüpften wir in den Zeltsack, um den weiteren Verlauf des Wetters abzuwarten. Kaum eine Stunde später war die Entscheidung bereits gefallen. Hinunter! war unsere Losung, hinunter so schnell als möglich! Drohend wälzten sich düstere Wolkenmassen heran und im Nu fielen die ersten Flocken. Bevor wir das Zelt im Rucksack verstaut hatten, lagen die Felsen schon unter einer trügerischen weißen Decke. Deshalb gestaltete sich der Abstieg durch das Grand Couloir zu einer recht mühevollen Arbeit. Zu allem Unglück verfehlten wir im Schneegestöber den richtigen Übergang vom Couloir zum Grat und irrten lange bange Stunden in den glatten Wänden herum. Doch gaben uns wenigstens die Nagelschuhe in dem plattigen Gneisgestein vortrefflichen Halt. Aufatmend standen wir schließlich wieder auf der schmalen Schneide des Promontoire. Immer heftiger tanzten die Schneekristalle um uns, immer vorsichtiger mußten wir klettern und immer langsamer wurde unser Abwärtskommen auf dem tiefverschneiten Felskamm. Endlich, endlich erreichten wir nach hartem, 6stündigem Kampfe völlig durchnäßt und durchfroren die schützende Hütte.

Draußen tobten die Elemente weiter. Sorge beschlich uns um die beiden anderen Partien, die in Sturm und Schauer wohl oder übel die Überschreitung des Berges fortsetzen mußten. Denn dies war bei diesen

Verhältnissen immer noch leichter als der Abstieg über die Grande Muraille. Wie mag es ihnen wohl ergangen sein?

Als wir unsere nassen Kleider abgeworfen und uns in warme Wolldecken gehüllt hatten, stieg ein dankbares Gefühl für die Erbauer dieses wertvollen Bergsteiger-Asyls in uns auf. Allzu rosig war freilich die erste Nacht in der Schutzhütte keineswegs. Der Mangel an Holz gestattete vorerst nicht unsere vor Nässe triefenden Kleider zu trocknen und sie gefroren infolge der Kälte bald. Nach einem kärglichen Mahl verfielen wir aber trotz des nächtlichen Sturmes in tiefen Schlummer.

Als wir uns am nächsten Morgen aus den Decken gerollt hatten, trauten wir unseren Augen kaum. Geblendet von der Fülle des Lichts erschauten wir gleißende Winterpracht unter strahlendem Himmelsblau. Wohltuend legte sich die Sonnenwärme auf Körper und Gemüt und beseelte uns mit froher Hoffnung.

Zunächst galt es Kleidung und Ausrüstungsstücke zu trocknen. Not macht erfinderisch. Holzfeuer stand uns nicht zur Verfügung, also mußten wir die strahlende Sonnenwärme nutzbar machen. So erstand die Trockenanlage „Promontoire". Von meinem Freund durchs Seil gesichert, erstieg ich das Dach der Hütte und befreite es von ein Drittel Meter Schneebelag. Dann verspannte ich dort oben kunstgerecht Seil und Reepschnur und bald freuten sich unsere Gewänder mit uns der heißen Sonnenstrahlen. Der Sitz auf dem First des Daches war freilich etwas unbequem; dafür war der Ausblick auf die umliegenden Gipfel und auf das weit hinaus verschneite Etançonstal von eindringlicher Schönheit. Leider sollten wir uns nicht lange der sorglosen Beschaulichkeit hingeben. Das Wetter drohte neuerdings umzuschlagen. Doch nach stärkendem Sonnenbad konnten wir wenigstens in unsere trockenen Kleider schlüpfen und sahen deshalb getrost der kommenden Nacht entgegen.

Leiden und Freuden westalpinen Hüttenlebens waren uns auf diese Weise hinreichend zuteil geworden. Karlchens schauerliche Erzählungen über seine Kriegserlebnisse mit den Komidatschis, den Räuberbanden des Balkans, klangen hier oben fast unheimlich und verkürzten die Langeweile des unfreiwilligen Rasttages. Anderntags beschlossen wir, trotz der schlechten Sicht und der winterlichen Verhältnisse zu Tal zu steigen.

Alles, was wir an Wäsche und Kleidern besaßen, wurde zum Schutze gegen die Kälte angezogen. Um der Gefahr des Einbrechens in die verschneiten Gletscherspalten begegnen zu können, gingen wir am doppelten Seil. Der langwierige Abstieg erheischte peinliche Vorsicht.

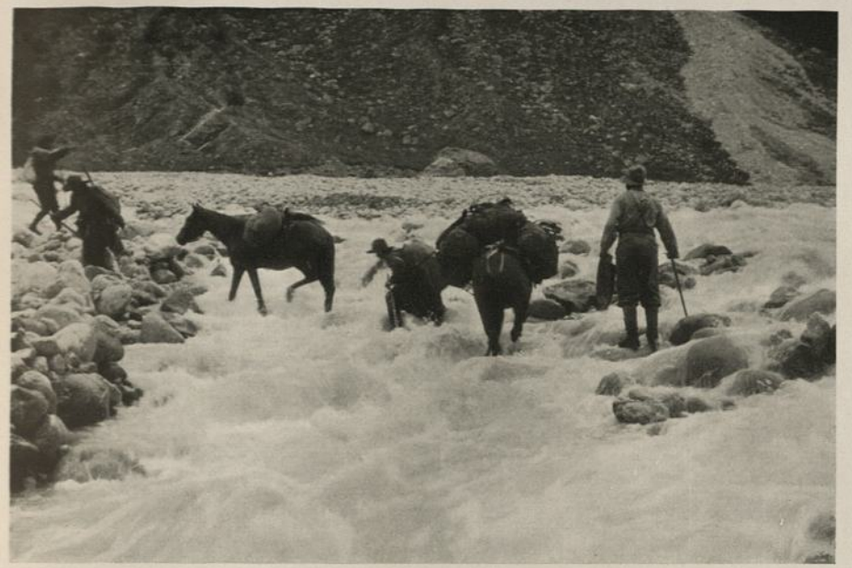
Schließlich gelangten wir wohlbehalten, aber etwas niedergeschlagen nach La Bérarde zurück.

Da geschah es, daß der Himmel mit einem Schlage aufklarte und in fleckenloser Reinheit bestehen blieb. Wohl sagten wir uns, daß die Schneeverhältnisse auf den Hochgipfeln für unsere Fahrten die denkbar ungünstigsten sein würden. Die Führer sowie unser Wirt Rodier in La Bérarde erklärten sogar, daß auch bei herrlichstem Wetter vor Ablauf von 6 Tagen an größere Unternehmungen nicht zu denken wäre. Aber eine ungestüme Sehnsucht nach Bergerleben trieb uns höhenwärts. So ward es denn beschlossene Sache, wenigstens einen Versuch zu machen die Überschreitung der Barre des Ecrins (4103 Meter), des höchsten Gipfels im Dauphiné, auch unter diesen schlimmen Verhältnissen zu erzwingen.

Barre des Ecrins

Im Sonnenschein eines wolkenlosen Augustnachmittages verließen Freund Markert und ich, begleitet von den Glückwünschen der liebenswürdigen Familie Rodier, wieder das einsame Bergdorf La Bérarde und wanderten frohen Sinnes in das romantische Vénéontal hinein. Hinter dem Dörflein lugt durch die Lücke des Etançonstales im Hermelingewand die kühne Felsenburg der Meije. Nach einer geraumen Weile fesselte uns die schöne Bans, die gar mächtig aus dem glänzenden Weiß des Pilatte-Gletschers herauswächst. Die furchtbare Nordwand der Ailefroide flößte uns gewaltige Achtung und zugleich Bewunderung für jene tapferen Männer ein, welche die Riesenmauer erstmals bezwungen.

Hinter dem Refuge Carrelet (2070 Meter), der früheren Unterkunft für Ecrins-Besteiger, brachte uns ein gutes Steiglein über den mit niederem Krummholz bewachsenen Hang in einer kurzen Wegstunde zum Refuge de Vallon (2450 Meter) hinauf, welches in herrlicher Lage vom Club Alpin Français im Jahre 1926 erbaut wurde. Von zwei dort anwesenden Alpenjägern erfuhren wir, daß sie zu neunt — unter der Leitung eines Capitäns — topographische Aufnahmen des Gebietes zu machen hätten. Diese Mitteilung war uns nicht unangenehm; denn wir hofften von dem französischen Hauptmann allerlei Wissenswertes zu erfahren, vor allem die genaue Lage unseres morgigen Zieles, des Col des Avalanches; wir warteten also auf die Rückkehr des Trupps. Endlich kam die ganze Ge-



Im Kaukasus: Überqueren eines Flusses

Erstes Biwak am Gjultschi in 3100 Meter

Lichtbilder: Fritz Bechtold

Die Swetgargruppe im Kaukasus

Lichtbild: Fritz Bechtold

sellschaft über die Moräne herab. Dem Häuflein voraus lief ein Mann mit langer, erdfarbener Hose, verwetterter Joppe und schmutzigblauer Tellermütze, die verwegen in ein bärtiges Gesicht hing. Ein umgehängter, abgeschabter Brotbeutel und eine veraltete Eisaxt stempelten den Träger zu einer Gestalt, über die man sich allerhand Gedanken machen konnte. „Monsieur, où est votre Capitain?“ fragten wir den seltsamen Wandersmann. „Moi“, war die kurze Antwort, wobei er sich zur Bekräftigung seines Ausspruches sichtlich in die Brust warf und mit dem Finger auf sich zeigte. Wir waren darüber etwas bestürzt und baten ihn, das Versehen zu entschuldigen; denn wir wollten uns die Sympathie des wackeren Capitäns nicht verscherzen und nicht darauf verzichten, aus seiner Ortskenntnis Nutzen zu ziehen. Er nahm es auch wirklich nicht übel, daß wir ihn fast für einen Landstreicher gehalten hätten, sondern gab uns in liebenswürdigster Weise die gewünschte Auskunft. Obendrein nannte er uns noch die umliegenden Berge mit Namen, so daß wir der Mühe enthoben waren, sie an Hand der Karte erst festzustellen.

Inzwischen war eine Bergsteigerin mit zwei Führern zur Hütte gekommen. Die Führerpartie beabsichtigte gleich uns eine Überschreitung der Ecrins. Das ließ unsere Hoffnung auf das gute Gelingen unserer Fahrt ganz erheblich steigen. Wir hatten ja nicht vor, uns von dieser Partie ins Schlepptau nehmen zu lassen; auf jeden Fall aber waren wir nun die große Sorge los, die uns bisher stark bedrückt hatte, nämlich das richtige Couloir für den Einstieg zu finden. Seine Auffindung vermittelt allein den besten Weg durch das gefährliche Rinnengewirr des unteren Wandgürtels und schon viele Führerlose wurden hier vor ein großes Rätsel gestellt. In der Hütte wurde es nun lebendig. Ein Alpenjäger war mit zwei Maultieren erschienen, um die schweren Vermessungsgeräte den ermüdeten Soldaten abzunehmen. Die Last wurde den braven Tieren kunstgerecht aufgebürdet. So hatten die Soldaten nur mehr ihre Rucksäcke und ihre geradezu vorsintflutlichen Eisärte zu tragen. Mit Sang und Klang zog die Karawane ab. Da traten wir vor die Hütte, um den Glanz des scheidenden Tages in Ruhe auf uns einwirken zu lassen. In einzigartigem Gegensatz stachen die gletscherumflossenen Berge vom tiefblauen Himmel ab, indes der kalte Felskamm der Flambeaus in bunten Flammen ersprühte. Tiefes Schweigen lag über der Bergwelt. Langsam kroch die Dämmerung durchs Vénéontal herauf und allmählich erlosch das seltsame Farbenspiel an den Flambeaus und zuletzt an den höchsten Spitzen der Ecrins.

Wir traten wieder in die Hütte und schickten uns an, das einfache Abendmahl zu bereiten. Es gab bei uns nur kleine Küche und nicht ganz neidlos schielten wir auf die feinen Leckerbissen hinüber, welche die Französin ihren Führern vorsetzte. Diese Dame hatte nach Aussage ihres Leibführers an den Aiguilles von Chamonix ihre Kletterkünste erfolgreich spielen lassen. Das erfüllte sie sichtlich mit Stolz. Wir aber legten uns bald zur Ruhe; wollten wir doch am anderen Tag die Hütte sehr zeitig verlassen.

Kurz nach 3 Uhr früh schwankte der Schein unserer Laternen über das Geröll zum Gletscher Vallon de la Pilatte hinauf. Kein Laut weit und breit. Nur das Knirschen der Nagelschuhe im harten Gestein störte die Stille der Sternennacht. Wohlmeinend breitete die Dunkelheit ihren Schleier über den unheimlichen Geröllschinder, der sich nun zur Höhe zog. Wir konnten so seine Länge nicht überblicken, nur ahnen, und das war gut. Bei Tage ginge er da nicht hinauf, meinte Freund Karl, als wir den Schinder glücklich unter uns hatten und ich mußte ihm beipflichten. Während wir unter den düsteren Wänden des Pic Coolidge und des Fifre den Gletscher überschritten, brach der Tag an. Ein kalter Morgen versprach Bestand des guten Wetters. Die letzte Spalte wurde überstiegen und um ½ 8 Uhr waren wir am Col des Avalanches (3511 Meter) angelangt.

Ein schaurig-schönes Plätzchen, dieser Col des Avalanches! Jenseits desselben stürzt in grausiger Steilheit ein Schnee- und Eiscouloir an die 1000 Meter hinab zum Glacier Noir. Ein einziges Mal ist es bis jetzt durchstiegen worden und zwar von Christian Almer mit Coolidge am 20. Juli 1877. Uns gelüstete nicht darnach.

Durchfurcht von einem Wirrsal wilder Schlünde und Rinnen, in denen der Tod in hundert Gefahren lauert, bäumt sich vor uns die Südwand der Ecrins jäh empor. Es ist reine Glücksache, wenn man an Hand der Beschreibung im Dauphinéführer das richtige Couloir zum weiteren Anstieg findet. Wir gaben daher von hier aus gerne der Führerpartie den Vortritt. Um vor Steinschlag geschützt zu sein, ließen wir ihr sogar einen ziemlich großen Vorsprung, bevor wir uns wieder an die Arbeit machten. Im Pulverschnee stapften wir dann gemächlich den steilen Hang hinauf; er geht in eine Rinne über, die sich in die unheimliche Mauer hineinspitzt. Als dann die Kletterei begann, fanden wir leider die steilen und glatten Felsen nicht eisfrei. Das erschwerte unser Höherkommen außerordentlich. Von der ersten Partie waren in dem harten Urgestein fast keine Spuren zu sehen. Um eine wenig einladende verglaste Verschneidung zu

umgehen, stieg ich zu verlockenden Platten hinauf. Die zeigten sich aber so unnahbar, daß ich schleunigst umkehrte. Also stand als einziger Weiterweg die vereiste Verschneidung offen. Mein Freund packte sie mit beherzter Schneid an. Das war nicht die einzige gefährliche Stelle des ganzen Tages. Die Kletterei über die mit Glaseis überzogenen Felsen in Nagelschuhen und voller Ausrüstung erforderte viel Umsicht und Kraft. Sie zählt zu den schwersten Hindernissen, die uns im Hochgebirge je entgegengetreten sind. In solch ernsten Lagen schätzt man den Wert des guten Begleiters, mit dessen Geschick man durch das Seil aufs engste verknüpft ist.

Glücklicherweise wurden die Felsen wieder unschwieriger, unser Vordringen deshalb rascher. Wo sich der Rocher Blanc zu trotziger Steilheit aufschwingt, erleichtert ein mächtiges Kabel, das die Führer befestigt haben, seine Ersteigung. Wir scheuten uns nicht diese Hilfe ausgiebig zu benützen. Trotzdem erforderte die Gewichtigkeit unserer Rucksäcke noch viel Armkraft. Es gibt Bergsteiger, die den Gebrauch solcher künstlicher Versicherungen grundsätzlich verschmähen. Ich glaube aber, daß bei dem damaligen Zustande dieses schwersten Bollwerkes der Wand auch ein Vertreter dieser strengsten Richtung seinem Grundsatze untreu geworden wäre.

In rascher Gangart stiegen wir nun höher und höher, über dunkle Felsrippen, über fahlgelbe Wandstufen, durch leuchtende Schneerinnen. Kaum gönnten wir uns Zeit einen Blick auf die immer gewaltiger sich dehnende Fernsicht zu werfen. Die Sonne stand schon hoch; die Lawinengefahr wuchs von Minute zu Minute. Daher galt es ungesäumt den kleinen Ecrins-Gletscher zu erreichen, sollte seine Überschreitung noch mit einiger Sicherheit durchführbar sein.

Schwerer nasser Schnee im steilen Eis der Rinnen mahnte zu höchster Eile und peinlichster Vorsicht. Tückisch lauerte die Gefahr im weißen Gewande. Vorwärts, nur vorwärts! Schwer atmeten die Lungen bei dem schnellen Anstieg in der dünnen Luft. Dann kam der letzte unheimliche Gang über den hängenden Gletscher: ein Wettlauf, der sicheren Tritt in breiigem Schnee erheischte und dessen Preis das Leben bedeutete. Ein gütiges Geschick führte uns in den Schutz der jenseitigen Felsen. Wenige Minuten später fuhr rauschend die erste Lawine über unsere Spur — nur eine kurze Zeitspanne früher und wir wären ihr Opfer geworden. Wie gut war unsere Eile gewesen! Der Auftakt für die folgenden Lawinenstürze war gegeben. Obwohl wir von der vorauskletternden Führerpartie durch Steinschlag bedroht waren, fühlten wir uns doch in den steilen Gipfelfelsen sicherer als im haltlosen Schnee. Während wir den letzten

Kampf mit diesen Gipfelfelsen aufnahmen, zischten die Boten des weißen Todes hinter uns hinab und durchfegten mit donnerndem Getöse die grausigen Rinnen zum Glacier Noir.

Gar mancherlei Mühen und Gefahren in Fels und Firn waren noch zu überwinden, bis wir endlich auf dem schmalen Grat des Gipfelkammes auftauchten. Hier tat sich uns mit einem Schlage eine Welt von Wundern und voll Erhabenheit auf. Wie im Traume wandelten wir auf dem schwindeligen First dahin, bis ins Innerste ergriffen von dem, was uns umgab.

Auf dem höchsten Gipfel des Dauphiné, der 4103 Meter hohen Barre des Ecrins, warfen wir eine Stunde nach Mittag die schweren Säcke von den Schultern. Zwei Freunde reichten sich nach glücklich bestandenem Kampfe die Hände, zwei Augenpaare erstrahlten voll seligster Freude. Wir saßen allein auf hohem Ziel, still und stumm, die Weihestunde zu erleben. Kein Lüftchen regte sich. In kristallener Klarheit wölbte sich die tiefblaue Himmelsglocke über einem endlosen Gipfelmeer, durchflutet vom Golde der Sonnenstrahlen. Wie ein überirdischer Herrscher thronte darinnen der gewaltigste und höchste Berg der Alpen, der Montblanc, der weiße Berg. Um ihn, den unbestrittenen „Monarchen", schart sich ein erlesener Hofstaat adeliger Gestalten aus dem Wallis, den Grajischen Alpen und dem Dauphiné. Gar weit schweift der Blick über den mächtigen Alpenbogen, von den niederen Seealpen im Süden bis zur strahlenden Eisburg des Monte Rosa im Norden, von den verträumten Ebenen und Höhen um Lyon und Grenoble bis hinüber ins Reich des Monte Viso. Wohin das Auge sich wendet, überall leuchtende Firne, schillerndes Eis, starrer Fels.

Hinter uns brach jäh die Felswand ab, über die wir heraufgestiegen; vor uns schoß steil die vergletscherte Nordflanke unseres Berges zum Glacier Blanc hinunter, zum herrlichsten Gletscher im Reiche Emil Zsigmondys. Bezaubernd war der Blick auf den Wunderberg im Dauphiné, dem noch immer unsere Sehnsucht galt, auf die hoheitsvolle Meije, die sich von hier aus in ihrer ganzen Größe zeigte. Düster und ernst starrte im Süden die Ailefroide als schwarzes Ungeheuer in das fleckenlose Blau des Himmels.

Es war vollkommen windstill während der Gipfelrast. Wir hatten brennenden Durst, schmolzen Schnee in unsern Trinkbechern und schlürften eine köstliche „Brause". Dieses nicht zu stillende Durstgefühl ließ keinen rechten Appetit in uns aufkommen. Wir aßen aber doch einiges und Karlchens vorzügliche Eiswaffeln beschlossen die karge Zehrung.

Eine freudige Überraschung wurde uns beim Durchstöbern der Gipfelblechhülse zuteil: mein Freund fand eine aus dem Jahre 1908 stammende Karte vor, auf welcher die Namen unserer Sektionskameraden Josef Ittlinger, Anton Schmid und Dr. Walter Fischer standen.

Dann war die Feierstunde zu Ende. Die Führerpartie stapfte bereits tief unten im Neuschnee des Gletschers. Wir packten unsere Siebensachen und rüsteten ebenfalls zum Abstieg.

Über den Verbindungsgrat strebten wir zunächst dem zweiten Ecrins-Gipfel, dem Pic Lory, zu. Er wurde ohne viele Umstände unserer noch sehr bescheidenen „Viertausender-Sammlung" einverleibt.

Über die messerscharfe Schneide kletterten wir dann jenseits gegen die Brèche Lory hinab, um auf den Spuren unserer Vorgänger den Bergschrund zu überlisten, der auf der ganzen Nordseite klafft. Die Kletterei in den steilen Felsen war wegen Vereisung und Neuschnee wiederum sehr gefährlich, die gegenseitige Sicherung manchmal mehr als fragwürdig. Jeder Schritt und Tritt wollte bedacht sein; denn unter uns gähnte der lauernde Schrund. Langsam näherten wir uns seiner etwas überhängenden Oberlippe. Noch vor ihrem Rande tat ich den großen Sprung, der mich drüben im Pulverschnee weich landen ließ. Auch der Freund verspürte in gleicher Weise den Reiz des eigenartigen Luftsprunges und des erfrischenden Bades in stäubendem Schnee. Dann folgten wir der guten Spur der einheimischen Führer. Sie wies uns in interessanter Wegführung durch die tückisch verschneiten Spaltensysteme und blauschillernden Eisbrüche der Nordflanke und enthob uns der Mühe, durch dieses Wirrsal den rechten Weg zu suchen. Trotz der guten Spuren versanken wir bisweilen in knietiefem Schnee. Vor dem Erreichen des Glacier Blanc stiegen wir in langer Schleife hinauf zum Col des Ecrins, wo wir zu rasten gedachten.

In unerhörter Steilheit schießt eine Eisrinne hinab und vermittelt den Zugang zu dem nächsten Ziel unseres Weiterweges, dem Glacier de la Bonne Pierre. Der Anblick dieser Eisrinne war so niederdrückend, daß uns die Lust zu rasten verging. Mit gemischten Gefühlen machten wir uns sogleich an den weiteren Abstieg. Glücklicherweise konnten wir die unangenehme Rinne bald in die rechtsseitigen Felsen verlassen. Hier mußten wir teilweise in kräfteraubendem Baumeln an dünnen Drahtseilen über senkrechte Plattenfluchten hinabgleiten und noch manches Abenteuer bestehen, ehe wir den weichen Firn des harmlosen Glacier de la Bonne Pierre unter die Füße bekamen. Teils abfahrend, teils in langen Sätzen

hinunterspringend, erreichten wir bald den Beginn einer riesigen Moräne. Andreas Fischer nennt sie mit Recht die abscheulichste der Welt. Auf ihrem Kamm führt ein schmaler Pfad durch die grauenvolle Verwüstung des Tales. Stundenlang begleiteten uns grobes Geröll und haushohe Trümmerhaufen, endloser Schutt in dieser schrecklichen Einöde.

Die Dämmerung fiel ein. Plötzlich unterbrach ein mächtiges Krachen und Donnern die feierliche Stille des Abends. Erschrocken wandten wir den Kopf und erblickten starr und ergriffen ein Schauspiel ganz besonderer Art. In sattem Rot erglühte der gewaltige Westabsturz der Ecrins und spie eine riesige Steinlawine aus, welche mit schauerlichem Getöse die eisigen Couloirs durchfegte. Das war ein Bersten und Dröhnen, daß man schier glaubte, die Welt wolle untergehen. Doch der gähnende Rachen des Bergschrundes verschlang die polternden Trümmermassen stumm und gleichmütig, als wäre es ein Nichts. Der Steinfall wurde schwächer und allmählich breitete sich wieder stiller Abendfriede über das herrliche Farbenspiel der in Purpur erglühenden Wände. Nur schweren Herzens konnten wir uns von diesem Anblick losreißen, doch die Zeit drängte. Als wir später wieder einen Blick zurückwarfen, zitterte nur noch ein letzter heller Schimmer auf der Silberkrone des Dôme de Neige, die sich scharf vom tiefen Blau des Himmels abhob. Müde und hungrig stolperten wir über endloses Geröll hinab ins Val des Etançons. Die ewigen Sterne leuchteten uns und die Stimmen des rauschenden Etançonsbaches gaben uns das Geleite nach La Bérarde. Drei Stunden vor Mitternacht trafen wir dort ein.

*

Und noch einmal Meije

Nun galt unser ganzes Sinnen wiederum nur dem Wunderberg im Dauphiné: der majestätischen Meije. Wohl hätten wir uns nach der gewaltigen Leistung des gestrigen Tages einen ganzen Rasttag genehmigen dürfen, allein die Sorge um die Beständigkeit des prächtigen Wetters ließ es ratsam erscheinen, ungesäumt für die Meije zu rüsten. So verließen wir um drei Uhr nachmittags unser Standquartier La Bérarde, um bei schönstem Sonnenschein zur Promontoirehütte hinaufzupilgern.

Immer und immer wieder hingen unsere Blicke an den steilen Felsbauten der Meije. Mächtige schwarze Striche durchzogen das gelblichrote Gestein. Polternde Schneemassen belebten die breite Wandflucht. Unter solchen Verhältnissen war an eine Durchkletterung der Südwand, die wir zu gerne kennen gelernt hätten, nicht zu denken. Wir liebäugelten deshalb mit der klassisch gewordenen Überschreitung des Berges, obwohl auch die Begehung der starkvereisten Nordseite auf dem hohen Grat ein fragliches Unternehmen war.

Diese und andere Gedanken beschäftigten uns neben stillem Genießen des ernsten Landschaftsbildes auf unserem weiten Wege. Das ehrwürdige Refuge Châtelleret lag schon tief unter uns. Auf dem langen Kamm der Moräne des Etançonsgletschers holten wir eine Dreierpartie ein, einen älteren Franzosen mit seinen beiden Führern.

Oben am Gletscher waren wir über die völlig veränderten Verhältnisse gegenüber unserem letzten Hiersein sehr erstaunt. Von dem Neuschnee war nichts mehr zu sehen, überall funkelte blankes, dunkles Eis. So mußte der Pickel uns den Weg zur Höhe bahnen. Ohne Steigeisen und unangeseilt steckten wir mitten im Eishang. Der weitere Aufstieg drohte recht ungemütlich zu werden. Wir sahen reumütig zum Felsenweg des untersten Promontoiregrates hinüber, den die Führer mit Vorteil gewählt hatten. Leider sahen wir unseren Fehler zu spät ein. Es blieb uns nichts anderes übrig, als Stufe für Stufe dem harten Eise abzuringen. Karl, der als erfahrener Eisgänger den Vortritt hatte, bekam wegen dieser mühevollen Arbeit einen Wutanfall. Als ich in den feinen Kerben meines Vordermannes einmal zu hastig nachstieg, entfiel mir ein Teil des wertvollen Holzes aus dem Bündel, das ich am Rucksack befestigt hatte. Auf Nimmerwiedersehen glitt es in tollen Sprüngen den Hang hinab. Die Sterne glitzerten bereits am tiefblauen Himmel, als wir müde und hungrig der Hütte zustrebten. Wir erreichten dieselbe eine Stunde später als die Führerpartie.

Nun sehnten wir uns nach dem wohlverdienten, kräftigen Abendimbiß. Mein Freund versteht meisterhaft das Feuermachen; darum schürte er den kleinen eisernen Herd. Doch — o Tücke des Objekts! — das mühsam gesammelte Wurzelzeug gab lange keine Hitze, entwickelte dafür aber einen schier unerträglichen, beißenden Rauch. Es war wirklich keine geringe Plage, bis endlich der duftende „Rostbraten à la Promontoire" aufgetragen werden konnte. Mit „Tränen in den Augen" fielen wir wie hungrige Wölfe über ihn her. Die Führerpartie dagegen schwelgte in feinsten Leckerbissen. Konserven und Schinken, Gebäck und Marmelade standen auf reichgedecktem Tisch, ja sogar köstlichen Rebensaft in einer Ziegenhaut kredenzte man zum festlichen Mal. Vielleicht hatte Herr Doktor A. Delille aus Paris bemerkt, daß sich unsere Mahlzeit im umgekehrten Verhältnis zur Größe unseres gesegneten Appetits befand; denn er bot uns in großzügiger Weise von seinem Überflusse an.

Kurz war die geruhsame Nacht; um halb fünf Uhr morgens rüttelte der Taschenwecker uns aus tiefem Schlafe. Die Morgenwaschung nahm nicht viel Zeit in Anspruch, ebensowenig das einfache Frühstücksmahl. Schon eine halbe Stunde später konnten wir die Hütte verlassen. Draußen lag noch alles im Dämmerschein, als wir die Kletterei begannen. In kurzem Abstand hinter uns gingen die Führer mit ihrem Herrn, deren Absicht, uns zu überholen, wir bald durchschauten. Doch solange uns die Felsen bekannt waren, wollten wir den Franzosen um keinen Preis den Vortritt überlassen. So standen wir denn, von höllischem Tempo gejagt, bereits nach eineinhalb Stunden vor der Grande Muraille, wo wir letzthin den Rückzug antreten mußten. Heute lachte tiefblauer Himmel über uns, die Ersteigung des Grand Pic war uns also sicher.

Wir rasteten bereits auf dem altberühmten Plätzchen, das einst die Pyramide Duhamel trug, als die Franzosenpartie nachkam. „Die Führer gehen mir viel zu schnell, die machen mich noch ganz kaputt", stammelte Delille. Es war auch wirklich von den jungen Führern nicht sehr rücksichtsvoll, eine solch rasche Gangart von ihrem nahezu fünfzigjährigen Herrn zu fordern.

Während der dreiviertelstündigen Ruhepause genossen wir den Anblick der schönen Gruppe des Pic d'Olan. Die Führer ließen wir vorausgehen, da anzunehmen war, daß sie infolge ihrer Ortskenntnis doch rascher vorwärts kommen würden. Wir verloren sie auch bald aus den Augen. Der schwerste und verwickeltste Teil des Meijeanstieges stand uns nunmehr bevor. Andreas Fischer vergleicht bekanntlich die Besteigung der

Meije mit einem Drama, in dem die Grande Muraille gewissermaßen der dritte Akt ist, der den Konflikt der Handlung bringt. Der „Konflikt" sollte auch uns nicht erspart bleiben!

Frisch ging es wieder ans Werk. Die erste, fast senkrechte Wandstufe fiel uns nicht leicht. An spärlichen, aber festen Griffen zogen wir uns zur Höhe und erreichten ein Band, das nach rechts in einen Winkel führte. Drohend hingen die mächtigen Eiszapfen vom Rande des Glacier Carré senkrecht über uns herunter, weshalb wir auf einem nach links emporziehenden Gesimse rasch diesem gefährlichen Ort enteilten. Bevor sich dieses in der glatten Wand verliert, strebten wir bald gerade, bald im Zickzack höher und höher. Da plötzlich tauchten Zweifel über den Weiterweg in uns auf. Eine steile, griffarme Platte zur Linken versprach nichts Gutes. Ich wandte mich über eine Rampe nach rechts und versuchte auf gut Glück unter Karlchens trefflicher Sicherung einen heiklen Quergang. Dann kletterte ich auf einen kleinen Pfeiler hinauf. Unheimlich ausgesetzt war der Stand dort oben. Kerzengerade schoß die schlecht geschichtete Wand zur Höhe. Nun stand ich also vor dem Höhepunkte des Dramas. Karlchens einzig richtige Erkenntnis bewahrte mich vor einem tollkühnen Unterfangen. Zurück! hieß unsere Losung.

Es verstrich kostbare Zeit. Endlich nach langwierigem Seilmanöver landeten wir in gangbaren Felsen. Wir hatten uns etwa an derselben Stelle verstiegen wie Amilius Hacker und Eduard Pichl im Jahre 1903. Mein Freund übernahm nun die Führung. Seine ausgezeichnete Spürnase verhalf uns bald auf die richtige Fährte. Er blickte um eine Kante und entdeckte in der vorhin erwähnten, griffarmen, steilen Platte einen Eisenstift. Dieser war von den ersten Meijeüberschreitern Ludwig Purtscheller und Emil und Otto Zsigmondy am 26. Juli 1885 hier eingetrieben worden. Es ging also doch über die Platte! Es war die sogenannte Österreicher-Traverse, die „Passage des Autrichiens", wie sie die Franzosen nennen.

Nun durften wir aber keine Zeit mehr versäumen. In frisch-fröhlichem Klettern erreichten wir die Gratkante. Sie brachte uns in abwechslungsreicher Gliederung, doch immer in sehr steilem Fels und mit eindrucksvollen Tiefblicken zur Südwestecke des Glacier Carré.

Der Glacier Carré, der viereckige Gletscher, ist auf drei Seiten von Felsen umgeben und bricht in unerhörter Steilheit 600 Meter über den Fuß der Südwand ab. Er steigt zwar ziemlich steil an, bietet jedoch dem Besteiger kein ernstliches Hindernis. Man hält sich am besten am Rande der Felsen. Allein die Hitze des Tages lähmte unser Aufwärtskommen.

Heiß strahlten die Felsen, glühender noch die blendende Decke des weichen Neuschnees, in den wir tief einsanken. Nur mit Mühe gewannen wir die Scharte zwischen Doigt und Pic du Glacier Carré. Dort rasteten wir ein Weilchen, schmolzen im Trinkbecher Schnee und versuchten den brennenden Durst mit Brauselimonade zu löschen. Etwas erfrischt ging es dann zur Brèche du Glacier Carré hinauf, wobei wir die Führerpartie beim Abstieg in den Gipfelfelsen des Grand Pic beobachten konnten.

In der Scharte angekommen, sahen wir neugierig zum erstenmal nach Norden. Tief zu unseren Füßen weitete sich der Blick im herrlichen Romanche-Tal mit dem einsamen Dörflein La Grave. Darüber ragte die Gruppe der Aiguilles d'Arves und dahinter der gewaltige Herrscher Montblanc. Mit Unbehagen sahen wir die gänzlich vereiste Nordwand des Pic du Glacier Carré, die unseren schönen Plan von der Meije-Überschreitung plötzlich ins Wanken brachte. Inzwischen war Dr. Delille herabgekommen und wir beglückwünschten ihn zu seiner beachtlichen Leistung. Nach Rücksprache mit seinen Führern erklärte er, daß die Überschreitung zum Pic Central wegen starker Vereisung der Felsen gegenwärtig nicht zu machen sei. Da gaben wir schweren Herzens diese Tur auf. Wir ließen daher Rucksäcke und Pickel hier zurück und machten uns an die Ersteigung des Gipfelaufbaues. Es herrschte vollkommene Windstille und die Sonne brannte unbarmherzig auf uns hernieder. Erschlafft von der Hitze schleppten wir uns förmlich zur Höhe. Nur unwillig folgte der träge Körper dem vorwärtstreibenden Willen. Glücklicherweise waren die Felsen nirgends besonders schwer. Erst vor dem „Cheval Rouge" sammelten wir uns zu ernsterer Arbeit. Der gerade Anstieg zum Gipfel wird hier zur Unmöglichkeit; man muß nach Norden hinaus an die Kante, dem einzigen Weiterweg. Eine steile, griff- und trittarme Platte aus rötlichem Gneis brachte uns auf den luftigen Reitgrat. Während ich auf dem „höchsten Pferd" der Welt ritt, packte mein Freund das letzte Hindernis an. Über den furchtbaren Abgrund der Nordwand stellt sich hier der „Chapeau du Capucin", der Kapuzinerhut, als letztes Bollwerk dem Anstieg entgegen. Es hieß also noch einmal tüchtig zugreifen. Bald darauf standen wir um 2 Uhr nachmittags auf dem stolzen Gipfel der Meije, 3987 Meter hoch.

Unser Jugendtraum war in Erfüllung gegangen. Hartem Ringen in Fels und Eis wurde nun köstlicher Lohn zuteil. Denn die Fernsicht war ebenso herrlich wie vor zwei Tagen auf der Barre des Ecrins. Ein Meer von Gipfeln um uns, überirdisch darinnen die weiße Kuppel des Montblanc! Doch großartiger und wilder noch ist die unmittelbare Umgebung unseres Berges. Gewaltig packt uns der Anblick des Pic Central, der auch den bezeichnenden Namen Doigt de Dieu trägt. Furchterregend ragt dieser „Finger Gottes" in die Lüfte. Mit ihm verbindet uns der zersägte, stark vereiste Ostgrat, den heute zu begehen uns die Vernunft verbot. Unheimlich ist auch der Blick über die 1000 Meter hohe Südwand hinab ins trümmererfüllte Etançonstal. Die Schauer der Wildnis legten sich auf unsere Seelen. In jener Stunde wurden wir uns erst recht bewußt, warum man das Dauphiné das wildeste Gebirge Europas nennt.

Die Zeit mahnte zum Aufbruch. Auf dem Wege, den wir gekommen, stiegen wir ab. Wir warfen noch einmal einen wehmütigen Blick auf den klassischen Ostgrat, der sonst bedeutend leichter ist als der uns bevorstehende Abstieg über die Grande Muraille.

Leider erreichten wir vor Einbruch der Dunkelheit nicht mehr das schützende Dach der Promontoire-Hütte. Wiederum spielte uns der Übergang vom Grand Couloir zum Promontoire-Grat einen Possen, sodaß wir die Nacht in den Felsen verbringen mußten. — Unser Biwakplatz war zwar sehr klein und bot keine Gelegenheit zum Liegen. Doch waren wir gegen Absturz durch das Seil gesichert und im Zeltsack war es wenigstens nicht kalt. Es war gewiß nicht mein schlechtestes Biwak, denn ich habe den Tagesanbruch verschlafen! Um ½6 Uhr kletterten wir mit anfangs noch steifen Knochen über den Grat zur Hütte hinab und stiegen von dort, da wir sehr hungrig waren und keinen Proviant mehr hatten, so schnell als möglich nach La Bérarde hinunter.

Unsere Fingerspitzen waren bei dem vielen Neuschnee restlos „durchgeklettert". Zwei große Bergfahrten hatten wir aber dafür erleben dürfen! Darum beschlossen wir unsere Dauphiné-Fahrten zu beenden. Meine Erlebnisse im Dauphiné waren voll von abenteuerlicher Romantik und reich an tiefem Bergerleben gewesen. Viel wildschauerliche Landschaftsbilder waren in diesen Tagen an meinen Augen vorübergezogen, keine sonnigen Matten, keine lieblichen Seen, keine rauschenden Wälder hatten mein Herz erfreut. Und doch ist ein seltsamer Zauber über dieses Bergland gebreitet, der auch mich in seinen Bann schlug. Mit dem Gelöbnis, bald wieder zu kommen, nahmen wir Abschied von La Bérarde und seiner Bergwelt, um noch einige Tage an der Côte d'azur, dem lieblichen Gestade des Mittelmeeres, uns zu erholen.

Im Banne des Montblanc

Es war auf dem Gipfel der Barre des Ecrins, dem höchsten Berge des wilden Dauphiné, da erblickte ich aus der Ferne zum ersten Male den unbestrittenen Herrscher unserer Alpen, den Montblanc. Gleich einem Götterthrone überragte die Silberkuppel des Weißen Berges das fast endlos wogende Meer hoher und höchster Gipfel um ihn her. Damals schon war ich seinem Bann verfallen und damals schon wußte ich, daß mein nächster Urlaub ihm und seinen gewaltigen Trabanten gelten würde.

Bereits ein Jahr später (1928) erstieg ich den Montblanc einmal über den Pétéretgrat und das andere Mal über die Brenvaflanke.

Über den Pétéretgrat auf den Montblanc

Voll froher Erwartung nähern wir uns endlich dem Ziele unserer langen Reise. Über den Brenner hatten wir in eiliger Eisenbahnfahrt Verona, Mailand und Aosta erreicht und fahren nun im Postauto durch herrliche Gebirgslandschaften Courmayeur entgegen. In leichter Plauderei vergeht die Zeit. Plötzlich verstummen wir nach einem verwunderten Ausruf, um ein Bild von berückender Großartigkeit in uns aufzunehmen. Die Südabstürze des Montblanc stehen mit unvergleichlicher Wucht und herber Schönheit im dämmrigen Abendlicht vor uns, das ehrwürdige Haupt des „Monarchen" leuchtet noch glutvoll in den feurigen Strahlen der sinkenden Sonne. Wir schauen zum ersten Male die mächtigen Grate des „Weißen Berges": den Brouillard-, Innominata- und den Pétéretgrat, die mit Ausmaßen von mehr als 4 Kilometer Länge und 3000 Meter Höhe in den gesamten Alpen wohl nicht ihresgleichen finden.

Den Preis der Schönheit verdient ohne Zweifel der Pétéretgrat. Mit einem ungeheuren granitenen Obelisk, der „Aiguille Noire de Pétéret", der Schwarzen Nadel von Pétéret, schießt er aus der Umklammerung zerschründeter Gletscher unvermittelt zur Höhe und türmt sich in kühnem Schwunge auf zur firnverbrämten Spitze der „Aiguille Blanche", der Weißen Nadel von Pétéret, um schließlich über jähe Eisflanken im leuchtenden Wächtensaum des Montblanc de Courmayeur zu enden.

Diesen Grat zu erobern, dessen Begehung Pfann die großartigste Bergfahrt der Alpen nennt, ist unsere vornehmste Absicht.

Die Reise ist zu Ende, Courmayeur glücklich erreicht. Wir stapeln unser großes Gepäck, bestehend aus Koffern, Rucksäcken, Sommerskiern und Pickeln, sorgsam an die Mauer des Postgebäudes, vor dem wir anhalten. Einer bleibt zur Bewachung unserer Habe zurück, die andern beiden machen sich auf die Wohnungssuche. Ein Italiener verspricht uns ein Quartier zu besorgen. Es dauert aber eine ganze Weile, bis wir nach allerlei Mißverständnissen im „Ristorante Roma" unseren Einzug halten können, wo wir es recht gut treffen. Mit unserem Quartiermacher, der vor dem Kriege in einigen Rheinstädten und auch in Hamburg gearbeitet hat, verleben wir gerne den Rest des Abends. Selbstverständlich wird nach der anstrengenden Reise und im Hinblick auf die kommenden entsagungsreichen Tage ein ausgiebiges Mahl eingenommen. Unsere Gläser, gefüllt mit köstlichem Traubensaft, klingen oftmals und bis zur mitternächtlichen Stunde aneinander. Unser Cicerone, dem wir unsere Montblanc-Absichten verrieten, wird durch den feurigen Wein immer gesprächiger. Er wird nicht müde uns zu versichern, daß zu solchen Turen einzig und allein der Wein uns stark machen könne, während das Wasser „nix gut" sei. Seine Aussprüche „vino stark" bekräftigt er mit einem athletischen Beugen des Armes und einer verachtungsvollen Gebärde für „aqua".

Bei herrlichem Sonnenschein verlassen wir — Fritz Bechtold, Georg Mitterer und ich — anderntags wohl gerüstet um die Mittagsstunde Courmayeur, um frohgemut hinein zu wandern ins Val Veni. Wohltuend empfinden wir die Kühle des herrlichen Lärchenwaldes, der uns nach drei Viertelstunden aufnimmt. Wie anders ist hier der Landschaftscharakter als im wilden Dauphiné! Blauschillernd leuchten durch die Baumwipfel die Seraks des mächtigen Brenvagletschers. Zum Greifen nahe scheinen die Eismassen an uns herangerückt zu sein. Über den ungeheuren Eisstrom reckt sich der gigantische Kamm des Pétéretgrates ins Blau der Lüfte. Überaus steil springt die finstere „Noire" zu gewaltiger Höhe auf, dahinter heben sich die Zacken der „Dames Anglaises" scharf gegen den Himmel ab.

Hinter der letzten der Dames Anglaises, der „Isolée", schwingt sich der elegante Südgrat der Aiguille Blanche in jäher Linie empor zur „Gugliermina", einem eindrucksvollen Felsturm. Dann führt er über den unerstiegenen „Epée", seinem wenn auch nicht höheren, doch ungleich kühneren Rivalen weiter, bis er sich schließlich im Firnhäubchen der Aiguille Blanche verliert. Den würdigen Abschluß dieser Landschaft, die

an Großartigkeit wohl einzig dasteht, bilden die eisgegürteten Steilflanken der Montblanc-Ostwand. Es ist begreiflich, daß wir ausschließlich dem Ziel unserer Wünsche, dem Pétéretgrat, und dem Weißen Berge unsere Aufmerksamkeit widmen. So können wir der fast ebenso erhabenen Erscheinung der Grandes Jorasses und dem kühnsten Viertausender der Alpen, der Dent du Géant, zunächst nicht die verdiente Beachtung schenken.

Mittlerweile haben wir Pertud erreicht. Hier verlassen wir das gute Sträßchen zur Cantine de la Visaille, um jenseits des Baches den schmalen Steig zu den Hütten von Fresnay einzuschlagen. Unter schönen Lärchen lagern wir uns noch einmal zu stärkender Rast. Im Nu ist eine reichliche Menge Heidelbeeren gepflückt — sie liefern einen feinen Nachtisch zu unserer Mahlzeit. Dann schultern wir neuerdings die schweren Säcke. Auf dürftigem Pfade gelangen wir zu den einsamen Hütten von Fresnay, wo wir uns im Vorübergehen die Wegrichtung zur Gambahütte, unserem heutigen Ziel, zeigen lassen. Weglos geht es sodann — durch Wiesen und schütteren Waldbestand langsam ansteigend — zu den Geröllhalden empor, die den wildschäumenden Abfluß des Fresnay-Gletschers begleiten. Das Überschreiten der ungebärdigen Fluten bereitet uns viel Mühe. Mit ausgeklügelten Sprüngen setzen wir über den Wasserlauf. Oftmals taucht ein unüberwindliches Hindernis plötzlich auf und wir müssen wiederholt den Rückweg aus dem tobenden Element erkämpfen. Endlich erreichen wir doch das jenseitige Ufer der wilden Gletscherrinnsale.

In den Westalpen ist eben schon der Anstieg zur Hütte nicht immer so einfach, wie man es von den Ostalpen her gewohnt ist. Diese Tatsache müssen wir eine Stunde später nochmals erfahren, als es gilt einen sehr steilen Felsgürtel zu überlisten. Von einem „Weg" ist mit dem besten Willen weit und breit nichts zu sehen. Als geübte Kletterer machen wir uns zunächst nichts daraus. Aber über die gar zu glatten Platten des Felsgürtels stürzen ständig die abbrechenden Eismassen des Fresnay-Gletschers in nächster Nähe polternd zur Tiefe und stellen uns ernstliche Hindernisse entgegen. Nur mit größter Geschicklichkeit gelingt unserem „Jüngsten" der gefährliche Durchstieg. Uns beiden andern erscheint dieser Aufstieg auch mit Seilhilfe von oben keineswegs verlockend und wir suchen nach einer anderen Durchstiegsmöglichkeit. Da glückt es mir den richtigen Weg zu finden. Dieser Weg ist jedoch kein ausgetretener Pfad, auch nicht eine versicherte Steiganlage. Er entpuppt sich als steile, fast senkrechte, mehrere Meter hohe Wandstelle, die von seichten Einrissen durch-

zogen ist. Über diese nicht leichte Wandstelle gewinnen wir sehr steile Schrofen. In ihnen verraten uns endlich deutliche Fußspuren die richtige Fährte. So gelangen wir in das breite Kar, durch das der weitere Aufstieg verläuft. Auf einer Terrasse vereinigen wir uns nach diesem unliebsamen Zwischenfall mit unserem inzwischen heraufgekommenen Freund. Ein seltener Zauber wildester Erhabenheit liegt über diesem einsamen Hochkar und gibt uns Anlaß zu Ausblick und Rückschau.

Als Schaustück in diesem Felszirkus zieht die Aiguille Noire de Pétéret unseren Blick immerfort auf sich. Ihr mit kühnen Türmen wohl an die 1200 Meter hoch aufstrebender Südgrat läßt unser Kletterherz höher schlagen. Ich kann mir in den Westalpen keinen schöneren und reineren Felsgrat denken. Dieser himmelhohe Aufschwung mit seinen säulenschlanken Turmgestalten forderte schon einen Paul Preuß heraus, den anerkannten Meister im Fels. Aber nur der scharfe Wächter der Himmelsleiter zur Schwarzen Nadel von Pétéret, der 400 Meter hohe Picco Gamba, fiel seinerzeit dem Ansturm von Preuß und Relly zum Opfer. Es wird vermutet, daß Guido Mayer aus Wien und sein berühmter Führer Dibona auf ihrem Siegeszug durch die Alpen auch hier alpine Lorbeeren erringen wollten. Allein auch der sieggewohnte Dibona mußte schon am zweiten Turm die Waffen strecken. Ein gebleichter Seilring gab noch bis in die jüngste Zeit herein Kunde von diesem kühnen Versuch. Auch weiteren Versuchen von deutschen Bergsteigern blieb ein voller Erfolg versagt. Wer wird wohl diesem gewaltigen Grat den Ruf seiner Unbezwingbarkeit rauben und wann wird die erste Partie den ganzen Grat von der Aiguille Noire de Pétéret bis zum Gipfel des Monarchen in einem Zuge durchsteigen?* Dieses alte und doch so machtvolle Problem beschäftigt lange Zeit unsere Gedanken auf dem weiten Weg zur Gamba-Hütte. Scheu betrachten wir auch die Westwand der Aiguille Noire, wissen wir doch, daß sie jeden abschlägt, der die Vermessenheit aufbringt, sich hier einen Weg bahnen zu wollen.

Als die Sonne sinkt, erreichen wir die neue Hütte, die auf dem nordöstlichen Rücken der Aiguille du Châtelet vom Bergführerverein Courmayeur erbaut wurde. Die alte Hütte befand sich etwa 100 Meter unterhalb in der Fresnay-Seite.

---

* Inzwischen wurde der Südgrat der Aiguille Noire von Brendel und Schaller bewältigt; den vollständigen Pétéretgrat überkletterten in einem Zuge erstmals Göttner, Schmaderer und Krobath. S. Sch.

Der Doppelgipfel des Uschba vom Elbrus aus

Lichtbild: Dr. G. Külley

Uschba (links Nord-, rechts Südwestgipfel)

Lichtbild: Ludwig Schmaderer

Wir glauben die einzigen Gäste zu sein. Da gewahren wir in einer Ecke ein buntes Durcheinander von Ausrüstungsstücken und Lebensmitteln. Das reichhaltige Lager, besonders aber ein Paar Gummischuhe verraten die Anwesenheit einer Führerpartie, die anscheinend noch unterwegs ist.

Für den nächsten Tag steht uns ein Biwak auf dem Pétéretgrat bevor. Da macht heute das Matratzenlager mit seinen guten Decken auf uns fast einen genießerhaften Eindruck. Der Kocher brummt in seiner geräuschvollen Weise und als nun der dampfende Tee auf dem Tische steht, fühlen wir uns in diesem einsamen Bergsteiger-Asyl wohl und zufrieden. In später Abendstunde treten wir vor die Hütte. Tiefer Friede liegt über der großartigen Bergwildnis. Das Wetter läßt keine Sorge in uns aufkommen. So legen wir uns getrost zur Ruhe nieder.

Um 1 Uhr nachts — wir schliefen noch keine zwei Stunden — kehrt die Führerpartie zurück und bringt uns um den Rest der Nachtruhe. Wir sind nämlich neugierig, die späten Gäste kennen zu lernen; denn wir hoffen von ihnen über die gegenwärtigen Verhältnisse Näheres zu erfahren. So verlassen wir nur allzu früh das warme Lager und machen die Bekanntschaft des Herrn Thomas, eines fünfundsechzigjährigen, aber ungemein rüstigen Engländers und — des überragenden Westalpenführers Knubel aus Nikolai im Wallis und des Chefguide aus Courmayeur. Der tüchtige Knubel gibt uns in liebenswürdiger Weise Auskunft über die herrschenden Verhältnisse, die er für die Aiguille Blanche als günstig schildert. Nur über den Eckpfeiler des Pétéretgrates und über die Eiswand des Montblanc de Courmayeur läßt sich der brave Mann in ungünstigen Vermutungen aus. Er hatte dort eine Führerpartie aus Courmayeur angeblich wegen schlechter Eisverhältnisse umkehren sehen. Diese Aussage eines der besten Kenner der Montblanc-Gruppe ist also gewiß nicht verheißungsvoll. Die Partie Thomas will es fast nicht glauben, daß unsere erste Tur in der Gruppe dem Pétéretgrat gilt. Doch unser festgefaßter Plan kommt nicht ins Wanken. Nach den üblichen Vorbereitungen verlassen wir um 2 Uhr nachts die in tiefer Ruhe liegende Hütte. Die „Tur der Turen“ beginnt.

Unser heutiges Ziel ist die Ersteigung der Aiguille Blanche de Péteret über den Südgrat. Dort wollen wir im Schutze der Felsen die Nacht verbringen. Am nächsten Tage soll über den Col de Péteret und über den klassischen Pétéretgrat der Gipfel des Monarchen erreicht werden.

Zunächst streben wir über den harmlosen Innominata-Gletscher gegen den Col de l'Innominata aufwärts. Der Firn spendet gerade soviel

Helligkeit, daß wir uns ohne Laterne zurecht finden können. Ein bedrückendes Schweigen liegt über der finsteren Pyramide der Noire und den übrigen Berggestalten ringsum. Allmählich nähern wir uns den Felsen. Plötzlich versperrt uns eine überhängende Wandstufe den Weiterweg. Mit einer elektrischen Taschenlampe wird das unwillkommene Hindernis beleuchtet. Trotz des unsicheren Lichtes hat unser Erster die Felsbarre bald überlistet. Eine Rinne nimmt uns auf und führt uns ohne Schwierigkeit hinauf zum Col de l'Innominata.

Inzwischen sind die Sterne erloschen, einer nach dem andern. Über die Höhen breitet sich bereits die fahle Morgendämmerung. Wir nehmen ein paar Bissen zu uns; es fängt vollends zu tagen an. Unter uns liegt noch in mattem Weiß der zerklüftete Fresnay-Gletscher. Uns gegenüber wuchtet mit breiter Mauer die gewaltige Felsgestalt der Blanche. Spukhaft starren die Dames Anglaises in die Verlassenheit dieser einsamen Bergwelt. Die Noire zeigt mit abweisender Glätte ihre unerstiegenen Flanken und Grate.

Steile Felsen über dem Abgrund des Fresnay-Gletschers führen uns in ein Couloir; dessen Bezwingung erheischt einige Vorsicht. In sorgfältigen Stufen steigen wir hinab und gewinnen das Becken des Fresnay-Gletschers. Bald sind wir mitten in seinem gefürchteten Spaltenlabyrinth. Wir schleichen uns vorsichtig über leichte Schneebrücken hinweg und klettern mit scharfen Eisen über die Trümmer eingestürzter Eistürme. Schließlich gelangen wir nach einer kleinen Irrfahrt ans jenseitige Ufer des Gletschers.

Nunmehr stehen wir vor einer mehrere 100 Meter hohen Schneerinne, die in der Scharte nördlich der „Isolée", dem südlichsten Zacken der Dames Anglaises entspringt. Steil schießt sie zum Fresnay-Gletscher herab. Wir können die Rinne ohne besondere Schwierigkeiten erreichen, weil den Bergschrund ein mächtiger Lawinenkegel ausfüllt. Erst höher oben wird die Rinne immer schmäler und steiler. Da zudem viel blankes Eis darin auftritt, muß stellenweise der Pickel eingreifen. Es ist noch früh am Morgen und wir brauchen keinen Steinschlag zu fürchten. Aber die vielen Felstrümmer, die auf dem Schnee zerstreut liegen, geben Kunde von dem Segen, der da zeitweise, besonders bei starkem Wind und in der Mittagszeit, von oben herabkommen muß. Herr Thomas und Führer Knubel, unsere neue Bekanntschaft von der Gambahütte, hatten im Vorjahre hier bei starkem Sturm wegen heftiger Steinfallgefahr die Besteigung der Blanche aufgeben müssen. Wenige Wochen nach uns er-

schien eine österreichische Partie, der während einer Rast in der Scharte vor dem Südgrat der Blanche ein Rucksack bis zum Fresnay-Gletscher abstürzte. Mühsam wurde der klägliche zerschundene Ausreißer eingeholt. Inzwischen war es Nachmittag geworden und die Partie konnte den Aufstieg wegen der eingetretenen großen Steinschlaggefahr nicht wagen und mußte zum Weiterweg den Eintritt der Abendkühle abwarten.

Wir bringen die lange Rinne dank der guten Verhältnisse ohne Zwischenfall hinter uns. In der Gesellschaft der Dames Anglaises lagern wir uns unter den wohltuenden Strahlen der Vormittagssonne zu einer stärkenden Teerast. Dabei haben wir reichlich Muße das öfters versuchte Problem des Noire-Nordgrates eingehend zu studieren.

Nach einstündiger Rast an der sogenannten nördlichen Scharte der Dames Anglaises führt uns ein etwa 60 Meter langer Quergang in brüchigem Fels in die Fresnay-Seite hinaus. Plötzlich stehen wir vor einem, von einem feinen Einriß durchzogenen Wandl. Mit unseren schweren Säcken ist es wohl kaum möglich, die den Körper stark hinausdrängende Stelle zu überlisten. Unser Erster muß daher Rucksack und Pickel ablegen und unsere ganze Habe nach Überwindung des Hindernisses aufseilen. Nach diesem Kraftstück queren wir weiter in die immer steiler werdende Wand hinaus. Dann klettern wir in der ausgesetzten Wandflucht in einer Schleife nach links empor zu einer steilen Schneerinne. In ihr kommen wir flott in die Höhe. Plötzlich nötigt uns blankes Eis zu peinlicher Sorgfalt und harter Pickelarbeit. Oberhalb des mächtigen, ersten Steilaufschwunges erreichen wir schließlich in der nun leichter werdenden Rinne eine Scharte im eigentlichen Südgrat. Da tut sich uns mit einem Schlage eine neue Welt voll wilder Erhabenheit auf.

Schaurigschön ist der Blick über die furchtbaren Flanken des Berges. Zu seinen Füßen breitet sich der zerschründete Brenvagletscher aus. Im Hintergrund des obersten Gletscherbeckens steht eine gewaltige Eismauer: die Brenvaflanke des Montblanc. Daneben die von unzähligen Eisrinnen durchfurchte Felsgestalt des Mont Maudit, des „verfluchten Berges", und weiter rechts „der Nadelwald des Montblanc du Tacul". Über den gipfelreichen Trident-Kamm zieht es unseren Blick hinüber zu einem seltenen Schaustück unserer Alpenwelt, zur Dent du Géant. Dessen dunkler Felskörper schnellt aus dem reinen Weiß des Rochefortgrates auf wie eine steingewordene Springflut. Mit der allzeit finsteren Noire und den grotesken Gebilden der Dames Anglaises unter uns schließt sich der Ring dieses ungemein wilden Rundblicks.

Weiter! heißt unsere Losung. Mit der größten Vorsicht gilt es zunächst drei Schneerinnen zu queren, die jeweils von Felspartien unterbrochen sind. Trügerisch liegt Schnee auf steilem Eisuntergrund. Bei jedem Tritt löst sich der Schnee und zischt mit großer Geschwindigkeit und unter Mitnahme von polternden Felsstücken hinab in die gähnenden Abgründe unter uns. Bald stehen wir auf der Felsrippe, die uns Führer Knubel empfohlen hat. Sie soll neben den vielen, die da zur Grathöhe hinaufziehen, den besten Anstieg ermöglichen. Eine stundenlange Kletterei steht uns nunmehr bevor. Das Seil, das uns verbindet, schadet uns infolge der Brüchigkeit des Urgesteins mehr als es nützt. Wohl oder übel müssen wir deshalb auf die gegenseitige Sicherung verzichten und obendrein die Bürde der Seile auf unsere ohnedies schon stark belasteten Schultern nehmen.

Schier endlos ist der Anstieg über die Rippe. Am Spätnachmittag erst taucht die feingestaltete Firnschneide des Gipfels vor uns auf. Wir ziehen es vor, die Nacht lieber in den Felsen statt auf Schnee und Eis zu verbringen. Also suchen wir in der steilen Flanke des Berges nach einem geeigneten Plätzchen. Der Berg ist uns nicht gerade gastfreundlich gesinnt. Nirgends bietet er uns einen schützenden Unterschlupf. Was tun? Da bauen wir kurz entschlossen etwas unterhalb des Grates aus einigen Granitplatten eine kleine Plattform. Luftig wie ein Schwalbennest, doch leider nicht so fest gefügt, hängt sie über den Abgründen der Fresnay-Seite. Aber sie reicht gerade noch zum Ausstrecken. In einem höher oben befindlichen Zacken hängen wir das Seil ein. Damit verbinden wir uns zum Schutze gegen nächtlichen Absturz. Da fühle ich plötzlich ein niegekanntes Übelsein. Die Bergkrankheit hat mich gepackt. Ich muß leider auf das Abendmahl verzichten, das meine Freunde lange Zeit beschäftigt. Nur einige Tassen warmen Tees, die mir die Freunde reichen, sind köstlich nach der heißen Tagesarbeit.

Die Sonne ist inzwischen untergegangen. Regungslos liege ich in der wärmespendenden Batisthülle des Jdarsky-Schlafsackes und starre hinaus in den tiefen Abendfrieden. Die Wolken wogen an den Hochaltären der Viertausender in feierlichem Rhythmus auf und nieder. Die ersten Sterne kommen und mit ihnen die Nacht. Die Berge um uns werden düster und farblos. Da schlüpfen meine Freunde zu mir in den Zeltsack. Eine Zeitlang unterhalten wir uns noch über die zahlreichen Biwaks, die wir schon erlebt haben: die wohlvorbereiteten Biwaks in den heimatlichen Chiemgauer und Berchtesgadener Alpen, dann die vielen unvorher-

gesehenen Nächte im Fels. Meist verbrachten wir sie nach langem, schwerem Felsgang am Mauerhaken, zwischen Himmel und Erde hängend; glücklicherweise oft unbesorgt in wunderbaren Nächten unter dem klaren Himmelszelt, manchmal jedoch im Schauer der tobenden Elemente, wo uns erst der junge Morgen zum Erlöser aus bitteren Qualen wurde. Die Nacht am Berge unter freiem Himmel ist immer etwas Eigenartiges, Romantisches!

Wir schlafen leidlich gut auf unserem armseligen Plätzchen in mehr als 4000 Meter Höhe. Ab und zu erwacht der eine oder andere, um sich in eine bequemere Lage zu bringen. Das ist allerdings nicht ganz so einfach und ruft immer eine wahre Revolution im Schlafsack hervor. Wir liegen ja nicht im Himmelbett, sondern eng zusammengekauert nebeneinander auf einsamer Felskanzel hoch oben am Pétéretgrat. Die Kälte kann uns nicht viel anhaben: wir sind warm bekleidet, unsere Füße stecken in den entleerten Rucksäcken, wir selbst im winddichten Zeltsack; darunter haben wir unsere Seile und außerdem zwei große Platten von leichtem Schaumgummi ausgebreitet.

Bei der ersten Helle drängt es uns zum Aufbruch. Es dauert allerdings geraume Weile, bis wir gerüstet sind. Die Kälte umkrallt uns mit eisigen Fingern. Langsam und mit etwas steifen Gliedern klettern wir zum Grat hinauf. Dort brauen wir zunächst unseren Morgentee; unten beim Nachtlager wäre es zu ungemütlich gewesen. Während wir das wärmende Getränk gemächlich schlürfen, bricht in feierlicher Glorie der Morgen an. Im Lichte des erwachenden Tages nehmen wir dann mit unseren scharfen Eisen die kühne Firnschneide des Gipfels in Angriff. Kurz vor 5 Uhr betreten wir die Firnkalotte der Aiguille Blanche de Pétéret (4109 Meter).

Damit haben wir unseren ersten Gipfel in der herrlichen Montblanc-Gruppe erstiegen. Für meine Freunde ist es zugleich der erste Viertausender, wozu ich sie herzlichst beglückwünsche.

Im lichten Morgenglanz genießen wir, versunken in seliges Schweigen, die herrliche Gipfelschau. Vor allem fesselt uns die überwältigende Wucht des Montblanc-Massivs, das sich uns gegenüber aufbaut, ein Bild von erhabener Größe. Drei Grate bannen unsere Blicke: Im Profil der zackige Brouillardgrat, daneben die säulenschlanken Pfeiler des Innominatagrates, dann unser Pétéretgrat. Rechts von ihm gleitet das Auge über den schauerlichen, mehr als tausend Meter hohen Ostwandgürtel des Montblanc. Diese Eiswand sucht in den Alpen ihresgleichen. Mont Maudit, Montblanc du Tacul, Aiguille Verte und die Grandes Jorasses tauchen bereits ihre hohen Häupter ins Licht der Sonne.

Die Morgenfrische treibt uns gar bald wieder zum Aufbruch. Ohne Seil steigen wir über den leichten Firngrat hinab zu einem nördlich vorgelagerten Felszacken. In peinlicher Vorsicht umgehen wir diesen. Unter uns schießt der Hang in grausiger Steilheit zur Tiefe. Schließlich gelangen wir auf einen Felsgrat, von dem uns eine brüchige Rinne auf den Eishang bringt, der zum Col de Pétéret hinabzieht. Seil und Eisen werden wieder angelegt und nach einem kurzen Quergang im steilen Eishang betreten wir die zum Col de Pétéret hinabziehende Eisschneide. In ihrer scharfen Kante blinkt die Stufenreihe, die die Meisteraxt des vortrefflichen Führers Knubel am Tage vorher geschlagen hat. Sie erleichtert uns den Abstieg sehr. Es ist ein herrlicher Gang auf der schmalen Schneide, doch jeder Schritt und Tritt muß richtig gesetzt sein! Vor Erreichen des Bergschrundes, der verhältnismäßig harmlos aussieht, queren wir in den Hang hinaus und überlisten so den Schrund in den Spuren unserer Vorgänger. Mit mächtigen Sprüngen eilen wir sodann zum flachen Sattel des Col de Pétéret hinab, wo wir uns zu herrlicher Vormittagsrast lagern.

Heller Sonnenschein liegt über den Bergen. Wohlige Wärme empfängt uns auf dem einsamen Col.

Dicht vor uns ragt das Fußgestell des „Eckpfeilers“ mit seinem blankgescheuerten Felsabbruch ins Blau der Lüfte. Den Eishang zu seiner Linken durchzieht eine schwache Spur. Stammt sie von der Partie, die Führer Knubel gestern umkehren sah? Heute ist uns bekannt, daß an jenem Tage die beiden Franzosen Lagarde und Migot über den Pétéretgrat und über die Nordostrippe der Blanche abgestiegen sind. Auch die Spuren der Partie Thomas können wir deutlich verfolgen. Sie führen vom Col de Pétéret, anfangs gefährliche Hänge querend, zuletzt durch eine überaus steile Eisrinne hinauf zum Col du Montblanc, von dem aus zum Brouillardgletscher abgestiegen wurde. Nach Aussage des Führers Knubel soll dies die beste Möglichkeit sein, bei Wettersturz der gefürchteten Mausefalle des Col de Pétéret zu entrinnen.

Nach fast zweistündiger genußreicher Rast packt uns eine leise Unruhe. Es ist hohe Zeit weiterzugehen. So raffen wir denn unsere Siebensachen zusammen, nachdem Freund Bechtold unseren herrlichen Rastplatz noch auf den Film gebannt hat.

Angeseilt steigen wir über den immer steiler werdenden Eishang zur Höhe. Unsere scharfen Eisen greifen mächtig ein. Ohne Stufenschlag erreichen wir die höher oben ansetzenden Felsen. Seil und Eisen wandern hier in den Rucksack, denn die Kletterei sieht nicht sonderlich schwierig aus.

In abwechslungsreicher Felsarbeit geht es über Platten und Einrisse auf die mächtige Gratkante hinaus, auf der wir unentwegt höher streben. Mit einem Schlage wird der Einblick in die schillernden Eismassen der Montblanc-Ostwand frei. Mächtige Eisbalkone wölben sich sturzdrohend über die gewaltige Tiefe des Brenva-Beckens. Überflutet von zitterndem Sonnengold, prangt das wuchtigste Schaustück der Alpenwelt in erhabener Größe. Es ist uns sofort bewußt, warum sich diese Montblancseite bis in die jüngste Zeit ihre Unberührtheit bewahrt hat. Und doch raubten im Jahre 1927 zwei tollkühne Engländer — Smythe und Brown — dieser 1500 Meter hohen Eiswand den Ruf der Unersteiglichkeit. Sie hatten in zweitägigem Ringen die Gefahren des starken Stein- und Eisschlages überstanden und den Ausstieg über die Eismauer, welche oben die Wand abschließt, glücklich erzwungen.

Plötzlich poltert fallendes Eis vom Col de Pétéret über die Brenvaseite hinab. Die Sonne steht hoch im Zenit und unter ihren glühenden Strahlen wird das übliche Mittagskonzert eingeleitet.

Mittlerweile sind wir bis zum dritten Turm vorgedrungen. Die Schwierigkeiten des vierten Turmes jedoch zwingen uns zu größerer Vorsicht und wieder zum Anlegen des Seils. Beim Queren steiler Eisrinnen gibt es für den Pickel harte Arbeit. Da versperrt uns wieder ein Felszahn, der mit glatten, gelben Wänden aufschießt, den Weg. Wir umgehen ihn auf der Westseite in aufgeweichtem Steilfirn; eine mühevolle Sache, da der Schnee fast haltlos auf brüchigen Plattenschüssen liegt. Bei diesem Quergang, der große Vorsicht erheischt, verlieren wir viel an Höhe. Nach hartem Kampf und mancherlei Schwierigkeiten betreten wir endlich um die Mittagszeit den Scheitel des großen Eckpfeilers (4381 Meter).

Nun folgt ein feiner, stark überwächteter Firngrat, der gute Sicherung verlangt. Zusehends wird der Grat steiler und steiler und das Spuren im aufgeweichten Firn immer anstrengender, sodaß wir häufig im Vortritt wechseln müssen.

Allmählich nähern wir uns der Gipfelwand des Montblanc de Courmayeur. Da die Eiswand noch harte Arbeit verspricht, beschließen wir, eine stärkende Rast einzuschalten.

Leider werde ich nach dem Genuß einer Hartwurst zum zweiten Male bergkrank. Doch erlaubt mein körperliches Befinden noch, daß wir alsbald die steile Gipfelwand anpacken können. Bechtold setzt sich an die Spitze der Partie und schlägt mit beneidenswerter Begeisterung Kerbe

um Kerbe ins harte Eis. Trotz meines kranken Zustandes falle ich meinen Freunden nicht zur Last, da ich stets ohne Seilsicherung zum Mittelmann unserer Seilschaft aufrücke. Dabei kann ich eine sonderbare Beobachtung an mir anstellen. Solange ich mich in Bewegung befinde, merke ich nicht die geringsten Gleichgewichtsstörungen. Wenn ich aber in einer Stufe nur kurze Zeit ausharren muß, befällt mich ein unangenehmer Schwindel. Ich habe also an einem möglichst flotten Anstieg das größte Interesse. Freund Fritz tut auch wirklich sein Äußerstes. In langer, leicht nach links ansteigender Querung streben wir zielbewußt auf eine mehrfach von Eis durchbrochene Felsrippe zu, die schnurgerade gegen die flache Gipfelwächte emporführt. Wie Inseln ragen die schwarzen Felsen aus dem leuchtenden Eismeer.

Plötzlich ein bekanntes Surren in den Lüften! Hurra, ein Flieger! Fast zum Greifen nahe! Schon haben uns die Insassen entdeckt und winken uns begeistert zu. Es ist seit zwei Tagen das erste Mal, daß wir wieder Menschen sehen. Mühelos schweben sie im Riesenvogel über unsere Köpfe dahin und können die Herrlichkeiten des mächtigen Montblanc-Stockes aus der Vogelschau genießen. Sie sind wohl nicht weniger erstaunt, in so später Nachmittagsstunde noch drei Bergsteiger in Schnee und Eis ringen zu sehen. Vielleicht ist einem der Flieger da droben bekannt, daß wir uns auf selten begangenen, besonders schwierigen Pfaden bewegen. Mehr als ein halbes Dutzendmal umkreist der Vogel das hohe Haupt des Monarchen. Sobald er in unseren Gesichtskreis kommt, grüßen uns die flatternden Tücher der Passagiere. Auf einmal verschwindet der stolze Herrscher der Lüfte und gleitet wieder in die Niederungen der Täler hinab. Hab Dank für deinen Gruß!

Dieses eigenartige und seltene Erlebnis brachte eine erfrischende Ablenkung in die eintönige Stufenarbeit. Wir haben alsbald die Felsrippe erreicht und klettern rüstig zur Höhe. Immer tiefer sinken die Grate und Eisflanken. Immer näher kommt der leuchtende Wächtensaum der breiten Gipfelkrone. Eine leise Vorfreude des baldigen Sieges zieht in unsere Herzen ein. Unser Erster steht nur mehr wenige Meter unter der harmlos aussehenden Wächte. Kurz darauf erschallt wie aus einem Munde ein glückseliges „Heil", als Freund Bechtold über der Wächte verschwindet. Der Sieg ist unser, denn nun sind die Schwierigkeiten zu Ende.

Volle drei Tage sind wir seit Courmayeur unterwegs, bis wir endlich nach heißen Stunden den Gipfel des Montblanc de Courmayeur (4753 Meter) betreten.

Eine neue Welt liegt zu unseren Füßen. Im Sonnengold des Abends stehen in herrlicher Reinheit Gipfel an Gipfel. Freudestrahlend begrüße ich meine Bekannten aus dem Dauphiné: die eisschillernde Barre des Ecrins und das dunkle, stolze Felsgerüst der Meije. Wir sind aber zu müde, um all diese Herrlichkeit in vollstem Maße in uns aufnehmen zu können.

Drei Viertelstunden Rast sind wie im Fluge dahingegangen. Ich mahne zum Weitermarsch, denn schon bricht der Abend herein. Inzwischen ist meine volle Kraft zurückgekehrt. Nun sind es meine beiden Freunde, die unter der Bergkrankheit zu leiden haben. Auf dieser langen Tur war es schon einige Male so: wenigstens einer unter uns fühlte sich zum Führen stark genug.

Aber etwas abgekämpft sind wir doch. Gemächlichen Schrittes ziehen wir über den breiten, sanft ansteigenden Grat dem Scheitel des Weißen Berges entgegen und nach dreiviertelstündiger Wanderung ragt nichts Höheres mehr über uns. Somit stehen wir endlich — ½8 Uhr abends — auf dem 4810 Meter hohen Gipfel des Montblanc.

Groß ist unsere Freude über die glücklich zu Ende geführte Ersteigung des riesenhaften Pétéretgrates, der Tur aller Turen. Herzlich schütteln wir uns die Hände in dem beseligenden Gefühl des in treuer Kameradschaft errungenen Sieges. Ein längst gehegter Wunsch ist in jener glückhaften Stunde Erfüllung geworden.

Leider ist unseres Bleibens nicht lange. Die Strahlen der scheidenden Abendsonne umspielen nur mehr den Gipfel des Herrschers. Seine Trabanten liegen bereits im feinen Dunst der Dämmerung.

Sorglos steigen wir den gewöhnlichen, gut gespurten Weg über die Bosses du Dromadaire (4556 Meter) ab. Nach mehr als einer halben Stunde tauchen zwei Häuschen vor uns auf: das obere klein und häßlich, das untere von größerem und festerem Aussehen. Nach den überstandenen Strapazen glauben wir verdienten Anspruch auf ein besseres Nachtquartier zu haben. „Stolz wie die Spanier" ziehen wir an der oberen Hütte vorbei, um die untere mit unserem Besuch zu beehren. Aber der Mensch soll nicht übermütig werden. Die vermeintliche Schutzhütte entpuppt sich als das Observatorium und ist zu unserem großen Leidwesen einbruchsicher verschlossen. Also bleibt uns nichts anderes übrig, als doch mit der oberen Hütte vorlieb zu nehmen. Bei unserer großen Müdigkeit verspüren wir den kurzen, aber steilen Aufstieg zu ihr als gar harte Buße für unser anspruchsvolles Wünschen.

Um 1/29 Uhr abends öffnet uns der einzige anwesende Gast, ein Berliner, die Hütte. Sie erinnert im Innern eher an einen Eiskeller, als an ein Bergsteigerheim. Schnell bereiten wir noch etwas Tee, Hunger verspüren wir wenig. Dann versinken wir auf den gerade nicht sehr einladenden Pritschen in tiefen Schlummer.

Der Pétéretgrat ist unser!

Die Brenvaflanke des Montblanc

Wir kamen von der Requinhütte des Französischen Alpenclubs und stiegen in langer Gletscherwanderung empor zu dem zwischen Trident-Kamm und Montblanc du Tacul eingeschlossenen Becken des Glacier du Géant.

Unser Vorhaben war heute, den Aufstieg zum Col du Trident so vorzubereiten, daß wir ihn in der folgenden Nacht von der Turiner Hütte aus ohne übergroßen Zeit- und Kräfteverlust durchführen und von dort aus den eigentlichen Angriff auf die Wand zu früher Stunde beginnen könnten.

Wo wir allerdings den Col „präparieren" sollten, war uns zunächst noch nicht ganz klar. Schließlich packten wir ihn nach allerlei Meinungsverschiedenheiten doch an seinem steilsten Eishang an. Wie ich erst später durch die Zeitschrift des SAC. erfuhr, erstiegen wir damals nicht den Col du Trident, sondern die Calotte de la Brenva auf neuem Wege.

Wohl 500 Kerben mußten in die Eismauer geschlagen werden, eine Arbeit, die unser Jüngster in anerkennenswerter Weise bewältigte. Wir Nachfolgenden vergrößerten dann die Kerben zu geräumigen Stufen. Ab und zu pfiffen uns dabei einige Steine um die Ohren, die sich von den höher oben befindlichen Felsen losgelöst hatten. Volle drei Stunden harter Eisarbeit kostete uns der Aufstieg.

Doch unsere Mühe ward reichlich belohnt! Frei stand sie nun vor uns: die gewaltige Brenvaflanke des Weißen Berges. Jäh und fast tausend Meter hoch steigt die Eiswand empor. Einige dunkle Felsrippen ziehen darin erschreckend steil zur Höhe. Hoch oben lassen breite Hängegletscher mit sturzdrohenden Séraks den Ausstieg aus der Wand mehr als fraglich erscheinen. Fürwahr, ein wenig ermutigendes Bild. Wird uns morgen der Durchstieg durch die abweisende Eismauer gelingen?

Gewaltig wie alles in der Runde steigt in edlem Aufbau die mächtige Zackenreihe des Pétéretgrates ins Blau der Lüfte, während drüben ein

Montblanc-Brenvaflanke

1 = Brenvaflanke, Mooreweg (1865); 1A = Güßfeldt Einstieg (1892); 2 = Sentinelle Rouge-Führe (1927); 3 = Montblanc de Courmayeur-Ostwand (1928);
A = Aiguille de la Brenva; G = Brenvagletscher; N = Aiguille Noire de Pétéret
D = Dames Anglaises; B = Aiguille Blanche de Pétéret
Merkls Seilschaft beging den alten Weg (1A) mit Güßfeldt's Einstieg

Chaos wilder Felsnadeln Mont Maudit und Montblanc du Tacul umringt.

Soviel konnten wir von oben sehen: der Abstieg zum Brenvagletscher, der den Zugang zu unserer Wand vermittelt, bot keinerlei Schwierigkeiten. Getrost stiegen wir daher in unserer langen Stufenreihe vorsichtig wieder zum Géantgletscher zurück.

Unbarmherzig brannte die Nachmittagssonne auf uns hernieder, als wir über den Col des Flambeaux der herrlich gelegenen Turiner Hütte am Col du Géant zustrebten.

Nach vier entsagungsreichen Tagen, in denen Schmalhans Küchenmeister war, fielen wir wie hungrige Wölfe über die reichhaltige Auswahl der ausgezeichnet bewirtschafteten Hütte her. Gar mancher Tropfen

feurigen Rebensaftes verschwand in unseren ausgetrockneten Kehlen. Wir tranken den Wein mit Wasser vermischt, was bei den anwesenden Gästen, meist Italienern und Franzosen, einiges Aufsehen erregte.

Wir schliefen drei Stunden einen tiefen Schlaf. Da schreckte uns der Taschenwecker aus den herrlichen Betten der Turiner Hütte. Im Nu waren wir gerüstet und nach einem ausgiebigen Frühstück verließen wir ¾ Stunden nach Mitternacht das gastliche Bergsteigerheim. Wolkenlos wölbte sich der Sternenhimmel über uns. Da der Mond längst untergegangen war, verfolgten wir im Scheine der Laternen unsere gestrigen Spuren im hartgefrorenen Firn. Nach 1½ stündiger Gletscherwanderung standen wir bereits am Bergschrund des Col de la Calotte und damit am Beginn der tagsvorher angelegten Stufenreihe.

Nun folgte einer der abenteuerlichsten Gänge, die ich je gemacht habe. Zwischen den Zähnen hielten wir die Laternen. Ihr spärlicher Schein geisterte auf der schier endlosen Stufenreihe über die gespenstische Eismauer hinauf. Mit peinlichster Vorsicht mußte trotz der guten Stufen auf Schritt und Tritt geachtet werden, denn der Sturz eines Gefährten bedeutete unser aller Verderben. Zwei volle Stunden hielt uns dieser eindrucksreiche und gefährliche Gang im Dunkel der Nacht in Spannung. Erlöst atmeten wir auf, als wir um 4 Uhr beim ersten Morgengrauen die Calotte de la Brenva betraten.

Es war hier oben reichlich kühl und zum Weiterweg noch zu dämmerig. Da schlüpften wir geschwind in den Zeltsack und nun gab es das zweite Frühstück: eine Büchse Birnen und eine Tafel Schokolade.

Als ein feiner heller Streifen über den Grandes Jorasses das Erwachen des jungen Morgens verkündete, brachen wir wieder auf. Wir stiegen die unschwierigen Hänge zum Brenvagletscher hinab. Plötzlich durchbrach ein schauerliches Dröhnen die feierliche Stille der Umgebung. Wie elektrisiert flogen unsere Blicke hinüber zum Ziel unserer Wünsche, zur Brenvaflanke. Eine gewaltige Eislawine polterte über deren bleiche Mauer krachend zur Tiefe. Sie war aus den Hängen unterhalb des Col de la Brenva losgebrochen. Nach 800 Meter hohem Sturz kam das Ungetüm beim Güßfeldt'schen Einstieg zur Ruhe, also gerade an der Stelle, die auch wir uns zum Weiterweg gewählt hatten. Sollte dieser unfreundliche Morgengruß eine Warnung sein, die Wand heute nicht zu versuchen? Oder gab er uns vielleicht um so größere Sicherheit? Wer konnte es wissen? Wortlos stapften wir den Schneehang hinab ins oberste Becken des Glacier de la Brenva, dem Lawinenfeld entgegen, das

in erstaunlicher Größe den Fuß der Wand umgürtet. Die zahllosen, mehr als mannshohen Eisblöcke flößten uns gewaltige Achtung ein und wir wünschten nicht mit solchen ungeschlachten Gesellen irgendwelche Bekanntschaft in der Wand zu machen.

Selbstverständlich schlugen wir in dieser Zone höchster Gefahr eine möglichst rasche Gangart ein. Mit warmem, rosigem Licht entflammte der prächtige Sonnenaufgang die ganze Wand. Wir hatten aber wenig Zeit, uns der vollen Bewunderung hinzugeben. Nur hin und wieder, wenn wir unseren schwer arbeitenden Lungen eine kleine Pause gönnen mußten, schauten wir verstohlen hinauf über die Eispracht, welche in hellem Rot aufleuchtete. Als das herrliche Farbenspiel allmählich verlöschte, steckten wir bereits bei harter Arbeit mitten in der Eiswand. Es galt zwischen Schründen und sperrenden Eisgürteln mit Geschick und möglichst wenig Zeitverlust durchzukommen. Wir hatten Glück und gewannen rasch an Höhe.

Mit einemmal kam unser Ansturm vor einem schweren Hindernis zum Stocken. Wir befanden uns vor einer hohen, fast senkrechten Eiswand rechts der Güßfeldtrinne, also auf bisher unbegangenem Wege. Zu allem Überfluß rieselten feine Eiskristalle gleich einem kleinen Wasserfall über die Wand herab. Wir konnten uns des peinlichen Gefühls nicht erwehren, in eine Lawinengasse geraten zu sein. Zu den technischen Schwierigkeiten dieser Stelle gesellte sich also noch die objektive Gefahr. Wir mußten so rasch als möglich eine sechs Meter über uns befindliche Rampe erreichen, die in die Eiswand eingelagert war und einen Ausstieg aus dem schweren Eise zu bieten versprach. Ein langer Haken fuhr unter meinen Hammerschlägen ins blanke Eis. Karabiner und Seil wurden eingehängt. Dann konnte ich wohlgesichert der schweren Stelle zuleibe rücken. Mit der Pickelhaue meißelte ich Kerbe um Kerbe ins Eis, jeweils eine für die Fingerspitzen der linken Hand und zwei für die vorderen zwei Zacken der Steigeisen. Lange bange Minuten mochten es für die sichernden Freunde gewesen sein, als ich mehr hängend als stehend Meter für Meter dem schweren Eise abtistete. Noch einige Kerben — dann schwang ich mich glücklich hinauf auf die Rampe. Und glücklich folgten die Freunde nach.

Die Rampe brachte uns wirklich den ersehnten Ausweg in leichteres Gelände. So kamen wir schnell bis unter den Grat, über den die Erstersteiger emporgestiegen waren. Ein Schrund wurde noch überlistet, dann betraten wir frohen Mutes die Gratrippe.

Nach unten verlief die Rippe in scharfzugespitzter Schneide, die unser ganzes Entzücken hervorrief. Nach oben ging sie zunächst in eine lange, nicht allzusteile Firn- und Eiswand über. Erst in der Höhe des Col de la Brenva verteidigte sich die Wand nochmals mit furchtbaren Séraks-Gürteln.

Freund Mitterer übernahm nun die Führung der Partie und es ging in flottem Tempo aufwärts. Während wir so Zug um Zug zur Höhe strebten, setzten drüben am nahen Col de Pétéret die Lawinenniedergänge ein. Wir hatten uns auf dem langen Anstieg über den Pétéretgrat zur Genüge an dieses ohrenbetäubende Getöse gewöhnt. Deshalb beachteten wir das unheimliche Donnern kaum mehr.

Mittlerweile näherten wir uns den oberen Eisbrüchen der Wand. Nun waren wieder größere Schwierigkeiten zu überwinden. Ein auffallender Felsturm stand am Ende der Anstiegsrippe. Hinter diesem brachte uns ein längerer Quergang im morschen Eis an die Séraks, welche gleich riesigen Balkonen frei über den Abgrund hinausragten. Diese Eiswülste schienen ein unüberwindliches Hindernis zu bieten. Mit jedem Schritt wuchs unsere Spannung, bei jedem Tritt lauerte die grausige Tiefe des Abgrundes gierig auf ein Opfer.

Indes schlug unser Erster — von uns wohl gesichert — unverdrossen Stufe um Stufe ins blanke, blauschillernde Eis. Klirrend sprangen die Splitter aus den glasigen Kerben hinunter ins Bodenlose. Vom Rande eines mächtigen Balkons aus folgten wir Nachsteigenden mit sorgenden Blicken den Bewegungen unseres Ersten. Da hatte ich plötzlich das unbestimmte Gefühl, das Eis könnte unserer Belastung nicht länger standhalten. Mit einem Blick nur maß ich die Tiefe des Abgrundes und meine Phantasie malte sich das schaurige Bild einer furchtbaren Katastrophe.

Doch da erscholl bereits Mitterers Stimme wie eine Erlösung aus qualvollem Traum: „Wir kommen durch!“

Ganz unerwartet erreichten wir nach diesen gefahrvollen Stellen ein herrliches Schneeband, das uns in Bälde den Ausstieg zum Col de la Brenva gewinnen ließ.

Es war 9 Uhr morgens. Wir hatten die gewaltige, 800 Meter hohe Brenvaflanke in der kurzen Zeit von vier Stunden glücklich durchstiegen. Nun suchten wir ein windgeschütztes Plätzchen auf zu herrlicher Sonnenrast unter der tiefblauen Glocke des wolkenlosen Himmels. Auf dem ausgebreiteten Zeltsack machten wir es uns bequem. Da fuhr mit unheim-

lichem Krachen in nächster Nähe eine Lawine nieder. Wir sprangen erschreckt auf und wurden etwas kleinlaut. Aus dem Hängebruch, den wir kaum eine Viertelstunde vorher durchstiegen hatten, schoß ein vernichtender Eisstrom zur Tiefe.

Ein dankbares Gefühl gegen das gütige Geschick, das uns vor Schlimmem bewahrte, stieg in uns auf. Das Glück, in dessen Zeichen all unsere Montblanc-Unternehmungen standen, wich auch auf dieser Fahrt nicht von unserer Seite.

Es war nach diesem Vorfall ein doppelt herrliches Rasten auf unserem einsamen, aber sicheren Plätzchen hoch oben auf dem Col de la Brenva. Der Gipfel des Monarchen, der von hier aus in etwa 1½ Stunden ohne besondere Schwierigkeiten erreicht werden kann, lockte uns heute nicht. Wir zogen es vielmehr vor, ein ausgiebiges Schläfchen zu halten, um dann die Trabanten des Weißen Berges, den Mont Maudit, 4468 Meter, und den Montblanc du Tacul, 4249 Meter, zu überschreiten und über den Col du Midi und den Géantgletscher zur Turiner Hütte zurückzukehren. — —

Als wir andern Tages auf dem Gipfel des Grand Flambeau saßen, um Abschied zu nehmen von all den Gewaltigen in der Runde, da war es wiederum der Monarch, der mit einem Schauspiel gewaltigster Art unsere Blicke auf sich lenkte. Ein mächtiger Sérak-Gürtel war in der Ostwand des Montblanc abgebrochen und donnerte mit schauerlichem Getöse zum Brenvagletscher hinab. Die über 1000 Meter hohe Brenvaflanke war durch den Eisstaub längere Zeit vollständig verhüllt. Wehe den kleinen Menschlein, die in den Bereich dieser entfesselten Naturgewalten geraten!

Uns aber, die wir von sicherem Orte aus das schaurigschöne Ereignis bewundern durften, uns wurde es mehr denn je bewußt, daß diese außergewöhnlichen Wege, welche wir gegangen, nicht allein volles Beherrschen von Fels und Eis voraussetzen, sondern daß uns auf dem Gang zu diesen lichtumstrahlten Höhen ein Talisman nicht fehlen darf: das Glück.

Koschtan-Tau (5145 m), 2. Ersteigung

Lichtbild: Willy Merkl

Grands Charmoz von Norden

Lichtbild: Daz-Archiv

Quer durch den Zentral-Kaukasus

Alle zögernden Überlegungen hatten zu schweigen vor der stolzen Größe unseres Zieles. Freilich: wir verfügten nur über bescheidene Mittel, wir waren nur zu dritt, einzig auf uns selbst angewiesen — aber wir besaßen als zuverlässigen Helfer für alle schweren und schwersten Anforderungen unseren unbeugsamen Willen. Ihm und einem gütigen Geschick verdanken wir die glückliche Durchführung unseres Planes.

Gemeinsam mit meinem Freund Dr. Walter Raechl bereitete ich das große Unternehmen vor. Die sorgfältige Auswahl der Ausrüstung und Lebensmittel, welche vollständig aus Deutschland mitgenommen wurden, die Aneignung der allernotwendigsten russischen Sprachkenntnisse, das Studium des Schrifttums, die Ausbildung für die erste Hilfe bei Unglücksfällen, die Erledigung der behördlichen Formalitäten und vieles andere nahm uns bereits Wochen vorher voll in Anspruch. Freund Bechtold, unserem Dritten im Bunde, oblag als Lichtbildner unserer Expedition die verantwortungsvolle Auswahl und Beschaffung der gesamten photographischen Ausrüstung. Eine gewaltige und überaus mühevolle Arbeit lag hinter uns, als endlich der langersehnte Tag unserer Abreise herankam: der 29. Juni 1929.

Die Reise

In sausender Fahrt hatte uns der D-Zug von Augsburg durch das schöne Bayerland, durch den Thüringer Wald mit seinen Burgen, vorbei an stolzen deutschen Städten nach Berlin gebracht. Die eintönige Weiterfahrt durch die norddeutsche Tiefebene hat etwas Ermüdendes an sich und so gaben wir uns nach der langen Bahnfahrt dem süßen Schlummer hin, bis wir plötzlich unsanft aus unseren Träumen gerüttelt wurden durch das Anhalten des Zuges und den Ruf des Schaffners: „Frankfurt!“ Es war Frankfurt a. d. Oder. Anscheinend eine schöne Stadt, soweit wir es hinter dem Grün der Anlagen erkennen konnten. Dem herrlichen Sommertage folgte ein ebensolcher Abend. Glutrot ging die Sonne unter, während uns der eilende Zug dem Sonnenaufgang entgegenführte.

Nun war es auch mit Schlaf und Ruhe vorbei, denn wir näherten uns der polnischen Grenze. Bald war die letzte deutsche Station Stensch erreicht, wo zunächst das große Gepäck mit vieler Umständlichkeit behan-

delt wurde. Es stand uns nunmehr die Besichtigung des Handgepäcks bevor, die uns schwere Sorgen machte; denn ein Rucksack hatte einen großen Riß bekommen. Wir ersuchten vergeblich, ihn in unser Wagenabteil mitnehmen zu dürfen. Doch auch diese Paß- und Handgepäckkontrolle ging glücklich vorüber und so konnten wir uns endlich um ½1 Uhr nachts wieder für einige Stunden dem Schlaf hingeben.

Gegen Morgen füllte sich der Zug immer mehr. Schließlich war der ganze Gang unseres Abteils dicht besetzt. Man merkte, daß es Warschau entgegen ging, das wir auch früh 7.38 Uhr erreichten. Warschau ist bekannt als eine der schönsten Städte. Vom Bahnhof aus hat man aber keineswegs diesen Eindruck. Man sieht nur Mauern, Kamine und Schlote. Die Polen selbst sind stramme Leute, stolz auf ihren jungen Staat. Militär und Beamte tragen prächtige, bunte Uniformen und Mützen, die mit ihren breiten, weit ausladenden Schirmen stark an die französischen Käppis erinnern.

Am Warschauer Bahnhof gab es Tee, Brot, gebackene Hühner, Obst, kurz alles was das Herz bzw. der Magen begehrt. Nach einstündigem Aufenthalt ging es weiter. Die Gegend unterscheidet sich anfangs in nichts von unserer norddeutschen Tiefebene, nur die Besiedelung ist schwächer und sehr ausgedehnte, offene Sümpfe begleiten die Bahn. Eine Abwechslung bringt wieder die Überquerung des Bug. Er ist ein breiter, majestätischer Fluß, der einen ganz gewaltigen Eindruck hinterläßt. Seicht an den Ufern schleicht er nur langsam dahin. Allmählich wird die Landschaft fesselnder. Kleine Dörfer, die ausschließlich aus Holzhäusern mit Strohdächern bestehen, unterbrechen die hier oft ungerodete Fläche, auf der meist nur niedriges Birkenunterholz wächst. Die Bauern sind eifrig damit beschäftigt, derartige Landstriche urbar zu machen. Zu diesem Zwecke sind bereits ausgedehnte Waldbestände niedergelegt worden. Welch gewaltige Ausdehnung Polen hat, ist schon am besten daraus zu ersehen, daß wir allein zu seiner Durchquerung mit dem Schnellzug in westöstlicher Richtung volle 17 Stunden brauchten. Abends 17.50 Uhr erreichten wir endlich Stolpze, die polnisch-russische Grenzstation. Da wir Transit-Gepäck haben, findet bei uns keine weitere Gepäckkontrolle statt und bald fahren wir unter militärischer Bedeckung weiter, bis unser Zug kurz vor der russischen Grenze anhält. Die Polen steigen aus und eilen in ihr Wachhaus, das die Landesfarben Rot-Weiß trägt.

Nach einer Strecke von etwa 200 Metern fahren wir durch eine Porta triumphalis aus Holz in die Union der Sozialistischen Sowjet-

republiken Rußlands, dem mit roter Fahne, Hammer und Sichel geschmückten Wachhaus entgegen. Noch eine Viertelstunde und Negoreloje mit seinem sauberen Stations- und Zollgebäude ist erreicht. Die von unserer Ankunft bereits verständigten Beamten der russischen Regierung zeigen für unsere Expedition großes Interesse. Nur oberflächlich prüfen sie Papiere und Gepäck. Zu unserer größten Freude können wir nun auch unseren geplatzten Rucksack in den Waggon nehmen und an die Ausbesserung des Schadens gehen. Bei unseren Verhandlungen mit den Russen war uns eine Dolmetscherin recht nützlich, wenn auch die meisten Beamten etwas deutsch sprechen.

Nun werden noch Platzkarten besorgt, dann folgt der Übergang in den russischen Zug. Die Wagen sind dort bedeutend breiter und geräumiger wie bei uns, eine Folge der größeren Spurweite. Wir fingen sofort an, uns das große Abteil, das wir allein für uns hatten, behaglich einzurichten. Über den Bänken befindet sich in halber Höhe ein Brett, das heruntergeklappt wird, und so mit Schlafsäcken eine herrliche Liegestatt gibt. Um 21.00 Uhr nach osteuropäischer Zeit, die unserer eine Stunde voraus ist, fuhren wir von Negoreloje ab.

Auf allen russischen Bahnhöfen trifft man die begrüßenswerte Einrichtung, daß heißes Wasser kostenfrei zu bekommen ist. Wir besorgten uns solches in Minsk zum Brauen des Tees und mit unserem herrlichen Benzinkocher wurde auf dem Bahnsteig Gulasch aus Konserven zubereitet. Erst dann konnten wir uns wohlgestärkt auf unsern Liegestätten ausstrecken, um im Schlafe den weiten Weg nach Moskau etwas zu kürzen. Als wir erwachten, eilten draußen immer noch eintönige Ebenen, die sich durch nichts von den polnischen unterschieden, an uns vorüber. Gegen ½11 Uhr kamen wir endlich in die Nähe von Moskau. Dessen Umrisse hatten sich schon lange am fernen Horizont abgezeichnet. Das Wetter war schön und plötzlich leuchtete am azurblauen Himmel eine mächtige, goldene Kuppel auf, flankiert von vier kleineren im Lichte der Sonne gleißenden Türmchen. War das ein herrlicher Anblick! Gebannt starrten wir dieses Märchenbild aus Tausendundeiner Nacht an, so funkelnd, so glänzend, so golden. Und unsere Spannung wuchs, diese Stadt mit all ihren uns noch unbekannten Wundern in der Nähe zu schauen.

Am Bahnsteig erwartete uns bereits unser russischer Bergkamerad Semenowsky, der Leiter einer russischen Bergsteigergruppe, mit der wir uns verabredet hatten. Mit Hilfe einiger Gepäckträger wurden die schweren Stücke rasch im Auto verstaut und auf dem Gepäck thronend ging es

durch die Stadt, zu unseres Freundes Wohnung. Da wurden wir jäh aus unserem Traum vom Märchenland gerissen! Auf holprigem Katzenkopfpflaster wackelte das Auto in halsbrecherischer Fahrt durch enge Straßen mit niederen, heruntergekommenen Häusern und kleinen Läden mit ganz minderwertiger Ware. Wir hatten den Eindruck einer richtigen Provinzstadt. Anders dachten wir allerdings, als wir tagsdarauf durch das Iberische Tor den „Roten Platz" betraten, der ungefähr 1 Kilometer lang und über 100 Meter breit ist. Schon diese Ausdehnung wirkt überwältigend auf den Beschauer, mehr aber noch seine Umrahmung. Auf der einen Seite die ernste, mit Zinnen und Türmen gekrönte Kremlmauer, davor das Grabmal Lenins, im Hintergrunde der phantastische, unregelmäßige Bau der Wassyli-Kathedrale mit ihren vielen, eng aneinandergebauten Zwiebeltürmen. Schillernd in den verschiedensten Farben, rot, grün, gelb und blau geben sie dem abendländischen Besucher einen Begriff von der Eigenart altrussischer Kunst. Wir wandern weiter, der Moskwa entlang. Darüber hin glänzen zahlreiche Kuppeln. Es sind die gleichen, die uns schon bei der Einfahrt in Moskau in Bann hielten und auch von hier aus in märchenhaftem Glanze erstrahlen. Von den Ufern der Moskwa aus zeigt sich der Kreml, der die ganze Stadt beherrscht, besonders schön. Eine fünfzehn bis zwanzig Meter hohe Mauer umgibt den einstigen Zarenpalast und jetzigen Sitz der Sowjet-Regierung. Der Kreml ist eine Stadt für sich, in der sich Paläste, Kathedralen und Klöster zu einem wunderschönen Bilde altrussischer Architektur vereinigen.

Unser Spaziergang führte uns auch an den Strand der Moskwa mit ausgedehnten Freibädern, wo Männer und Frauen vollständig unbekleidet baden.

Nachdem seit einigen Tagen das Photographieren in der Stadt, mit Ausnahme der Staatsgebäude erlaubt war, machten wir verschiedene Aufnahmen. Dabei stellte sich mein Freund einmal zum Knipsen direkt neben einen Schutzmann. Dieser wußte offenbar noch nichts von der Aufhebung des Verbotes und verhaftete ihn kurzerhand. Alles Beteuern half nichts, er mußte mit auf die Wache. Lange dauerte es, bis es uns bei der Schwierigkeit der Verständigung gelang, die Freilassung des Freundes zu erwirken.

Seit langem herrscht in Rußland große Teuerung und Knappheit der Lebensmittel. Diese Erscheinung ist bei dem unermeßlichen Reichtum des russischen Bodens schwer verständlich und wirft ein grelles Licht

auf die Zustände des Landes. Wie bei uns in den schweren Kriegs- und Nachkriegszeiten standen lange Schlangen vor den Lebensmittelgeschäften und Warenhäusern an und warteten, bis sie ihre kärgliche Ration erhielten. Dabei sind die Preise sehr hoch und betragen ein Vielfaches der bei uns üblichen, wobei zu bemerken ist, daß alle größeren Betriebe dem Staat gehören.

Obwohl die Regierung sichtlich bemüht ist, dem Mangel an Wohnungen abzuhelfen, ist das Wohnungselend erschreckend groß. Kirchen werden vielfach zu weltlichen Zwecken, wie zu Versammlungen für die Gewerkschaft verwendet oder in Warenhäuser umgebaut. Kurz es war trotz aller äußeren Pracht kein erfreuliches Bild, das sich vor unseren Augen entrollte.

Vor unserer Abreise mußten wir noch der deutschen Botschaft und den russischen Behörden unseren Besuch machen, um die nötigen Papiere und Ausweise zur Weiterfahrt zu erhalten. Als wir dann endlich am Abend mit sechs kleinen Kutschen — Proliotka genannt — zum Bahnhof fuhren, bildete diese Fahrt einen würdigen Abschluß unserer Moskauer Erlebnisse; denn auf diesen wackeligen Vehikeln, mit denen wir über das Eierpflaster rumpelten, hatten wir ständig das Gefühl umgeworfen zu werden, und waren deshalb recht froh, als wir wohlbehalten und ohne seekrank geworden zu sein, am Bahnhof anlangten. Zu viert nahmen wir in einem Abteil des Fernzuges nach Tiflis Platz und brachten auch glücklich unsere umfangreiche Habe, bestehend aus 13 Gepäckstücken, unter. Nachdem wir, dank des heißen Wassers, das es auch auf diesen Bahnhöfen gab, Tee in reichlicher Menge gebraut und genossen hatten, schliefen wir herrlich auf den so praktisch herabklappbaren Liegestätten bis zum frühen Morgen.

Die Gegend, welche nun an unserem Auge vorüberzog, bot nicht viel Neues. Sie ist flach, baum- und strauchlos und ganz schwach besiedelt. Die wenigen Dörfer, die wir sehen konnten, bestanden aus niederen, einstöckigen Holz- oder Lehmhütten mit Strohdächern. Nur die Kirche ist meist ein schöner Bau, der alles überragt.

Auf jeder Station stand ein Schwarm von Bauernweibern mit Kindern, die in buntem Durcheinander Milch, Eier, Beeren, Pfannkuchen, gebratene Hühner usw. an die Reisenden feil boten.

Erdbeeren scheint es in den Waldgegenden von Woronesh in großen Mengen zu geben. Auf den Bahnhöfen war es ganz rot davon. Woronesh, eine hübsche Gouvernements-Stadt, liegt auf dem rechten Ufer des gleich-

namigen Flusses, einige wenige Kilometer vor seiner Einmündung in den Don.

Einer von uns kaufte dort am Bahnhof Brot und zahlte dafür auch den richtigen Preis. Das Mädchen kannte aber anscheinend die Münze nicht und meinte jedenfalls, es wäre zu wenig. Es fing an zu schreien und eine Alte stürzte sich sofort auf meinen Freund, während sich der Zug schon in Bewegung setzte. Doch konnte er sich, zur Erheiterung der Mitreisenden, die alle für ihn Partei ergriffen, von seinen Widersacherinnen befreien und noch auf den Wagen schwingen.

Nun folgten ebene Flächen, wie wir sie noch nie gesehen hatten. Kein Baum, kein Strauch belebte die Weite. Himmel und Erde schienen sich am unendlich fernen Horizont zu berühren. Je südlicher wir kamen, desto niederer wuchs das Getreide und das unbebaute Land ähnelte mehr und mehr der Steppe. Hin und wieder Sonnenblumenfelder, Maispflanzungen, einige Hütten, sonst nichts als Erde und Himmel, an dem weiße Wolken in majestätischer Ruhe über das ewige Rußland dahinsegelten.

In der Nähe von Rostow kamen wir wieder an den Don, den wir in seinem Oberlauf kurz hinter Woronesh überquert hatten. Er ist hier breiter und tritt in seinen Altwassern über die Ufer. Rostow, die Hauptstadt des nordkaukasischen Gaues, hat mit seinen 234 000 Einwohnern auf dem rechten hohen Uferhang des Don eine wunderbare Lage. Der mächtige Fluß wälzt seine ungeheuren Wassermassen dem Asow'schen Meer entgegen.

Und wieder geht es hinein in die schier endlose Eintönigkeit der russischen Steppen; kein Baum, kein Strauch hemmt den Blick, rastlos gleitet er hinaus in die Weite, bis er am Schnittpunkt von Himmel und Erde endlich zur Ruhe kommt. Das Wetter, das bisher immer schön war, scheint umzuschlagen. Der Sonnenuntergang läßt auch morgen auf keine günstige Witterung schließen. In Mineralnye-Wody ist etwas längerer Aufenthalt. Am Bahnhof zeigt sich regelrechter Kurbetrieb.

Nun beginnt die Bahn langsam zu steigen. Hier soll man eine wunderbare Aussicht auf den mittleren Teil des kaukasischen Hochgebirges haben. Leider wurde jetzt das Wetter immer schlechter. Wir sehen nichts von dieser Herrlichkeit. Weiter geht es nach Georgiewsk-Solskaja.

Alsdann leitete der Schienenstrang durch das verlassene Flußbett der Maja, die vor vielen hundert Jahren hier floß. Um Mitternacht kamen wir bei strömendem Regen nach Brochlodnaya, wo wir in die nordkaukasische Seitenbahn nach Naltschik umstiegen. Endlich gegen 4 Uhr

morgens ist der Endpunkt unserer Bahnfahrt, der Sommerkurort Naltschik, erreicht, die Hauptstadt des Gabardiner-Balkarischen Gebietes. Naltschik liegt auf einem etwa 800 Meter hohen flachen Plateau am Fuße des Vorgebirges des zentralen Kaukasus.

Wir freuen uns, der endlosen Steppe entronnen zu sein, aber unsere Freude wird gedämpft durch die Aussicht auf eine zweitägige Wagenfahrt auf schlechten, regendurchweichten Wegen. Denn mehr als 100 Kilometer trennen uns noch von unserem eigentlichen Ziel, den Hochregionen des Kaukasus.

*

Während die rein alpintechnischen Schwierigkeiten in den Hochregionen des Kaukasus etwa die gleichen sind wie bei den großen Bergfahrten in den Westalpen, werden im Kaukasus an den Bergsteiger beim Anmarsch und in Bezug auf Unterkunft und Verpflegung Anforderungen gestellt, die er bei alpinen Fahrten niemals vorfindet.

Wenn in unseren Alpen Eisenbahnen und Autobusse uns mühelos an den Fuß des Berges und sogar auf hochgelegene Pässe befördern, wenn auf den meisten unserer Hütten nicht nur Unterkunft, sondern auch Nahrung in guter Auswahl geboten wird, so ist der Bergsteiger im Kaukasus fast völlig auf sich angewiesen. In den Alpen erwarten uns nach Schluß der Talwanderung oder Bergfahrt in Gasthöfen oder auch Hütten alle möglichen Bequemlichkeiten. Auf kaukasischen Fahrten aber gilt es, nach des Tages Mühe noch eine Unmenge anderer Arbeit zu leisten: so das Abladen der Tragtiere, das Aufschlagen des Zeltes, das Zubereiten der Mahlzeiten, das Instandsetzen der Ausrüstung, die Führung des Tagebuches und Vorbereitungen für den nächsten Tag. Das ganze Hab und Gut für die Unternehmung, Ausrüstung und Lebensmittel müssen auf Fuhrwerken und Packpferden oder auf Eseln mitgeführt werden. Die Schwierigkeiten steigern sich noch, wenn man schließlich auf die Trägerdienste der Eingeborenen angewiesen ist.

Um nun bei der geplanten Durchquerung des Kaukasus abschnittweise mit neuen Lebensmitteln und Ausrüstung versorgt zu sein, verteilen wir unser über vier Zentner schweres Gepäck. Der Bedarf für die Sugan-Gruppe wird von uns selbst mitgenommen. Das Gepäck für die Bezingi-Gruppe führt die russische Bergsteigergruppe auf einem von uns gemieteten Packpferd mit nach Misses-Kosch. Das dritte Lager wird im Tschegem-Tale und das vierte in Tegenekli im Baksan-Tale errichtet.

Nach einem herzlichen Abschied von der russischen Bergsteigergruppe, besonders von Semenowski, bringt uns eine zweitägige Pferdereise auf der landesüblichen Telega ins romantische Tal des Balkar-Tscherek und damit ins Hochgebirge. So eine Fahrt auf einem ungefederten vierräderigen Leiterwagen zählt gerade nicht zu den Hochgenüssen einer Gebirgsreise. Man ist nämlich auf einem solchen Gefährt nicht nur den Unbilden der Witterung schutzlos ausgesetzt, sondern wird noch dazu unbarmherzig hin und her gerüttelt und gestoßen, sodaß man wie gerädert am Ziel anlangt.

Das erste Erlebnis soll der Übergang über die Naltschik sein, die ohne Brücke übersetzt wird. Wir machen recht erstaunte Gesichter, als der Lenker auf einmal mitten durch den Fluß fährt, uferab und uferauf, ohne Rücksicht auf Wagen, Pferde und Insassen! Querfeldein geht es weiter über Wiesen, durch Bäche, durch Kot, den man mit dem besten Willen nicht mehr als Schmutz bezeichnen kann. Da der größte Teil der Fahrt weglos über freies Feld führt, sinken die Räder fast ständig bis an die Achsen ein. Um überhaupt vorwärts zu kommen, müssen wir die weitaus größte Strecke der nächsten 10 Kilometer nach Kaschkatau zu Fuß zurücklegen. Aber ach, auch das Gehen ist mit großen Anstrengungen verbunden, denn schwere Klumpen hängen sich an die Sohlen und hemmen unseren Tatendrang.

Wir durchwandern das sehr breite und wenig reizvolle Tal des Balkar-Tscherek. Später verengt es sich und wird romantischer. Gegen Abend erreichen wir eine kleine Unterkunft am „Blauen See", wo wir mit einer anderen russischen Reisegesellschaft nächtigen. Erst der folgende Tag soll uns ins eigentliche Hochgebirge bringen. Die überaus kühn angelegte Straße führt durch die eingesprengten Schluchtwände des Tscherek und mit einem Male sehen wir die ersten Riesen des Zentralkammes im Sonnenschein erglänzen. Es sind die gewaltigen, schnee- und eisgegürteten Gipfel der Sugan-Gruppe. Zugleich liegt vor uns Muchoi, ein ärmliches Dorf mit übereinanderliegenden Häusern, wenn man diese höhlenartigen Behausungen überhaupt so nennen kann.

Plötzlich läßt uns ein furchtbares Getöse erschreckt aufschauen. Jenseits des Baches sehen wir ein Naturschauspiel von ganz besonderer Art, einen Bergsturz von gewaltigen Ausmaßen. Das ist ein Dröhnen und Poltern; die größten Blöcke stürzen und springen in weitem Bogen auf die mühsam bestellten Felder und auf die Siedelungen der armen Balkaren. Es hat zunächst den Anschein, als ob das ganze Dorf dem Felssturz zum

Opfer fallen würde. Die geängstigten Bewohner fliehen entsetzt aus ihren Behausungen und stehen erschüttert mit abgenommenen Hüten vor dem für uns so großartigen Schauspiel. Glücklicherweise ist aber die Verwüstung nicht allzu groß. Der Hauptstrom der Steine kommt auf einer Sandreiße vor dem Dorfe zum Stehen.

Bald sind wir am Ziele unserer Wagenreise angelangt, in Kunium, dem größten Dorfe Balkariens. Wie auch sonst überall in den bewohnten Tälern werden die Fremden in den meist neugebauten Schulhäusern untergebracht. Die Moskauer Regierung betrachtet nämlich die Bekämpfung des erschreckend großen Analphabetentums als eine ihrer wichtigsten Aufgaben. Deshalb hat sie sogar in den entlegensten Dörfern Schulen errichten lassen. Bemerkenswert ist, daß in diesen Schulen nicht russisch, sondern türkisch gelehrt wird, da die Regierung jedem Staat „seine Eigenart" (!) erhalten will. Auffallenderweise besitzt jedes Schulgebäude eine Radio-Empfangsanlage. Von weitem erkennt man schon ihre riesigen Antennen. Hand in Hand mit dem Lese- und Schreibunterricht soll durch diese neuzeitlichen Einrichtungen auch eine großzügige politische Aufklärungsarbeit bis in die entlegensten Teile des Landes geleistet werden. Allein dieser Zweck wird — wenigstens damals — selten erreicht; die Empfangsanlagen befinden sich nämlich, wie wir uns selbst überzeugen konnten, in der Regel in nicht gebrauchsfähigem Zustand.

Im Laufe des Nachmittags besuchen wir mit einigen Medizinern aus Moskau und deren Frauen den Friedhof des überaus romantischen Dorfes. Da fällt zunächst ein Grabmal auf, das mit seinem spitzen, hohen Dach auf achteckigem Grundriß errichtet ist. Wie man uns sagt, ist dieses Totenmal von alanischer Herkunft. Die Alanen sind als Reste eines germanischen Volksstammes später von den kriegerischen Osseten verdrängt worden. Dicht neben diesem Grabmal stehen die Grabstätten der Osseten, zumeist rechteckige Katakomben, deren massige Mauern aus aufeinander geschichteten Steinen zusammengefügt sind. Wir machen etwas erstaunte Gesichter, als einer der Mediziner in einer solchen Gruft verschwindet und bald darauf ein lederiger, balsamierter Körper aus der Öffnung der unterirdischen Grabkammer vor unsere Füße fliegt.

In Werchny-Balkar werden wir Zeuge eines tatarischen Heiratshandels. Bare 1000 Rubel fordert der unerbittliche Vater der Braut als Kaufpreis. Der unglückliche Freier hat aber nur 500 Rubel in der Tasche und muß deshalb unverrichteter Dinge wieder heimkehren. Es ist eigentlich nicht zu verwundern, daß dort eine Frau so hoch im Preis steht.

Wenn die Frau auch bei fast allen Völkern des Kaukasus wenig geachtet ist, so gilt sie doch als Arbeitstier und muß alle schweren Arbeiten allein verrichten. Der Herr der Schöpfung verbringt seine Tage in der Hauptsache mit Nichtstun.

Überschreitung des Gjultschi-Massivs in der Sugan-Gruppe

Schon am nächsten Morgen ziehen wir bei Tagesanbruch zu unserer ersten Unternehmung aus. Es gilt dem Gjultschi-Massiv in der Sugan-Gruppe, das bisher noch unbesucht geblieben war, obwohl seine Gipfel die ersten sind, die dem aus Norden kommenden Wanderer wegen ihrer Formenschönheit und Höhe in die Augen fallen.

Die blumigen Auen des langgezogenen Rziwaschki-Tales laden uns hin und wieder zu sonniger Rast ein. Ohne Schwierigkeiten dringen wir bis zum Beginn des Rziwaschki-Gletschers vor. Noch trennt uns von ihm der wildschäumende Rziwaschki-Bach. Doch bald stapfen wir über die Moräne und beziehen am Rande zwischen Schutt und Eis unser erstes Hochbiwak auf 3100 Meter. Am nächsten Tage werden wir auf unserem ersten Kaukasus-Gipfel stehen und noch jenseits nach Süden ins Tal absteigen können!

Allein es kommt anders, wir haben mit alpinen und nicht mit kaukasischen Verhältnissen gerechnet. Unser Aufbruch ist auf 1 Uhr morgens festgesetzt. In der Nacht überrascht uns ein schlimmes Gewitter und hält uns im Lager fest. Wir müssen froh sein, daß wir wenigstens gegen 9 Uhr losziehen können. Doch äußerst ungünstige Firnverhältnisse gestalten unser Vorwärtskommen überaus schwierig. Solange der Schnee nur bis an die Waden reicht, legen wir noch etwa 120 bis 150 Meter Höhe in der Stunde zurück. Wenn wir aber zeitweise bis an die Hüften einsinken, wird unser Tempo fast schneckenhaft. Zudem ist das Gelände infolge der großen Steilheit und stark zerschründeten Brüche nicht ungefährlich. Vorsichtshalber gehen wir in großen Abständen zu dritt am 70-Meter-Seil. Um die Mittagszeit gehen unaufhörlich Eis- und Steinlawinen in den Gletscherkessel nieder, der rechts unter uns liegt. Wir sind daher froh, als später Nebel ihre Schatten auf die Lawinenbrüche legen. Wir stehen gerade in hartem Kampf mit gewaltigen Spalten und Klüften, die uns den Aufstieg zum Gipfel versperren wollen. Zu allem Überfluß überfällt uns mitten im Bruch ein Gewitter. Rasch ziehen wir deshalb die Zeltsäcke über unsere Köpfe. Zwei volle Stunden dauert das

Unwetter und wir führen einen heftigen Kleinkrieg gegen das eindringende Wasser.

Endlich ist das Wetter vorüber. Nun dringen wir über den oberen Teil des Gletschers vor. Drei Wege stehen uns von hier aus offen: links eine steile Gratrippe, die zum Ostgipfel des dreigipfeligen Massivs führt; in der Mitte eine Eiswand, die uns stark an die Nordwestwand des Großen Wiesbachhorns in der Glocknergruppe erinnert, bekanntlich eine der schwersten neuzeitlichen Eiswände; zur Rechten eine steile Eiskante, die auf den westlichen Gipfel leitet. Da unter den herrschenden Verhältnissen der letztere Anstieg der objektiv sicherste ist, beschließen wir ihn in Angriff zu nehmen. Doch für heute müssen wir wohl oder übel am Fuße der Eiskante auf 3900 Meter Höhe ein zweites Biwak beziehen. Wir haben also an einem Tag nicht mehr als 800 Meter Höhe hinter uns gebracht. Dieses Mißgeschick will uns gar nicht recht passen. Im Laufe der Zeit freilich gewöhnen wir uns an diese Verhältnisse und nennen sie einfach: „kaukasisch"!

Unser Biwakplatz liegt mitten in Schnee und Eis. Wir pickeln uns so gut es geht ein ebenes Plätzchen zurecht und spannen darüber den Zdarsky-Zeltsack. In Ruhe bereiten wir das einfache Nachtmahl und genießen von einsamer Hochwarte das so oft geschaute, doch immer wieder tief ergreifende Naturschauspiel des Sonnenunterganges.

Noch vor Tagesgrauen nehmen wir den steilen Firnhang vor uns in Angriff, der uns nun stundenlang in Atem hält. Bei zunehmender Neigung von 43 auf 53 Grad wird das Spuren von Schritt zu Schritt anstrengender. Wir müssen eine zweistündige Erholungspause einlegen, um neue Kräfte zu schöpfen. Während dieser Frühstücksrast haben wir eine großartige Aussicht auf die benachbarten Gipfel: Sugan, Adai-Choch und Kasbek. Dann aber geht es wieder ans Spuren. Bei der großen Steilheit der Firnkante und dem tiefen morschen Schnee stellt diese Arbeit große Anforderung an unsere Ausdauer. Endlich um ½11 Uhr stoßen wir als Erste unsere Pickel in die spitze Firnhaube des Rziwaschki-Tau, des nordwestlichen Gipfels des Gjultschistockes. Unsere Aneroide zeigen 4400 Meter.

Groß ist unsere Freude über den ersten glücklich bezwungenen Kaukasusgipfel. Leider müssen wir auf den Besuch des nahen und nur etwa 150 Meter höheren Gjultschi-Hauptgipfels verzichten. Das Wetter hat sich nämlich inzwischen derart verschlechtert, daß wir unbedingt an den Abbruch unserer Fahrt denken müssen. Dazu haben wir weder trockene

Sachen noch genügend Lebensmittel bei uns. Also rüsten wir uns schweren Herzens schleunigst zum Abstieg auf die andere Seite des Berges, um dabei den zerschründeten Kokursu-Gletscher erstmals zu begehen. Der überaus schlechte Schnee macht uns diesen Abstieg wahrlich nicht leicht. Die Gletscherzunge kann nur mit Hilfe eines Eishakens überlistet werden. Von dem folgenden Geröllschinder will ich lieber schweigen. Auf einem kleinen Wiesenvorsprung, hoch über der Schlucht des Kokursu-Baches, strecken wir uns zur wohlverdienten Nachtruhe aus.

Der frühe Morgen sieht uns bereits wieder auf den Beinen. Doch erst gegen 10 Uhr erreichen wir unser Ziel, die am Zusammenflusse des Dychsu und Achsu gelegene Karaulka, eine zu gemeinnützigen Zwecken der Einheimischen errichtete Herberge im oberen Tscherek-Tale (1694 Meter).

Die Erstüberschreitung des Gjultschi-Massives ist damit glücklich zu Ende geführt. — —

Hirten sollen unser umfangreiches Gepäck von dem etwa 5 Stunden talaus gelegenen Kunium, dem Ausgangspunkt unserer Fahrt, hierher bringen. Trotz aller Bemühungen können wir uns mit den Leuten nicht verständigen. Also müssen wir selbst hinauswandern und somit auf einen Rasttag verzichten. Schon haben wir uns mit unserem Schicksal abgefunden, da erscheint ein Retter in der Not: ein botanisierender Engländer, Beamter einer englischen Telegraphengesellschaft in Suchum am Schwarzen Meer. In englischer Sprache bringen wir ihm unsere Wünsche vor. Der Engländer übersetzt diese russisch seinem Dolmetscher und dieser wiederum ins Balkarische, der Muttersprache unserer Hirten. Zufällig kommt dann noch ein Eseltreiber aus Grusinien des Wegs. Dieser kann, nachdem unser Herbergsvater ihm unsere Wünsche ins Grusinische übersetzt hat, den Aufbewahrer unseres Gepäcks — Mohamed Mamajef in Werchny-Balkar — veranlassen, es hierher zu schicken. Am nächsten Mittag kommen tatsächlich all unsere Habseligkeiten auf zwei schwerbepackten Eseln wohlbehalten in der Karaulka an.

Rings um den Koschtan-Tau

Mit frischer Kraft wenden wir uns nunmehr unserem nächsten Ziele zu: dem Koschtan-Tau (5145 Meter). Der Berg ist bisher nur einmal bestiegen worden und zwar über den Südgrat von dem Engländer Woolley im Jahre 1889. Wir wollen diesem herrlichen Gipfel auf

dem gleichen Wege unsere Aufwartung machen. Im Hochtal des Tiutiun-Su beziehen wir das erste Lager. Dabei bietet uns eine offene unbewohnte Steinhütte, deren Dach aus Birkenholz, Reisig und Graspolstern besteht, willkommenen Unterschlupf.

Ein schwer zu überwindendes Bollwerk hat der Koschtan-Tau im außerordentlich zerschründeten und steilen Tiutiun-Gletscher errichtet. Der Einsatz aller Künste der Eistechnik läßt uns nach fünfstündiger harter Arbeit erst den Aufstieg auf den oberen wellenförmigen Teil des Gletschers erzwingen. Aber statt einer genußreichen Wanderung in das hinterste Gletscherbecken haben wir hier mit knietiefem Neuschnee zu kämpfen. Nur mühsam kommen wir vorwärts. Bei Einbruch der Dunkelheit erreichen wir den hintersten Gletscherwinkel und legen uns ziemlich ermüdet in das Zelt. Hier schlafen wir bis kurz nach Mitternacht wie Murmeltiere.

Leider bringt uns der nächste Tag nicht den Lohn unserer Mühe, den Gipfelsieg. Nach strammer Morgenarbeit haben wir zwar um 8 Uhr die Scharte im Südgrat erreicht, aber die Felsen des Grates sind von derart schlechter Beschaffenheit, daß statt der von Woolley als überaus reizvoll geschilderten Kletterei uns nur ein sehr langsames Vordringen möglich ist. Tiefer Neuschnee hemmt unser Aufwärtsstreben. Dann gegen 1 Uhr mittags kommen wir an eine Stelle, die uns zuerst unüberwindlich erscheint. Es ist eine mit Schnee und Eis überlagerte, etwa 20 Meter hohe Plattenverschneidung. Nur mit Hilfe von zwei Haken kann ich dieses Bollwerk in zweistündiger und nicht ungefährlicher Arbeit überwinden. Wir befinden uns nunmehr in 4700 Meter Höhe, 450 Meter unter dem Gipfel. Heftiger Wind jagt riesige Wolkenballen daher und bald sind alle Gipfel vom Nebel verhüllt. Da wird beschlossen ein Notbiwak zu beziehen. Anderntags soll die Tur vielleicht unter günstigeren Verhältnissen fortgesetzt werden. Doch nirgends bietet sich ein einigermaßen sicherer und geschützter Unterschlupf. Zu allem Übel haben wir weder unseren Zdarsky-Zeltsack, noch einen Kochapparat bei uns. Wir haben sie unten am Gletscher zurückgelassen. Zunächst schlafen wir ja ganz leidlich. Meine Freunde sitzen auf einem unsicheren Plätzchen und ich liege in einem engen, eiserfüllten waagrechten Spalt!

Hoch oben am windumbrausten Gipfelgrat träumen wir von unseren schönen weichen Betten zu Hause, von Wärme, Bequemlichkeit und lukullischen Genüssen. Da reißt uns plötzlich grollender Donner aus all den schönen Träumen. Im Nu befinden wir uns mitten im Hexenkessel eines heftigen Hochgewitters. Taghell erleuchten grelle Blitze das nächt-

liche Dunkel. Krachender Donner bricht sich in schauerlichem Getöse an den steilaufragenden Felswänden und Elms-Feuer tanzen gespenstisch auf den scharfen Zacken des Grates. Dazu peitscht uns der Sturm den Schnee ins Gesicht, der in dichten Schwaden herniederfällt. Aus Rinnen und Rissen der Felsen rieselt es herab. Meine Freunde können sich nur durch dauerndes Abräumen der sich ansammelnden Schneemassen auf ihren kleinen Felsvorsprüngen halten. Es ist eine der schauerlichsten Nächte, die wir je in den Bergen erlebt haben. Doch auch sie nimmt ein Ende. Gegen 3 Uhr mittags ist die Gewalt des Gewitters gebrochen. Jedoch Sturm und Kälte veranlassen uns die Fahrt abzubrechen. Der Rückzug bei völlig vereisten und tiefverschneiten Felsen ist schwierig genug. Ein gütiges Geschick leitet uns wohlbehalten ins Tscherektal hinab.

Harte Herren sind die Berge des Kaukasus, hart die Dienste, die sie fordern. Wir müssen nun unsere 70 Pfund schweren Rucksäcke ohne jede Trägerhilfe über die beiden größten Gletscher des Kaukasus, den Dychsu- und den Bezingi-Gletscher bringen. Am Abend steht unser Zelt am Fuße des mächtigen Schchara-Massivs und da sendet uns der Ailama noch einen königlichen Abschiedsgruß. Die herrliche Abendstimmung und später der Zauber einer prächtigen Mondnacht inmitten einer großartigen Bergwildnis lassen uns die Mühen des Tages rasch vergessen.

Am kommenden Morgen wird dann der Steilhang zur Paßhöhe angegangen. Mit letzter Willensanstrengung keuchen wir die steile Firnwand des 3877 Meter hohen Dychny-Ausch-Passes hinauf. Aber als wir von der Paßhöhe aus auf das „Allerheiligste" des Kaukasus, auf die Bezingi-Wand schauen dürfen, die sich in 12 Kilometer Länge mit eisgepanzerten Wänden und Gipfeln von unvergleichlicher Wildheit vor uns auftürmt, da wissen wir, daß dieser Anblick alle Mühen wert gewesen ist.

Der nun folgende Marsch über den Bezingi-Gletscher, den größten des Gebirgswalles überhaupt, läßt uns Bilder von niegeahnter Schönheit und großartigster Erhabenheit erschauen. Ein Gefühl des Glückes beseelt uns, daß wir dieses Paradies des Eis- und Felsenmannes beim herrlichsten Sonnenschein durchwandern dürfen. Doch kaum sind wir dem Knie des Gletschers nahe, da überfällt uns dichter Nebel und hält uns gefangen. Es ist unmöglich aus dem Spaltengewirr heraus zu kommen, und wir müssen auf dem Eise biwakieren. Erst am nächsten Morgen, am 22. Juli 1929, halten wir unseren Einzug in Misses-Kosch. Der Übergang hat uns also im ganzen über drei Tage gekostet.

Hier in Misses-Kosch finden wir unser Gepäck vor, das uns die russischen Bergsteiger bis hierher mitgenommen haben. Mit welchen Gefühlen wir uns über die vorhandenen Lebensmittel machen, bedarf wohl keiner Schilderung. Außerdem wird jetzt getrocknet, geordnet, photographiert und nebenbei auch gerastet.

Unser nächster Plan ist, einen Vorstoß in das auch heute noch nicht völlig erforschte, mächtige Kundium-Mischirgi-Becken zu unternehmen.

Von hier aus wollen wir einen Anstieg auf den höchsten bisher noch unerstiegenen Kaukasus-Gipfel, den Westlichen Mischirgi-Tau versuchen.

Allein es kommt wieder einmal anders. In dem unübersichtlichen Gletscherbecken haben wir uns gründlich im Zurechtfinden geirrt. Als wir schließlich am zweiten Tage den gesuchten Gipfel entdecken, müssen wir feststellen, daß der Westliche Mischirgi-Tau von dieser Seite wohl niemals seinen Bezwinger finden wird. Zu steil und abweisend ist seine fast 2000 Meter hohe Nordflanke. Was nun? Da wir bereits bis an das Massiv des Koschtan-Tau vorgedrungen sind, ist rasch ein neuer Entschluß gefaßt. Es gilt dem Nordgrat des Koschtan-Tau. Dieser fußt auf dem etwa 4350 Meter hohen Mischirgi-Paß. Hier setzt er mit einem mächtigen Felsturm an, dem ein zweiter kleinerer, sowie ein etwas größerer Schneedom folgen. Unsere Absicht ist den ersten größten Turm in etwa dreiviertel Höhe seiner Flanke zu queren, um gleich auf den zweiten Turm hinüber zu gelangen. Dies erweist sich jedoch als unmöglich. Beinahe wollen Bechtold und ich die Tur an dieser Stelle aufgeben. Doch Freund Raechl läßt es sich nicht nehmen, auf den Gipfel des Turmes selbst hinaufzuschauen, und wirklich ist sein Bemühen von Erfolg und damit der Schlüssel der Ersteigung gefunden.

Auch der Abstieg vom zweiten Felsturm auf den Schneedom gelingt. Hier beziehen wir um 7 Uhr abends auf steilem Firnhang ein Biwak, d. h. wir verbringen im Sitzen die Zeit bis Mitternacht und nützen dann den guten Harsch zum Weiterweg aus.

Um 1 Uhr nachts sind wir an der Stelle angelangt, wo der weitere Verlauf des Grates über einige Felsen hinwegführt. Dann geht es in wesentlich größerer Steilheit, in reinem Firn zu einem mächtigen Felsgendarm, nach dessen Überwindung der Weg zum Gipfel frei ist. Die Felsen, die wir bei Tagesanbruch um 3.50 Uhr erreichen, bieten keine Schwierigkeiten. Allein bald will ein 50 Meter hoher Felsturm in der Mitte des Grates uns den Weiterweg sperren. Ein äußerst heikler Quer-

gang, sowie eine plattige, vereiste Steilrinne, die ohne Sicherungsmöglichkeiten überwunden werden muß, sind sehr gefährlich.

Während Bechtold diese schwere Aufgabe in meisterhafter Weise löst, denken Raechl und ich unwillkürlich an das traurige Schicksal der Engländer Donkin und Fox, die 1888 samt ihren Führern drüben am Ostgrat des Berges verschollen sind.

Nach drei endlos langen Stunden haben wir gewonnenes Spiel. Der Grat hat seinen letzten Trumpf ausgespielt. Nach eineinhalbstündiger Gratwanderung stehen wir auf dem heißerkämpften Gipfel des Koschtan-Tau, den wir vor zehn Tagen von der anderen Seite her vergeblich angingen. Er ist unser erster Fünftausender, die zweite Ersteigung dieses Berges überhaupt, die erste Ersteigung von Norden her. Diese Fahrt zählt sicher zu den größten Aufgaben des zentralen Kaukasus.

Warm strahlt die Sonne bei diesem einzigartig schönen Wetter und beschert uns eine herrliche Gipfelrast. Das Glanzstück der Aussicht ist der felsdurchsetzte Gipfelbau der Schchara mit ihren gewaltigen Hängegletschern. Weit draußen im Nordwesten steht der hohe Andesitdom des Elbrus, ein Gipfel, der in das Gebirge gar nicht recht hineinpaßt; denn er ist durch seine überragende Höhe und durch seinen pyramidenförmigen, sanften Aufbau grundverschieden von den übrigen Berggestalten in der weiten Runde.

Auf dem gleichen Weg, wie wir gekommen, kehren wir wieder nach Misses-Kosch zurück, das wir am andern Tage um 9 Uhr nachts ziemlich ausgehungert erreichen.

Es ist bedauerlich, daß wir nicht länger in Misses-Kosch bleiben können, denn gar zu verlockend sind alle die Berge, welche aus dem Becken des Bezingi-Gletschers aufragen. Wir dürfen nun aber nicht mehr länger säumen, mit der russischen Expedition zusammen zu treffen, die über den Jannerpaß mittlerweile in die Swetgar-Gruppe vorgedrungen ist. Da unser nächstes Gepäcklager in Tschegem ist, müssen wir einen ziemlichen Umweg mit in Kauf nehmen.

So fordern wir denn von unserem Hirten Kasi ein Packpferd an, was er auch zusagt. Wir haben unsere Traglasten fertiggestellt. Da erklärt er auf einmal, er habe kein geeignetes Pferd mehr und keinen Tragsattel. Doch wir haben Erfahrung in diesen Dingen! Es ist ja nicht das erste und auch nicht das letzte Mal, daß wir eine solche Komödie erleben. Er befürchtet wohl, er müsse das Gepäck umsonst nach Schaki bringen! Als wir uns auf 6 Rubel einigen, ist alles in schönster Ordnung. Unange-

Märchenland Indien: Säulendurchgang in Delhi-Fort

Lichtbild: DAFE.

Im Anmarsch zum Nanga Parbat (1932):
Oben Hunzas beim Brotbacken;
unten die Pferdekarawane auf dem Wege Gurais—Peshwari

Lichtbilder: DAVE.

nehm ist bei diesen sich unendlich lang hinziehenden Verhandlungen der große Zeitverlust, der den Leuten ganz nebensächlich dünkt, uns aber sehr unangenehm ist.

Neue Fahrten in der Swetgar-Gruppe

Ohne einen Rasttag verlassen wir um die Mittagsstunden des 27. Juli 1929 Misses-Kosch, das alte Standquartier der Kaukasus-Pioniere. Je mit einem Turenrucksack und einem Packpferd ausgerüstet, pilgern wir durch das Urwan-Tal hinaus. Im Mischirgi-Bach muß ich es am eigenen Leibe verspüren, daß das Überschreiten wilder Gebirgswasser nicht immer ganz harmlos ist. Da Brücken und Stege fehlen, müssen die Flüsse durchwatet werden. Als ich unser Packpferd durch den wogenden Gletscherbach führen will, scheut das Roß und reißt mich mitten in das tiefe Wasser. Ich liege ausgestreckt im nassen Element, mich krampfhaft mit der Hand am Halfterband des Pferdes haltend, während die kühlen Fluten mich kräftig duschen.

Dem Laufe des Urwan folgend, der die Wasser des Bezingi-Gletschers talwärts leitet, gelangen wir nach achtstündigem Marsche nach Schaki-Bezingi. Es ist schon Nacht, als wir in das romantisch gelegene Bergdorf hinaufkommen. Terrassenförmig aufgebaut, schmiegt es sich über der tiefeingeschnittenen Talfurche an die begrünten Hänge. Eine Unmenge Leute folgt unserer kleinen Karawane hin zum Gemeindehaus. Dort wird unser Gepäck abgeladen und uns in der Kanzlei der Aufenthaltsplatz angewiesen. Es ist fast nicht möglich, uns die Einheimischen vom Leibe zu halten. Sie drängen sich heran, um möglichst alles recht genau anzuschauen und mit den Händen zu betasten. Als wir gar verschiedene Bilder vom Ispolkom im Bezingi und vom Pferdeführer der vorigjährigen Expedition auspacken. wird ihre Aufdringlichkeit unausstehlich. Solche Ursprünglichkeit wie hier ist uns auf der ganzen Reise nicht begegnet. Die einzige „Zivilisation" wird von den Moskauer Kommunisten durch Plakate vermittelt, welche die „Errungenschaften" des neuen Staates preisen. Auch ein Kommissar mit Gehilfen ist da, um nach dem Rechten zu sehen und den einheimischen Ispolkom zu vertreten. Doch die Eingeborenen, die irgend etwas ihr Eigen nennen, sind auf die Moskauer Regierung nicht gut zu sprechen. Sie sind außerdem sehr überrascht, als wir ihnen erzählen, daß der Kommunismus in anderen Ländern nicht eingeführt sei.

Die Bewohner sind sogenannte Bergtataren. Solch einer ist auch unser Anajewo Kasi aus Misses-Kosch. Er trägt wie die meisten Bergbewohner den kleidsamen Tscherkessen-Rock, der bis an die Waden reicht, ein Gewand von dunkelbrauner bis schwarzer Farbe. Auf der Brust sind beiderseits Stoffstreifen in Falten aufgenäht, in welchen die Gewehrpatronen untergebracht werden. Am reichverzierten Gürtel hängt in silberbeschlagener Scheide der Kinschal, der lange Dolch der Kaukasier. Die Kopfbedeckung besteht zumeist aus einer dicken Lammfellmütze, manchmal auch aus einem weißen oder braunen Filzhut, der in Balkarien breitkrempig getragen wird. Sehr einfach ist die Fußbekleidung: eine Lederhaut, die unter der Sohle mit Riemen verschnürt und mit Gras ausgepolstert wird. Mit großer Leidenschaft hängen die Kaukasier an ihren Waffen, die sie mit sichtlichem Stolze zur Schau tragen. Jedoch haben sie keine Schußwaffen mehr. Anders verhält es sich mit unserem Kasi, der als Wachtposten ein Gewehr besitzt, um etwaigen Raubgelüsten der Swaneten Einhalt zu gebieten, die — wenigstens früher — in die Täler der Bergtataren zum Viehstehlen einfielen.

Weniger hübsch als unser strammer Kasi ist ein alter Bergtatare aus Schaki, der sich aber ebenso gerne wie alle übrigen Bewohner des Kaukasus knipsen läßt. Der Stamm der Bergtataren ist mohamedanischen Glaubens.

Als wir am nächsten Morgen vor das Gemeindehaus treten, grüßt in majestätischer Größe die Silberkuppel des Koschtan-Tau aus dem tiefen Blau des Himmels in die Einförmigkeit unseres Tales herab. In umständlicher Weise werden die Tragtiere gemietet. Endlich um die Mittagszeit steigen wir zu einem westlich gelegenen kleinen Passe an, der den Übergang ins Tschegem-Tal vermittelt. In Tschegem, das wir um 8 Uhr abends erreichen, kommen wir in den Besitz der dorthin gesandten Lebensmittel und Reserveausrüstung.

Folgenden Tags marschieren wir mit einem Pferdeführer und zwei Packpferden bis zum Garasu-Tal aufwärts. Bei einem Kosch wird der Weg für die Pferde ungangbar. Die Verhandlungen mit Trägern zerschlagen sich wegen ihrer unverschämten Forderungen. So müssen wir wieder einmal selbst die Lastträger machen. Aber bei einem Gewicht von neunzig Pfund je Mann sind wir froh, als am nächsten Tag zwei Hirten mit einem Esel daherkommen. Zu dem von uns als angemessen erachteten Preis befördern sie wenigstens einen Teil unseres Gepäckes über den Twiber-Paß zum Seri-Gletscher. Diese seltene Verdienstmöglichkeit wol-

len sich die Hirten nicht entgehen lassen. Staunenswert ist dabei die große Trittsicherheit, mit welcher sie auf ungenagelten Schuhen mit dem Esel über das steile Eis gehen.

Volle drei Tage sind seit unserem Aufbruch vom Garasubach verstrichen, bis wir in schwerer Arbeit die Gepäckbeförderung über den 3600 Meter hohen Twiber-Paß zum Seri-Gletscher bewältigen konnten. Dort treffen wir bei strömendem Regen mit der befreundeten russischen Expedition zusammen, die sich am Gletscher schon seit längerem recht häuslich eingerichtet hat.

*

Nach einem wohlverdienten Rasttag steht die Skala Bodorku auf dem Programm.

Um 4 Uhr morgens verlassen wir bei halbbedecktem Himmel unser Lager. Zunächst wird der gleiche Weg eingeschlagen, den wir im Abstieg vom Twiber-Paß genommen haben. Wir streben der westlichen der beiden Schneeschluchten zu, die vom Massiv der Skala Bodorku herabziehen. Auf dem Litschat-Gletscher begegnen wir einigen Eingeborenen, die mit einer Kuhherde über den Twiberpaß gezogen kommen. Ein eigenartiges Bild, aber bezeichnend für die Harmlosigkeit dieses Überganges, der so häufig vom Tschegem-Tale nach Swanetien benützt wird.

Auf dem Lawinenkegel angelangt, wenden wir uns über ihn hinweg in die große Schlucht hinein. Im großen und ganzen sind die Verhältnisse günstig. So stehen wir bereits nach eineinhalb Stunden auf der Scharte des Grates, trotzdem höher oben knietiefer, nasser Schnee neben etwas Eis auftrat. Es ist eine unvergeßliche Rast, die wir dort halten. Die ganze Adürsu-Gruppe mit ihren formenschönen Felsgestalten liegt vor unseren Augen, ein Bild, das einen herrlichen Einblick in einen ganz neuen Teil der Zentralkette vermittelt.

Um die Mittagsstunde spuren wir in tiefem Schnee den Steilhang zum Vorgipfel hinauf. Nebelschleier umspielen den Grat. Täuschend lassen sie den Hauptgipfel in weiter Entfernung erscheinen. Deshalb stapfen wir mit gemischten Gefühlen über den Wächtenkamm empor. Da zerteilt sich plötzlich der graue Vorhang. Zu unserer größten Überraschung stehen wir schon nach wenigen Schritten auf dem Gipfel der Skala Bodorku, 4182 Meter (13.40 Uhr). Damit ist uns ihre erste vollständige Ersteigung geglückt.

Vergebens warten wir, daß sich das leichte Gewölk verziehen würde. Aber mehr als einige Nebeldurchblicke, allerdings in ihrer Wildheit von seltener Pracht, werden uns nicht geschenkt. Wir verbringen im Zeltsack unsere Gipfelstunde, steigen dann wieder ab und erreichen um ½4 Uhr die Scharte oberhalb der Schlucht. Herrlich zeigt sich die Laila-Kette im Süden, vom zarten Dunst eines schönen Sonnentages durchtränkt. Es ist so recht ein Bild für den beschaulichen Bergwanderer, der nicht nur sinnliche, sondern vor allem seelische Eindrücke in sich aufnimmt, welche uns die schönen, reinen Höhen reichlich schenken.

Kaum sind wir in die große Schlucht eingestiegen, da erschreckt uns ein Zischen von oben. Eine Lawine stürmt in ungeheurer Eile herab. Zum Glück sind wir nicht in der Lawinengasse selbst, sondern in der Nähe der Felsen, wo wir in Sicherheit solange warten können, bis sich der Berg beruhigt hat. Der weitere Abstieg geht dann ohne Zwischenfall vor sich.

Noch am selben Abend kriechen wir auf dem Twiber-Paß ins Zsdarsky-Zelt, um am nächsten Morgen den noch unerstiegenen Kulak-Tau anzugehen.

*

Am 4. August brechen wir um 3.45 Uhr auf. Schwere dunkle Wolken hängen tief am Firmament. Das ist so recht die Stimmung für die ernste Arbeit, die uns an diesem schneidigen, dreigipfligen Berg erwarten soll. Semenowsky, der seine Begleitung zugesagt hat, ist nicht gekommen, sodaß wir allein die Lösung einer der vornehmsten Aufgaben im Bereiche der Swetgar-Gruppe versuchen wollen.

Zunächst stapfen wir in südwestlicher Richtung die Schneehänge zu einem Felskopf hinauf, der den Twiber-Paß in dieser Richtung begrenzt. Wir erreichen, unter dem höchsten Punkt querend, eine Einsattelung. Hier müssen wir leider die Wahrnehmung machen, daß uns ein langgezogenes, türmereiches Gratstück noch vom eigentlichen Steilaufschwung des Westgipfels trennt. Nach mühsamer Kletterei in schaurigem Gelände erreichen wir die auf der Merzbacher-Karte mit „Bich-Paß" bezeichnete Scharte. Endlich um 9 Uhr stehen wir droben und sehen, daß wir vielleicht zweckmäßiger über den Bruch des Kulak-Gletschers hierher gelangt wären.

Der folgende Grat führt vorerst nicht schlecht empor. Doch dann werden wir in die westliche Flanke gedrängt, wo stellenweise recht haltloser Fels peinliche Vorsicht erfordert. Allein mit Hilfe des Seiles, das wir hier anlegen, kommen wir ganz gut zum Punkt 3760 Meter. Hier weist der steile Schneegrat links neben den Felsen einen verlockenden Weg zum Vorgipfel. Aber hartes Eis unter einer dünnen Schneeauflage drängt uns sofort wieder zurück in die Felsen, die wir so gerne verlassen würden. Der Versuch belehrt uns, daß das Gehen im schlechtesten Fels immer noch der mühsamen Stufenarbeit im Eis vorzuziehen ist. Wir atmen erleichtert auf, als wir endlich nach stundenlanger, gefährlicher Arbeit im ungemein brüchigen Fels auf einem kleinen, aber sicheren Platz landen. Von hier aus führt der Schneegrat ohne besondere Schwierigkeiten zum Westgipfel hinauf.

Eine köstliche Rast läßt uns alles Ungemach vergessen. Die großartige Schau, die sich uns in der Sonne eines herrlichen Nachmittags darbietet, ist einzigartig. Vor allem ist es immer wieder der Uschba, der mit seinem doppelgipfeligen Massiv unsere Blicke auf sich zieht. Fragend schauen wir hinüber, was er uns wohl bescheren wird.

Als wir uns dem Gipfel nähern, erhebt sich plötzlich vor uns ein Adlerpaar. Mit weit ausgebreiteten Schwingen, ohne auch nur einen Flügelschlag zu tun, schwebt es majestätisch hinaus über die gewaltige Tiefe, durch Nebelschwaden und über Höhen und Gletscher. Es ist ein wundersames Bild von Kraft und Sicherheit, dieses mühelose Dahinschweben der gewaltigen Vögel, ein Bild, das ganz in den Rahmen dieser unermeßlich großen Bergwelt paßt, ja nur hier so recht geschaut und empfunden werden kann.

Um 3.45 Uhr nachmittags, also gerade zwölf Stunden nach unserem Aufbruch vom Twiber-Paß, stehen wir endlich nach hartem Kampfe auf dem Westgipfel des Kulak-Tau, etwa 4000 Meter. Nebel umspielen den stolzen Gipfel. Zeitweise jedoch enthüllen sie uns Ausblicke von märchenhafter Pracht. Wie schimmert auf einmal der Tetnuld durch den grauen Wolkenvorhang herüber, wie bezaubert seine ebenmäßige Gestalt, sein Firn- und Eispanzer, der ihn bis zum Gipfel hinauf umschließt! Und dann die stolzen Gipfel der 12 Kilometer langen Bezingi-Eiswand, davor der mächtige Janner-Gletscher und zu unseren Füßen der Kitlod-Gletscher! Das sind ganz neue Eindrücke, die sich uns hier offenbaren, lehrreich und zugleich von großartiger Erhabenheit.

Da packt uns eine leise Unruhe. Emsig suchen wir nach einem Abstieg auf die entgegengesetzte Seite des Berges; denn wir wollen um keinen Preis mehr auf unserem Anstiegsweg zurückkehren. Tatsächlich finden wir

direkt südwestlich des Westgipfels eine Möglichkeit, zum Kitlod-Gletscher hinabzukommen. Wenigstens sind die Felsen und Schneerinnen, soweit wir sie einsehen, gangbar. Darüber beruhigt setzen wir um 16.45 Uhr unseren Marsch zum Mittelgipfel, 4020 Meter, fort, auf dem wir schon nach zwanzig Minuten anlangen. Leider hält uns der Nebel alsdann gefangen. Es ist uns heute nicht mehr möglich unsere Anstiegsrichtung auf den Kulak-Hauptgipfel zu studieren. Wir beschließen daher baldigst ein Biwak zu beziehen. Dazu wählen wir eine Schneemulde vor dem Mittelgipfel, wo wir uns in 3960 Meter Höhe um 18.20 Uhr in den Zeltsack zurückziehen.

Nach gutverbrachter Nacht brechen wir um 3.50 Uhr zum höchsten Kulakgipfel auf. Das Wetter ist herrlich. Mit Steigeisen steigen wir von der Scharte den steilen Hang gerade hinauf, bis ein heikles Eisband nach rechts an die Gratkante leitet. Bechtold schlägt Kerbe für Kerbe ins blauschillernde Eis. Dann balancieren wir vorsichtig die luftige Stufenreihe empor. Die letzte schwere Stelle des Aufstieges liegt damit hinter uns. Im Lichte der Morgensonne klettern wir über die letzten Granitzacken dem Gipfel entgegen. Das Aneroid zeigt 4062 Meter (6.10 Uhr). — Wir genießen in vollen Zügen die Gipfelstunde. Klar und ungetrübt recken die einsamen Berge des Kaukasus ihre hohen Häupter in das tiefe Himmelsblau. Wir errichten einen Steinmann und hinterlassen unsere Karten.

Südöstlich vom Gipfel steigen wir über einen kleinen Grat ab, um auf diese Weise zu einer Eiswand zu gelangen, die den Abstieg zum Kulak-Gletscher zu vermitteln verspricht. Vorerst geht es ganz gut durch Eisrinnen und über Felsen abwärts. Einmal gleite ich auf steilem Eishang aus und sause acht Meter in die Tiefe. Doch gewandt hält Freund Raechl meinen Sturz auf, sodaß ich mit dem bloßen Schrecken davonkomme. Endlich haben wir den flachen Kamm gewonnen. Von ihm aus weist zunächst der Weiterweg über eine mehrere hundert Meter hohe, 50 bis 55 Grad steile Firnwand hinab. Eine abenteuerliche Fahrt beginnt. Bechtold geht voraus und wählt den Rücken zwischen zwei Lawinengassen, auf dem wir gut hinabkommen. Weiter unten können wir sogar unter Sicherung mit Eisen abfahren. Es geht ziemlich steil und ständig von Lawinen bedroht hinab; kleinere sausen auch ab und zu neben uns herab. Sehr schwierig und gefährlich gestaltet sich der Weiterweg durch den Bruch, der steil zum Kulak-Gletscher abfällt. Wir schicken uns an, durch eine große Lawinengasse abzusteigen. Aber unser dauernd hungriger Freund Fritz mahnt energisch zu einer Essensrast. Das ist unser Glück! Denn bald darauf hören wir über uns ein Getöse und im nächsten Augenblick saust eine mächtige Lawine durch die Gasse. Sie hätte uns erbarmungslos in die Tiefe gerissen. Dadurch gewitzigt, steigen wir neben der Lawinengasse nieder, in welcher später noch viele Lawinen abgehen. Der Weg ist oft sehr heikel und erfordert sogar einige Eishaken.

Wir sind froh, als wir endlich den Lawinenkegel am Fuße der Eiswand erreichen. Fluchtartig stürmen wir hinab, um so rasch als möglich aus dem Bereich der verderbenbringenden Wand zu kommen. Das Spiel ist gewonnen. Wohlbehalten treffen wir um 18.30 Uhr über den Twiber-Paß wieder im Serilager ein, von unseren russischen Genossen freudig begrüßt.

*

Als wir am nächsten Morgen (6. August 1929) erwachen, strahlen im Licht gebadet die Berge um unser Zeltlager am Serigletscher, 2650 Meter, auf das nachts ein heftiger Regen getrommelt hatte. Die wärmende und trocknende Sonne findet uns bei Aufräumungsarbeiten und beim Packen; wir wollen nämlich über einen bisher noch unbetretenen Gletscher und Paß zum Lekfyrgletscher und von dort den Sarikol-Basch ersteigen.

Mühsam kämpfen wir uns durch den unteren Teil des Bruches; denn unser Gepäck ist vielleicht das schwerste auf unserer Reise, obwohl uns die Russen freundschaftlich einen Teil desselben abnehmen. Während der Nacht trommelt wieder ein heftiger Regen auf unser Zelt. Als wir aber um 5 Uhr morgens neuerdings die schweren Transportsäcke schultern, erstrahlt ein tiefblauer Himmel über uns, wie wir ihn seit dem Koschtan-Tau nicht mehr gesehen haben.

Auf unserem weiteren Anstiege über den welligen Gletscher haben wir einen besonders herrlichen Rückblick auf den Tetnuld, der im Süden seine lichtumflossenen Silberflanken zur Höhe reckt. Zur Linken starrt der Zackengrat des Tot-Tau auf uns herab. Langsamen Schrittes ziehen wir in steilen Kehren bergan. Um 6.45 Uhr werfen wir dann auf dem flachen Sattel des Baschil-Passes, 3450 Meter, unsere drückenden Lasten von den Schultern. Vor uns öffnet sich das weite, weiße Becken des Lekfyrgletschers mit seinen gewaltigen Bergen. Im Westen überragt der stolze Doppelgipfel des Uschba die zackige Dalla-Kora-Kette.

Eineinhalb Stunden Rast sind wie im Fluge dahin gegangen. Wir rüsten uns für den Weitermarsch. Noch am gleichen Tage gelingt uns die 1. Ersteigung des Nawiriani-Tau, 4130 Meter, eines Firndomes der Swetgargruppe. Über den Gipfeln und Gletschern liegt der Goldglanz der Abendsonne ausgebreitet. Gegen 18 Uhr schlägt uns die Scheidestunde. Der Anstiegsweg bringt uns wohlbehalten hinab in die Scharte, wenn wir auch in knietiefem Schnee durch mehrere Spalteneinbrüche aufgehalten werden.

Nordwestlich vom Nawiriani-Tau erhebt sich noch ein höherer Berg, der von unten gesehen wie der Cimone della Pala aussieht, der Sarikol-Basch, 4257 Meter. Als wir am nächsten Tag seinen Gipfel erreichen, da wird unsere Siegesfreude im ersten Augenblick stark getrübt. Wir glaubten nämlich die Ersten hier oben zu sein. Nach dem letzten Klimmzug aber werde ich einer kleinen Blechbüchse gewahr, in der sich die Karten von drei russischen Bergsteigern befinden. Sie hatten schon im Jahre 1915 den Gipfel zum ersten Male erstiegen. Meine Freunde, denen ich sofort Kunde davon gebe, vermuten zunächst einen schlechten Scherz von mir, bis sie sich selbst von dieser unerwarteten Tatsache überzeugen. So müssen wir eben mit der zweiten Ersteigung zufrieden sein. Die überaus reine Fernsicht läßt uns dafür eine Gipfelfreude zuteil werden wie selten zuvor.

Schon um 8 Uhr verlassen wir den Gipfel des Sarikol-Basch, denn wir wollen noch heute über den Lekfyrgletscher nach Swanetien absteigen. Die beiden folgenden Marschtage gehören zu den härtesten unserer Kaukasusfahrt. Kein Wunder also, daß wir es kaum erwarten können, bis wir endlich dies Land unserer Sehnsucht betreten dürfen.

Seltsam schön erscheint uns das liebliche Land mit dem saftigen Grün seiner Wiesen, dem hellen Gelb der reifenden Gerstenfelder, umgeben von der hehren Pracht ausgedehnter Wälder, über denen die schneebedeckten Gipfel der Lailakette erglänzen. Endlich sind wir in Mestia, der Hauptstadt Swanetiens angelangt. Die Ortschaft macht einen eigenartigen Eindruck. Jedes Haus hat einen riesigen Steinturm, in den sich in früheren Zeiten bei Gefahr die ganze Familie zurückzog. In vereinzelten Fällen geschieht dies auch heute noch. Diese quadratischen Türme haben sehr starke Mauern und sind etwa 20 Meter hoch und 4 bis 5 Meter breit. Schießscharten krönen diese bis zu 800 Jahre alten Wehrbauten, von denen wir in Mestia über 50 zählen.

Gott sei Dank haben wir zwei Regentage und somit zwei Rasttage, denn das Wetter war bisher aufreibend schön! So bleiben wir in diesem

Paradies und erquicken uns durch den ganz unerhörten Genuß von Milch, Butter und Eiern, von warmem, schmackhaftem Brot, in das köstlicher Rahmkäse gebacken ist.

Vom Baschil-Paß aus sahen wir zum erstenmal den Uschba, die schönste Offenbarung des Kaukasus. Seit diesem Anblick suchen wir in der weiten Gipfelrunde immer wieder seine herrliche, schlanke Doppelpyramide; und so sehr lockt der Berg, daß uns sogar das Schlaraffenland Swanetien nicht zu halten vermag.

Das Ringen um den Uschba

Nach Ablauf der zwei Rasttage, die unsere abgespannten Körper wieder auf die Höhe brachten, verlassen wir mit unseren Packpferden den Hauptort Swanetiens. Wir durchwandern manches halbzerfallene swanetische Dorf mit seinen altersgrauen Wehrtürmen, bis wir spät am Abend über Maseri, dem einstigen Sitz swanetischer Fürsten, Gul erreichen. Gul ist ein Bergdörfchen mit einigen wenigen romantischen Häusern, nestartig an die Berghalde geklebt. Inmitten üppiggrünender Wiesen und umsäumt von herrlichen Wäldern ist es ein Bild von lieblicher Schönheit. Pferde, Kühe und Schafe beleben die Hänge zu allen Seiten des Ortes und ein alter, zerfallener Streitturm zeugt auch hier noch von vergangenen kriegerischen Zeiten.

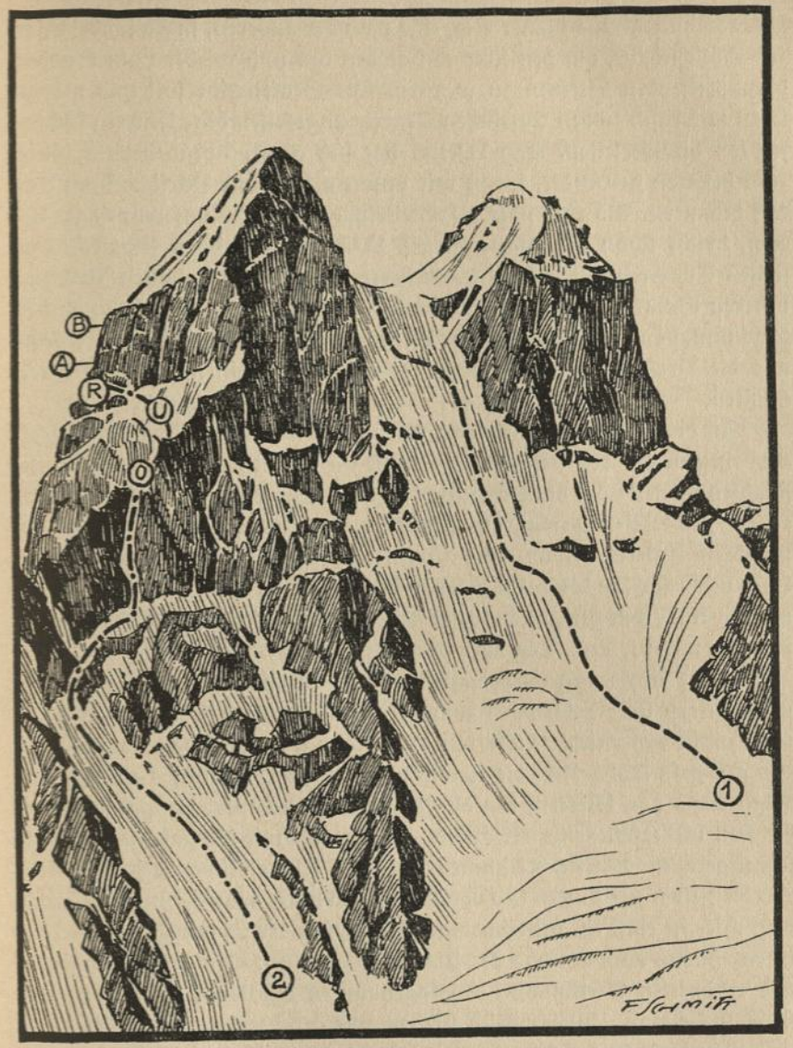
Am anderen Morgen verlassen wir Gul. In gemächlichem Tempo ziehen wir hinauf in das Hochtal des Gul-Gletschers, um uns dort für eine längere Belagerung des Uschba häuslich einzurichten. Zwischen dem Lagerplatz von Merzbacher in etwa 2460 Meter Höhe und dem 2800 Meter hoch gelegenen der Erstersteiger finden wir im Angesicht des Uschba eine schöne Grasmulde, wo wir unsere Zelte aufschlagen. Zarte Nebel umspielen den Berg, der von hier aus gesehen seine schlanke, kühne Gestalt gänzlich eingebüßt hat.

Als wir um 1 Uhr morgens aufstehen wollen, trommelt der Regen auf unsere sturmerprobten Zeltdecken. Wir dürfen uns also noch ein Weilchen der Ruhe hingeben und fühlen uns in den schaumgummigepolsterten Schlafsäcken recht wohl geborgen. Doch nach einigen Stunden hat sich das Wetter so weit gebessert, daß wir um 4 Uhr das Lager verlassen können. Zwei Russen, Herr Anosow und ein Filmoperateur, bleiben als

Wächter dort zurück. Gemächlichen Schrittes stapfen wir die Moränen hinauf, überschreiten den Gul-Gletscher und stehen um 6 Uhr am Einstieg zum „Großen Couloir", das noch in tiefem Schatten liegt. Die Verhältnisse sind anfangs günstig. Prächtig greifen die Eisen in den steilen, harten Firn. Es ist eine Lust, so bergan zu steigen. Ohne Stufenschlagen gewinnen wir die Felsen unter der engen, steilen Eisrinne, die den Weiterweg zur Scharte im Südgrat vermittelt.

Schon beim Beginn der folgenden Eisrinne, der natürlichen Fortsetzung des „Großen Couloirs", wird uns klar, daß es mit dem verhältnismäßig guten Aufsteigen zu Ende ist. Hier liegt hartes Eis mit lockerer Schneeauflage. Die Umgehung der Rinne in den Felsen zur Linken, die Heinz v. Ficker bei Vereisung empfiehlt, ist unter diesen Verhältnissen wenig verlockend. So muß eben die Scharte im Südgrat durch das Couloir selbst in stundenlanger Stufenarbeit erkämpft werden. Zum ersten Male wird das Seil angelegt. Bechtold und ich übernehmen zunächst den Vortritt, in der Mitte der Rinne lösen uns dann Raechl und Semenowsky ab. Bei der zunehmenden Steilheit der Rinne pfeifen die abgeschlagenen Eisschollen der oberen Partie derart eindringlich an unseren Köpfen vorbei, daß wir fluchtartig in den linken Begrenzungsfelsen Deckung suchen, bis die führende Seilschaft den Südgrat erreicht hat. Wir atmen erleichtert auf, als wir um 13.45 Uhr, eine Stunde nach der ersten Partie, die Scharte gewonnen haben (etwa 3950 Meter). Der erste Blick gilt dem Weiterweg. Steil führt das verdächtig blaugefärbte „Untere Schneefeld" empor zur plattengepanzerten Gipfelwand. Unter uns bricht in gewaltiger Steilheit der Fels zur Tiefe; eine neben einer Eisrinne abstreichende Steilrippe soll nach der Beschreibung den Zugang zum sogenannten „Unteren Schneefeld" vermitteln.

Um den Gipfel ziehen leichte Wolkenschleier. Dazu hat das Wetter unvermerkt ein wenig Vertrauen erweckendes Aussehen angenommen. Ein Wetterumschlag scheint sich vorzubereiten. Wir beschließen daher in der Nähe der Scharte zu biwakieren, obwohl es noch früh am Tage ist. Südlich der Scharte entdeckt Semenowsky unter einem überhängenden Felsen einen künstlich hergerichteten Platz. Wer mochte wohl hier vor uns sein Lager aufgeschlagen haben? In den beiden vorgefundenen Blechbüchsen finden wir leider keine Nachrichten. Während Raechl und Semenowsky den Biwakplatz vervollkommnen, steigen Bechtold und ich über die Steilrippe hinab, um den Quergang über das „Untere Schneefeld" für den kommenden Tag vorzubereiten. Bechtold treibt die schönsten



Uschba von Südosten

1 = Cockinweg auf den Nordostgipfel (1888); 2 = Schulzeweg auf den Südwestgipfel (1903); Merkl und Gefährten führten die zweite Begehung im Aufstieg aus.

O = Obere Scharte (3950 m), Biwakplatz 14./15. 8. 1929; U = Unteres Schneefeld; R = Rote Ecke; B = Biwakplatz 15./16. 8.; A = Biwakplatz 16./17. 8. im Abstieg.

„Badewannen" ins blanke Eis, eine nach der anderen, indes ich behutsam zur Höhe schaue, um den Freund vor den hin und wieder vom Südgrat herabpfeifenden Steinen zu warnen. Die Stufenreihe soll uns morgen leicht und rasch zu den westlichen Begrenzungsfelsen des „Unteren Schneefeldes" hinüberleiten. Das Wetter hat sich gegen Abend bereits wieder zum besseren gewendet, sodaß wir unsere allzugroße Vorsicht vom Mittag bedauern. Als wir über die Steilrippe hinauf zu unserem Lager klettern, bricht schon der Abend herein. Wie ein Adlerhorst klebt es in der steilen Turmwand, die in einer mehrere hundert Meter hohen Flucht zur unteren Scharte im Südgrat abbricht. Ein scheuer Blick steil hinab über diese unnahbare Wand läßt uns erkennen, daß dort die Versuche Cockins und die Versuche in den Jahren 1892 und 1903 ein jähes Ende finden mußten.

In diesem herrlichen Lager sollten wir die schönste Nacht am Uschba verbringen. Golden versinkt die Sonne im Westen. Die letzten Sonnenstrahlen spielen noch am Doppelgipfel des Elbrus, der unseren Standort um etwa 1700 Meter überragt, während von den in der Dämmerung schlummernden Tälern Swanetiens vereinzelt Lichter zu uns heraufblinken. Über uns ragt der wuchtige Felsbau des Uschba in den dunklen Nachthimmel hinein. Ihm gilt unser letzter Blick und voll Zuversicht schlafen wir, biwakgewohnt, dem Tag und der Tat entgegen.

Um 4 Uhr morgens verlassen wir bei herrlichem Wetter das Lager und klettern über Felsrippen zum „Unteren Schneefeld" hinab. Über die tags zuvor vorgerichtete Eisflanke gelangen wir mühelos zu den jenseitigen gut gestuften Felsen, die zunächst ein flottes Vordringen ermöglichen. Nach etwa 150 Metern, als die Felsen plattiger werden, queren wir in die steil niederschießende Eisflanke, welche wir mit Eishakensicherung in schnurgeradem Anstieg erklimmen. Gegen 7 Uhr erreichen wir die Stelle, wo die Felsen zur Linken sich verflachen und unter dem Schnee verschwinden. Hier ist einst der denkwürdige Biwakplatz der Partie Schulze—Rickmers—Ficker vom 20. und 21. Juli 1903 gewesen. Den von ihnen seinerzeit errichteten Steinmann, den sogenannten „Falken", finden wir aber nicht mehr vor. Unverzüglich streben wir der wegen ihrer Färbung so genannten „Roten Ecke" zu. Der Weg dorthin ist heikel. Sprödes Eis schimmert hier durch die dünne Schneeauflage und die Wandstellen in den Felsen sind zwei bis drei Zentimeter dick verglast. Stufe um Stufe muß geschlagen werden. In zäher Kleinarbeit kommen wir schließlich in langer, links ansteigender Querung auf das Geröllband, das ohne Schwierigkeit um die „Rote Ecke" leitet. Hier rasten wir im warmen Sonnenschein, um uns körperlich und seelisch auf die Überraschungen vorzubereiten, die uns hinter der Ecke erwarten.

Die luftige Warte an der „Roten Ecke" bietet einen prachtvollen Ausblick. Alles beherrschend reckt sich hoch über einem Meer von Gipfeln der silberschimmernde Riesenkegel des Elbrus in das Blau des Himmels. Um etwa tausend Meter erhebt sich sein erloschener Krater noch über dem Haupte unseres Uschba. Stumme Ehrfurcht und Bewunderung erfaßt uns vor solcher Größe. Aus unserer schwer zu stillenden Bergsehnsucht aber flammt in dieser Stunde der Wunsch auf als Krönung all unserer glückhaften Fahrten im Kaukasus noch die Ersteigung dieses gewaltigsten und höchsten seiner Berge zu versuchen.

Um 9.15 Uhr rüsten wir für den Weiterweg. „Da werd's schaun", schmunzelt Bechtold, als er einen Blick um die „Rote Ecke" wirft; und in der Tat — allerhand auf einmal! Ein steiles Firnfeld, das sich bald als Eishang entpuppt, zieht zum größten Bollwerk des Berges hinauf, zur sogenannten Gipfelwand. „Was die Grande Muraille für die Meije ist, das bedeutet diese Wandflucht für den Uschba-Südgipfel. Die Felsen sind der Vereisung allerdings häufiger ausgesetzt wie diejenigen an dem stolzen Dauphiné-Gipfel." Mit diesen Worten hat Oscar Schuster die Gipfelwand des Uschba treffend gekennzeichnet.

So ist es denn nicht verwunderlich, daß wir uns ziemlich kleinlaut im Zickzack über das steile Eisfeld hinaufhacken zu der Wand, in welcher Neuschnee und vereiste Sturzbäche hängen. Zwei volle Stunden hat der Pickel schwerste Arbeit, bis wir endlich die Felsen erreichen. Über den Weiterweg sind wir anfangs im Zweifel. Da entdeckt Bechtold in der Kaminreihe gebleichte Seilstücke, die uns den richtigen Weg zur Höhe weisen. Um 12 Uhr beginnen wir die Kletterarbeit. Wir alle wissen, nun naht die Entscheidung! Ein schmales, vereistes Band, das zu den Kaminen leitet, bildet den Auftakt. Bechtold, der vorausgeht, bemüht sich gerade an einer abdrängenden Stelle, einen tiefgelegenen Griff zu erreichen. Da gleitet plötzlich sein Photoapparat, seine geliebte Leica, aus der auf der Brust getragenen Ledertasche. Mit rasender Geschwindigkeit und tollen Sprüngen saust der Apparat über das steile Eisfeld und dann über die etwa 1500 Meter hohen Wände unter uns zum Uschba-Gletscher hinab. Die kostbare Leica, mit ihr sechszehn wertvolle Uschba-Aufnahmen sind dahin. Es ist ein schwacher Trost, daß wir noch zwei andere Apparate zur Verfügung haben.

Die Felsen sind stark vereist und mit Neuschnee bedeckt. Daher hält uns der Weiterweg dermaßen in Atem, daß wir diesen schmerzlichen Zwischenfall rasch vergessen. Bechtold nimmt eine plattige Verschneidung in Angriff, während ich ihn sorgfältig sichere. Mein Freund hat alle Mühe, Griffe und Tritte von dem aufliegenden Eise frei zu machen. Endlich steht er oben auf einem kleinen Absatz, am Beginn des Kamins. Langsam komme ich nach. Das war also die Stelle, von der Herr v. Ficker lakonisch schreibt: „Die erste Wandstufe ergab sich leicht." Nun ahnen wir, was bei dieser Vereisung von den folgenden Stellen, die unter gewöhnlichen Verhältnissen schon als sehr schwierig gelten, zu erwarten ist. Während ich mit der nachfolgenden Partie Seilverbindung herstelle, schiebt sich Bechtold langsam im Kamin aufwärts. Mit eiserner Zähigkeit und äußerster Vorsicht arbeitet er die spärlichen Griffe unter der Eisauflage heraus, während wie eine lockende Versuchung vor seiner Nase das morsche Seil unserer Vorgänger baumelt, das beim Abseilen hängen geblieben war. Auch das nächste nahezu senkrechte Kaminstück steht unter den gleich ungünstigen Verhältnissen. Da eine Ablösung nicht möglich ist, muß Bechtold auch dieses Stück noch meistern. Erst unter dem großen Überhang, der den Kamin von seiner Fortsetzung trennt, erreicht der Freund endlich auf einem abschüssigen, neuschneebedeckten Plattenwulst notdürftigen Stand.

So rasch als möglich klettere ich nach, um den abgekämpften Gefährten in der Führung abzulösen. Allerdings sind wir uns über den Weiterweg zunächst nicht ganz im klaren. Der Überhang wurde von den Ersterersteigern links umgangen, was mir jedoch gar nicht zusagen will. Schließlich löse ich die strittige Frage einfach dadurch, daß ich den Überhang mit Kletterschuhen direkt bezwinge. Ich atme erleichtert auf, als ich ihn unter mir habe und eine seichte Rinne in leichter Kletterei zur Höhe führt. Am Ende der Rinne lasse ich bei einem alten verrosteten Haken meine Freunde nachkommen. Merkwürdigerweise sind die geschweißten Ringe alle aufgeplatzt, sodaß sie nur mit gewisser Vorsicht benützt werden können.

Eine kurze Rampe und eine tiefeingeschnittene Rinne bringen uns dann zu einem Stand unter der berüchtigten acht bis zehn Meter hohen Verschneidung. Sie sieht so glatt aus, daß der bloße Gedanke da hinauf einen Weg zu suchen, schon sehr kühn zu nennen ist. Und doch hat Adolf Schulze, der glänzende Felsenmann, diese Verschneidung angegangen. In halber Höhe mußte er allerdings umkehren. Da über die Wand zur

Linken, über die er später den Aufstieg erzwang, das Wasser in Mengen floß, wollte Schulze den Durchstieg rechts der Verschneidung versuchen, wobei er dann zwölf Meter tief stürzte und bewußtlos am Seile hängen blieb. Wer je in der Gipfelwand des Uschba hing, der kann ermessen, welch unerhörte Leistung Herr v. Ficker und Rickmers vollbrachten, als sie den schwerverletzten Freund ohne weitere Gefährdung von Leib und Leben über diese Wand zu Tal brachten.

Wir stehen also nunmehr bei der denkwürdigen Unfallstelle vom Jahre 1903. Acht Meter ober uns lockt, schon zum Greifen nahe, das untere Ende der Eisrinne, die in eine Wandeinbuchtung eingebettet ist und das Ende aller Schwierigkeiten bedeutet. Noch glauben wir, an diesem Tage den Gipfel zu erreichen. Unverzüglich mache ich mich an die Überlistung der schauerlich abstürzenden Wand zur Linken. Nur ungern wandert der Blick aus der Geborgenheit des Standplatzes hinaus, um dort über den gewaltigen Abbrüchen zaghaft den Weiterweg zu suchen. Es ist ein Quergang, der durch seine Ausgesetztheit und Schwierigkeit den eindrucksvollsten Stellen in unseren großen Kalkwänden wohl wenig nachsteht. Über den Quergang stürzt Schmelzwasser in Menge, ein ausgiebiges Brausebad steht mir also bevor! Ich quere einige Meter in die glatte Wand hinaus, hänge Karabiner und Seil in den anscheinend noch guten Mauerhaken Schulzes ein und gewinne durch schräges Abseilen einen kleinen Vorsprung. Nun gilt es, bedrängt von der Wucht der brausenden Sturzbäche, die mich im Nu bis auf die Haut durchnässen, den Durchstieg über die teilweise überhängende Plattenflucht zu erzwingen. Mit dem Einsatz meiner ganzen Kräfte ringe ich Meter für Meter dem gefährlichen Fels ab. Langsam, nur langsam komme ich vorwärts. Ein Überhang wird überlistet, ein Haken fährt in eine Felsritze, nur noch wenige Meter trennen mich vom unteren Ende der Eisrinne.

Da ertönt plötzlich, etwa fünfzig Meter unter mir, ein energisches Halt. Raechl erinnert an die vorgerückte Stunde. Es ist 18.30 Uhr und somit höchste Zeit nach einem Biwakplatz Ausschau zu halten. Es ist sehr ungewiß, ob wir in der kurzen Zeit vor Einbruch der Dunkelheit höher oben einen geeigneten Unterschlupf finden. Jedenfalls kommen wir zu viert wohl nicht mehr bei Tageslicht über den Quergang. Ich muß zurück, will ich nicht in durchnäßten Kleidern am Mauerhaken stehend die Nacht verbringen und am Morgen als Eiszapfen in der Wand kleben. Ich befestige ein Seil und turne daran hinunter, wobei ich nochmals eine unfreiwillige kalte Dusche erhalte. Zum Schluß des Querganges muß

ich ins feste Seil greifen. Da bricht der Abseilhaken Schulzes unter der Belastung aus. Dank der vortrefflichen Seilbedienung Bechtolds kann ich gerade noch rechtzeitig die rettende Kante der Verschneidung fassen. Aufatmend schwinge ich mich hinüber zum Standplatz meines besorgten Freundes. In der Zwischenzeit ist es fast dunkel geworden.

Bechtold sitzt rittlings auf einem kleinen abstehenden Felszacken, durch Seil und Mauerhaken gegen Absturz gesichert. Er hat wohl den schlechtesten Platz für die Beiwacht. Mit Rücksicht auf meinen durchnäßten Zustand soll ich ein gutes Plätzchen drunten bei Raechl erhalten, der im Besitze des Zeltsackes ist. In der Dunkelheit klettere ich etwa zwanzig Meter zu ihm hinab und schlüpfe dann in den schützenden Sack. Da uns Zweien nur ein sehr kleines Sitzplätzchen auf einem schmalen, schneebedeckten Band zur Verfügung steht, müssen wir zu unserer Sicherheit noch einen Haken schlagen, bevor wir uns endgültig der Ruhe hingeben. Unser Plätzchen ist nicht gerade bequem. Wir haben nur den Vorteil, gegen Kälte geschützt zu sein. Semenowsky kauert etwa fünfzehn Meter tiefer unter dem großen Überhang. Dort befinden sich auch noch die Rucksäcke von Bechtold und mir. Wir empfinden es besonders unangenehm, daß nicht jeder in den Besitz seines Rucksackes kommen kann, vor allem Bechtold, den der Hunger am meisten quält. Wir können ihm nur etwas Zwieback und Dörrobst überlassen, was er in einem Säckchen mit dem Seil zu sich hinaufzieht.

Völlig rein ist der Nachthimmel geworden. Über die bizarren Eisflanken des Donguſſorum und des Elbrus flutet der Silberschein des Mondlichtes.

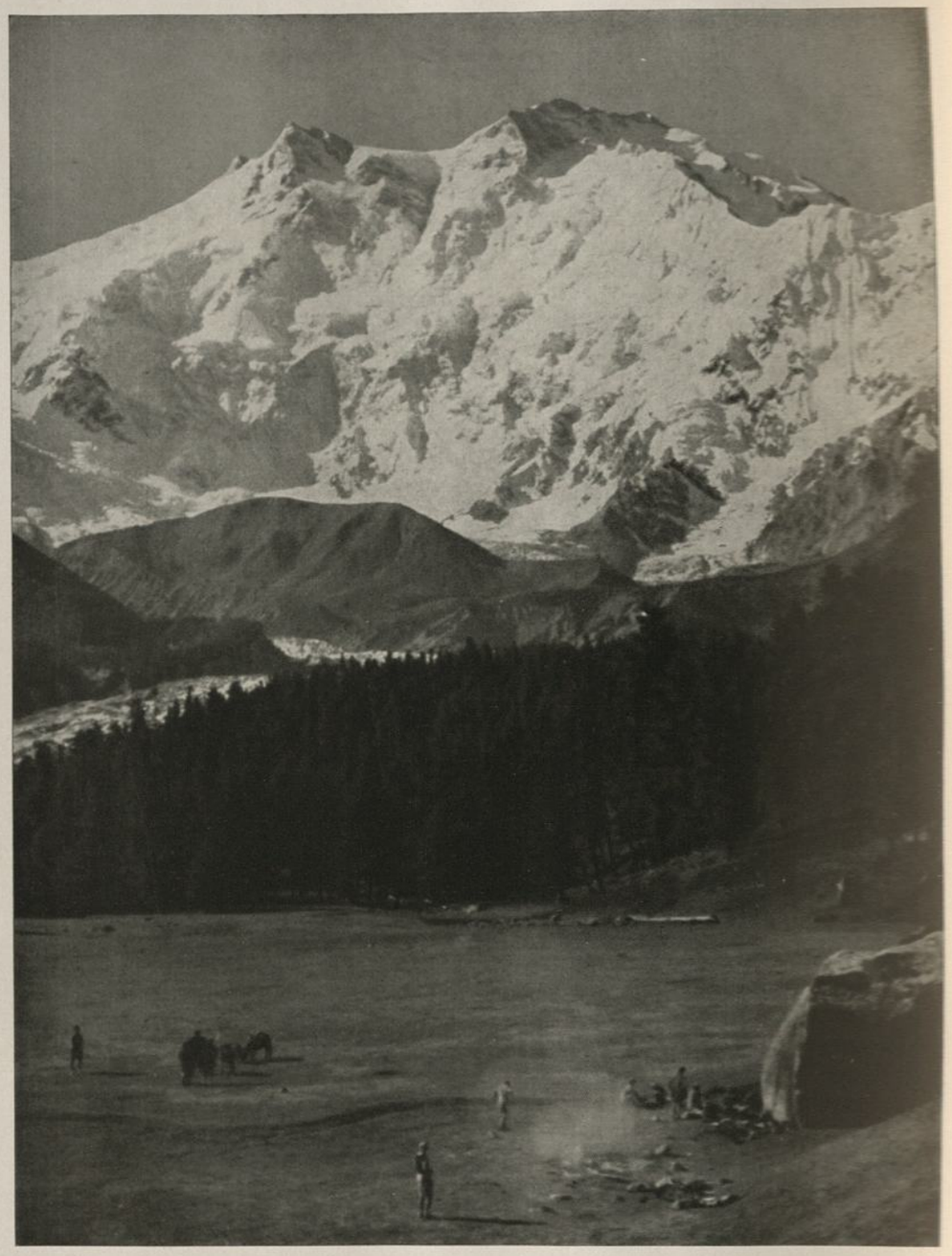
Um 1/25 Uhr, sobald es hell wird, reißt uns die Kälte aus dem Schlummer. Das harte Tagewerk beginnt von Neuem. Das Wetter ist prächtig, der Elbrus wolkenfrei, das beste Zeichen, daß es mindestens bis Mittag gut bleiben wird. Bei Sonnenaufgang bemerken wir im Westen einen seltsamen dunklen Kegel. Das ist das merkwürdige Schauspiel des Elbrusschattens, des kegelförmigen Schattens, den der höchste Kaukasusgipfel auf eine Dunstschicht über dem Ingur-Tale hinwirft.

Ein anderer dunkler Schatten aber liegt über unserem Quergang. Die Schmelzwasser von gestern haben sich in Eis verwandelt. Dessen Panzer begräbt die spärlichen Griffe und Tritte oft mehr als zwei bis drei Zentimeter dick. Die Tatsache, daß das Wasser um den Nullpunkt gefriert, ist ja nicht gerade neu. Nur haben wir dies gestern im Drange der Geschäfte nicht bedacht, sonst wäre uns der Schrecken schon am Abend

Nanga Parbat 1932:
Eishöhle im Lager II, 5100 Meter hoch

Nanga Parbat 1932:
Merkl vor dem Einstieg in die „Mulde"

Lichtbilder: DAV.-Bechtold



Der herrliche Blick von der „Märchenwiese“ auf den Nanga Parbat

Lichtbild: DHE.-Merkl

in alle Glieder gefahren. Das Dreißig-Meter-Seil, das ich gestern am höchsterreichten Punkte befestigt habe, ist auf längere Stücke völlig eingefroren. Wir können es zunächst unmöglich losreißen. Erst später gelingt es den treuen Hanf mit dem Hammer meterweise aus seiner kalten Umklammerung zu befreien. Es ist also mehr als zweifelhaft, ob uns die so sehr erwünschte Hilfe durch das feste Seil zuteil wird. Wir sind vor eine harte Entscheidung gestellt: entweder das Letzte wagen, oder umkehren. Da wir aber den Uschba um keinen Preis der Welt aufgeben wollen, gibt es nur ein „Empor!“

Zum dritten Male beginne ich den abenteuerlichen Gang. Mit äußerster Vorsicht schiebe ich mich in Kletterschuhen in die eisgepanzerte Wand hinaus. Der Kletterhammer wird jetzt zur unschätzbaren Waffe. Kerbe um Kerbe hämmere ich damit in die Eisauflage, lege Griffe und Tritte frei, dabei peinlich mein Gleichgewicht hütend. Auf halbem Wege lasse ich Bechtold nachkommen. Dringend benötige ich seine Unterstützung an einem stark vereisten Überhang. Freilich stehen wir nunmehr zu zweit draußen in den verglasten Felsen der Plattenflucht. Bechtold ist noch dazu in Bergschuhen. Raechl, der inzwischen zum Biwakplatz Bechtolds emporkletterte, übernimmt nun dessen Sicherung. Am Überhang hat der Hammer nochmals schwere Arbeit zu leisten. Die Eisscherben prasseln unbarmherzig auf meinen Freund hernieder. Aber ich bin nicht minder froh wie er, als ich glücklich das letzte Bollwerk bezwungen und den Beginn der Eisrinne erreicht habe. Unverzüglich folgt mein Freund auf dem tollkühnen Weg. Wir stehen alsbald am oberen Ende der Verschneidung und schütteln uns wortlos die Hände. Wir haben das Gefühl, das Schwerste der ganzen Fahrt hinter uns zu haben. Zehn volle Stunden rangen wir wahrhaftig in dieser schweren Wandzone unter denkbar ungünstigen Verhältnissen und geschlagene neunzehn Stunden, das Biwak mit eingerechnet, hielt uns diese nur acht Meter hohe Verschneidung in Bann.

Um nun Zeit zu sparen, lasse ich Raechl und Semenowsky schnurgerade durch die Verschneidung nachkommen, was infolge der Glätte der Felsen jedoch erst nach dem Anlegen der Kletterschuhe gelingt. Inzwischen geht Bechtold mit löblichem Eifer der steilen Eisrinne zu Leibe. Es ist auch hier immer noch größte Vorsicht geboten. Erst nach zwei Seillängen können wir die Rinne nach links verlassen. Nach zwei weiteren Seillängen erreichen wir über sonnenbeschienene Felsen ein kleines Schartel, dort, wo sich der Südwestkantenaufschwung im Gipfelfirn verliert. Die

Uhr zeigt schon wieder die Mittagsstunde. Doch der Weg zum Gipfel liegt frei vor uns.

Nach kurzer Rast stapfen wir mit müden schweren Schritten den Schneehang hinauf. Die aufsteigenden Nachmittagsnebel umspielen zeitweise den Gipfel. Bald folgen wir dem verwächteten, scharfen Firngrat und stehen endlich um 14.25 Uhr, 59 Stunden nach Aufbruch von unserem Lager am Gul-Gletscher, auf dem Südgipfel des Uschba.

Im Nebel lassen wir uns auf der schmalen Schneide des Gipfels nieder und freuen uns, daß uns die Ersteigung des Berges trotz der überaus schlechten Verhältnisse gelungen ist. Was tut es, daß uns die Gipfelschau von Swanetiens stolzestem Wahrzeichen verwehrt ist? Nur einmal reißt der dichte Wolkenvorhang entzwei. Jutiefst liegt drunten im Sonnenglanz Swanetien mit seinen smaragdenen Wiesen und prächtigen Wäldern und darüber stehen die gleißenden Firnhäupter der Laila-Kette. Rückwärts gerichtet fällt der Blick über den langen Verbindungsgrat hinüber zum Nordgipfel, der stark mit Neuschnee bedeckt ist. Wir bereuen es nun nicht mehr, unseren ursprünglichen Plan, die Überschreitung beider Uschba-Gipfel, aufgegeben zu haben. Bei diesen schlimmen Verhältnissen hätte sich eine solch lange Fahrt schwerlich durchführen lassen.

Da sich in unserer Gesellschaft auch Herr Semenowsky aus Moskau befindet, erhält der Berg zum ersten Male den Besuch eines Russen. Seit der 1. Ersteigung sind nur Deutsche oben gewesen. Semenowsky legt unsere in Papier sorgfältig eingewickelten Karten kunstgerecht zwischen zwei flache Steine, die verschnürt in einem kleinen Steinmann untergebracht werden.

Mit dem Gedanken, wer wohl unsere Nachfolger sein werden, verlassen wir den stolzesten Gipfel Kaukasiens. In unseren Spuren kommen wir geschwind abwärts und über den Schneehang können wir sogar zum oberen Ende der Eisrinne abfahren. Ab und zu lugt die Sonne verstohlen durch die zarten Nebelschleier und in ihrer wohligen Wärme machen wir uns voll Zuversicht an den Abstieg durch die Eisrinne. Der Schnelligkeit halber beginnen wir schon in der Mitte des Couloirs mit dem Abseilen. Vortrefflich lassen sich als Abseilzacken aufrechtstehende, ins Eis eingefrorene Felsplatten verwenden. Später in der Gipfelwand legen wir Seilschlingen um kleine feste Zacken und an einigen Stellen finden wir sogar Mauerhaken vor. Wir arbeiten gleichzeitig mit zwei Seilen. Während die eine Partie sich noch mit dem Abziehen des ersten Seiles beschäftigt, bereitet die andere bereits den nächsten Abseilhalt vor und hängt das zweite

Seil ein. Auf diese Weise gelangen wir trotz der vor Nässe triefenden Seile verhältnismäßig rasch über die etwa 150 Meter hohe Wand zum „Oberen Schneefeld“ hinab.

Als Raechl, der Hintermann, die letzte Abseilstelle herabgeschwebt kommt, ist es schon wieder völlig dunkel. Trotzdem versuchen wir in der Dunkelheit über das harte Eis hinab zu hacken, was sich aber als zu gefährlich erweist. Deshalb beschließen wir am Rande zwischen Fels und Eis das dritte Biwak zu beziehen. Im flackernden Schein der Kerzenlaterne schlagen wir aus dem harten Eis eine etwa drei Meter lange und vierzig Zentimeter breite Bank. Hier können wir, mit den Rucksäcken als Unterlage, verhältnismäßig gut sitzen. Gegen die Kälte schützt uns alle der große Zdarskysack, in dem wir gemeinsam bequem Platz haben. Zur Sicherung gegen nächtlichen Absturz spannen wir zwischen zwei Eishaken ein festes Seilgeländer vor unserer Behausung und binden uns noch eigens mit dem Seilgürtel daran fest. Semenowsky und Raechl bereiten einen köstlichen Haferkakao, dessen Duft allein schon unsere Magennerven reizt. Leider bekommt jeder nur eineinhalb Tassen von diesem nahrhaften Getränk. Trotzdem Schmalhans Küchenmeister ist und trotz der gewaltigen Anstrengungen der letzten Tage kommt eine frohe Biwakstimmung auf. Manches Lied klingt in die Stille der Nacht hinaus. Schließlich sind unsere Berggesänge verklungen und die Unterhaltung ist verstummt. Plötzlich platzt Semenowsky nochmals mit dem Kaukasusgeschrei: „Oh, wir armen Biwakaren!“ so drollig armselig heraus, daß wir alle lachen müssen. Dann aber überfällt uns die Müdigkeit und abgebrochen sind endgültig Unterhaltung und Gesang. Trotz der kühlen Unterlagen schlafen wir in dieser Nacht alle herrlich.

Früh morgens gegen 5 Uhr verlassen wir unseren Biwakplatz, gerade als auf den umliegenden Berggipfeln das erste Sonnenlicht aufflammt. Anfangs geht der Abstieg schwer und langsam vonstatten. Bald aber pickeln wir uns mit größerer Schnelligkeit quer durch das harte Eis über das „Obere Schneefeld“ hinab. Über die „Rote Ecke“ erreichen wir um 1/2 10 Uhr den „Falken“. Wie schön ist es auf den Granitplatten in der warmen Sonnenluft ein Stündchen zu schlafen!

Mit frischer Kraft treten wir dann den steilen Abstieg über das „Untere Schneefeld“ an. Später benützen wir die westlichen Begrenzungsfelsen. Kurz unter der Scharte im Südgrat finden wir Schmelzwasser. Hier brummt unser Benzinkocher das letzte Mal am Uschba zur Bereitung eines stärkenden Mittagsmahles. Sein summender Ton ist uns

längst zum vertrautesten und liebsten Geräusch geworden. Mittlerweile hat sich das Wetter, welches in der Frühe noch recht gut aussah, sehr verschlechtert. Schon ziehen verdächtig bleigraue Wolkenballen um die Gipfelwand und über den Grat. Es ist höchste Zeit abzusteigen, wenn wir dem hereinbrechenden Unwetter noch entrinnen wollen. Um 13.50 Uhr steigen wir von der Scharte in die Eisrinne auf der Gul-Gletscher-Seite ab. Bald merken wir, daß wir uns mit der einen Stunde, die wir für die Eisarbeit ansetzten, sehr verrechnet haben. Noch einmal erleben wir unsere Überraschungen am Uschba. Zoll für Zoll muß der Pickel den Weg zur Tiefe bahnen. Vier Stunden vergehen in überaus harter Eisarbeit. Wir sind von den triefenden Seilen völlig durchnäßt und erreichen erst um 18 Uhr den Felsgürtel, der diese steile Eisrinne vom großen Einstiegscouloir trennt. Wiesehr ungünstige Verhältnisse die Schwierigkeiten einer Bergfahrt steigern können, müssen wir hier also nochmals verspüren. Die Partie Schulze war 1903 im weichen Firn in ungefähr zehn Minuten durch die Rinne abgefahren.

Langsam bricht die Dämmerung herein. Wir steuern über die Felsen dem großen Couloir zu. Drohende Gewitterwolken schieben sich über dem Tal von Betscho zusammen. Weiter, nur weiter! Endlich sind wir am Rande des großen Couloirs angelangt. Fieberhaft prüfen wir die Beschaffenheit des Firnes. Ein Jubelschrei: er ist gerade weich genug zur sausenden Abfahrt. Wie die Teufel jagen wir mit rückwärts eingesetztem Pickel hinab, springen und rodeln über offene Schründe.

Nun bricht aber das Gewitter über uns los. Blitze zucken und Donner rollen krachend an den Wänden entlang. Regen prasselt auf uns hernieder, wir aber rasen in dieser Hölle hinunter zum Gul-Gletscher, wo wir unter einem Granitblock einigermaßen Schutz vor dem Unwetter finden und das Seil ablegen.

Schon nach kurzer Zeit verzieht sich das Gewitter. Sorglos traben wir über den aperen Gletscher hinab und stolpern im Dunkel über die Moränenschneide, dem flackernden Scheine unseres Lagerfeuers zu. 33 Stunden sind vergangen, seit wir es verlassen haben.

Ein Juchzer ruft Herrn Anosow aus dem Zelt. Er hält in der Hand noch einen Topf „Haferflocken in Milch", die er sich gerade zum Abendessen zubereitet. Höflich zuvorkommend nehme ich ihm den Topf ab, damit er uns doch so richtig die Hände schütteln kann. Dann folgt ein Fragen, Erzählen und Beglückwünschen. Seine Haferflocken in Milch aber sieht der gute Anosow nicht wieder!

Der Kampf um den Uschba ist zu Ende. Ein paar Stunden später verstummt das gleichförmige Summen des Benzinkochers, der noch seine Schuldigkeit tun mußte. Dann fallen vier Glückliche in den tiefen Schlaf müder Bergsteiger.

Prächtiges Wetter beschert uns der folgende Tag. In der wohligen Sonnenwärme ruhen wir so herrlich auf dem grünen Wiesenteppich, daß wir uns fast nicht entschließen können, diese Behaglichkeit mit den Genüssen in Gul zu vertauschen.

Vor uns aber steht der Uschba, der Berg der Berge im Kaukasus, der Uschba, um den die Sagen Swanetiens kreisen und den sie den „Schrecklichen" nennen, der Uschba, der uns unwiderstehlich in seinen Bann gezogen hat. Seit 1903 hatte niemand mehr den Südwestgipfel betreten; alle immer wieder unternommenen Versuche scheiterten an den großen Schwierigkeiten dieses Berges. Uns ist die dritte Ersteigung gelungen, aber um welchen Preis! Wir hatten mit den denkbar ungünstigsten Verhältnissen zu kämpfen. Die Arbeit in den mit Neuschnee bedeckten, völlig vereisten Felsen stellte uns mehr als einmal vor die harte Entscheidung: entweder das Letzte zu wagen oder umzukehren. Wir haben in sechzig Stunden langem, erbittertem Ringen dem Uschba den Sieg abgetrotzt. Dafür hat der Besiegte sein Haupt mit Nebelschwaden umhüllt und uns von seinem Gipfel aus keinen Blick gegönnt. Die Freude aber hat er uns mit seinem Groll nicht schmälern können.

Schlußfahrt (Elbrus)

Vereinbarungsgemäß kommt unser Herbergsvater mit seinem Pferd herauf, um uns beim Abwärtsbringen des Gepäcks zu helfen. Am frühen Nachmittag erreichen wir Gul, wo wir mit einem wahren Siegesmahl empfangen werden.

Am Abend des 20. August brechen wir von Gul über den Betscho-Paß auf und erreichen nach zweitägigem Marsch die Turisten-Basa in Tegenekli. Noch harrt unser die letzte Aufgabe: die Besteigung des höchsten Gipfels im Kaukasus, des 5629 Meter hohen Elbrus. Vom Uschba aus hatten wir seinen silbernen Riesenkegel in den Himmel ragen sehen, alle Gipfel weithin beherrschend in ehrfurchtgebietender Majestät. Was damals als Wunsch in uns aufflammte, wird jetzt Wirklichkeit: auch der Elbrus wird unser, gerade als der Sonnenball aus dem feinen Dunst

der Dämmerung sich erhebt und seine Strahlen über ein Meer von Gipfeln fluten. Jubelnde Freude steigt in uns auf, als wir hier auf Kaukasiens höchster Warte standen. In großartiger Schau blicken wir noch einmal über alle Berge, die uns im Kampf und Sieg vertraut geworden waren: der Rziwaschki-Tau in der Sugan-Gruppe, der Koschtan-Tau mit seinem mächtig sich auftürmenden Nordgrat, der stolze dreigipfelige Kulak-Tau mit vielen anderen bekannten Gipfeln in der Swetgargruppe und endlich der kühne Uschba, unsere härteste und eindruckvollste Eroberung. Sie alle sind Marksteine unseres langen, an Mühen und Erleben so überreichen Weges, auf dem uns in sieben Wochen die größte bisherige Durchquerung des zentralen Kaukasus geglückt ist.

Im Schneesturm in der Charmoz-Nordwand

Wir haben sie alle besucht, die großen Gruppen der Westalpen: das Dauphiné und die Bernina, die Montblanc-Gruppe, die Walliser Alpen und das Berner Oberland. Die Aufgaben in diesen Gebieten sind ja die größten, schönsten und schwersten, die für den deutschen Bergsteiger in erreichbarer Nähe sind. Keine Markierung, keine Beschreibung wie in den Ostalpen bezeichnet hier den Weg zum Gipfel. Selbst müssen wir die Aufstiegsmöglichkeiten erkunden, beim Angriff auf unsere Augen und auf gutes Glück vertrauen. Wir trugen unsere schweren Rucksäcke über die endlose Flucht der Wände, über die steilen Grate, oft in ausgesetzter Kletterei mit hinauf. Denn außer unserer Ausrüstung mit Pickel, Steigeisen, Mauerhaken, Zeltsack, mußten wir ja noch allen Proviant mit uns führen, da wir dort oben nicht immer Hütten fanden, die uns mit gutem Lager und warmem Essen versorgten. Nie aber haben wir so in und mit den Bergen gelebt wie auf diesen großen, mehrere Tage dauernden Fahrten. Wir drangen voll Staunen und Ehrfurcht in die majestätische Unberührtheit des Hochgebirges vor; wir lagen im Biwak, wenn die Nacht uns mit ihren tausend Sternen nahe war, wir lernten das Glück der Einsamkeit verstehen wie nie zuvor.

Mancher Viertausender hatte sich uns beugen müssen, mit vielen Schwierigkeiten waren wir bereits vertraut geworden, als wir uns an die Belagerung der Grands-Charmoz-Nordwand in der Montblanc-Gruppe wagten. Tausende haben sie von Montenvers auf dem Weg zum Montblanc gesehen, aber die abschreckende Kühnheit ihres Anblickes hatte ihr bis jetzt ihre Unberührtheit bewahrt. So fiel mir der Entschluß nicht schwer die Montblanc-Gruppe zum wiederholten Male aufzusuchen, als mich mein Freund Willo Welzenbach zu einer Fahrt einlud, die sich als Hauptziel die Ersteigung der Aiguille des Grands Charmoz über deren abweisende Nordwand gestellt hatte.

Blauer Himmel wölbt sich über unser schönes Bayernland, als wir eines Mittags im „DKW.-Rennwagen“ München in der Richtung nach dem Bodensee verlassen. Der „DKW.“, das kleine Wunder, erregt als rassiger Kleinrennwagen allerorts Aufsehen, besonders bei den Leuten der Tankstellen, die über die Winzigkeit des eingebauten Motors, der in der überaus langen Motorhaube kaum zu entdecken ist, allgemein in Staunen versetzt werden.

In herrlicher Fahrt sind wir in Kürze an der Nordspitze des Ammersees; Landsberg und Memmingen liegen bald hinter uns. Wir durcheilen die Wälder und Wiesen der reizvollen Gegend bei Leutkirch und fahren abends am lieblichen Ufer des Bodensees entlang. In Meersburg nehmen wir den Abendimbiß ein und setzen mit der Fähre nach Konstanz über. Nach Erledigung der Förmlichkeiten an der schweizerischen Grenze geht es weiter in sausender Fahrt über Zürich und Baden. Schließlich kriechen wir kurz nach Mitternacht in der Nähe von Aarau ins Zelt, um uns für einige Stunden der Ruhe hinzugeben.

Ein strahlender Sonntagsmorgen sieht uns in Bern, der schweizerischen Bundeshauptstadt. Nach kurzem Aufenthalt fahren wir dem malerisch gelegenen Städtchen Freiburg entgegen. Als wir einen langen, kurvenreichen Berg hinabfahren, klagt Freund Welzenbach über einen vermeintlichen Schaden an der Steuerung. Bei der Einfahrt in Freiburg zeigt eine Schar Backfische mit lautem Gekicher auf unseren kleinen Zweisitzer. Wir kümmern uns nicht darum und fahren stolz weiter. Notgedrungen halten wir doch einmal an, um nach der Ursache der immer schwerer gehenden Steuerung zu forschen. Was die kleinen Mädchen längst gesehen, bemerken wir zwei Techniker erst jetzt: am rechten Vorderreifen ist die Luft ausgegangen. Der Schaden ist schnell behoben.

Auf Umwegen erreichen wir die schnurgerade Asphaltstraße nach Lausanne, auf der wir mit Schnellzugsgeschwindigkeit dahinrasen. In Lausanne müssen wir bei einem zweistündigen Aufenthalt das schadhafte Rad, dem einige Speichen fehlen, instandsetzen lassen.

Von den herrlichen Gestaden des Genfer Sees schweift der Blick hinüber zu den nahen Schweizer Bergen. Mit eiserner Ruhe sitzt Freund Willo Welzenbach am Steuer und nimmt im 70-Kilometer-Tempo mit schneidigen „Kristianias" Kurve um Kurve. Gleichmäßig fliegen die den Weg säumenden Pappeln an uns vorüber, rastlos schluckt der Wagen Kilometer um Kilometer. Aber nach sechsstündiger, anstrengender Fahrt überfällt uns die Müdigkeit. Kurz vor Genf fahre ich plötzlich aus einer Art Dämmerzustand auf: unser Wagen saust auf der falschen Seite nahe dem Straßenrand dahin. „Hallo, Willo, wohin fährst du denn?" schreie ich entsetzt dem Freund in die Ohren. „Herrgott, bald wär i am Steuer eing'schlafen", war die Antwort. Schließlich treffen wir wohlbehalten in Genf zu zweistündiger Mittagspause ein. Dort herrscht reges Leben und Treiben: man feiert das Nationalfest. Unter dem Jubel einer unübersehbaren Menschenmenge schlängelt sich ein Trachtenzug durch die Stadt.

Hinter der französischen Grenze geht es auf recht schlechten Wegen, doch in landschaftlich reizvoller Fahrt über Bonneville und Cluses nach Sallanches. Hier tanken wir zum letzten Male. Weiter in steiler, kurvenreicher Fahrt über La Fajet. Hier ist der Montblanc-Flieger stationiert. Wir erreichen nach insgesamt sechszehnstündiger reiner Fahrzeit endlich Chamonix. Chamonix im Arvetal wird nicht mit Unrecht „Klein-Paris" genannt. Das kleine Dorf Hochsavoyens hat sich zum Mittelpunkt der mondänen Welt und zu einem berühmten Reiseziel entwickelt. Uns Bergsteiger locken aber mächtig die stolz in den Himmel ragenden „Aiguilles".

Schon am nächsten Morgen — 29. Juni 1931 — bringt uns das schnaubende Bähnlein in einstündiger Fahrt nach dem gastlichen Berghotel Montenvers an der Mer de Glace. Hier erblicke ich die Nordflanke der Aiguille des Grands Charmoz zum ersten Male. Unglaublich steil reckt sich die 1000 Meter hohe Granitwand in den tiefblauen Himmel. Mit einem Gefühl leichten Grauens bleibt unser Auge an der riesigen, neuschneebedeckten Plattenflucht haften. Das also ist die Nordwand der Grands Charmoz, von der mir Freund Welzenbach erzählt hatte, daß die bekannten französischen Führerlosen P. Fallet und R. Tezenas du Montcel schon im Jahre 1926 einen Ersteigungsversuch unternommen haben. Er mußte jedoch infolge Wettersturzes und nach Verlust eines Pickels abgebrochen werden.

Um näheren Einblick in die Nordseite der Charmoz zu bekommen, beschließen wir, den Zugang zur Wand noch am gleichen Tag zu erkunden. Nach halbstündiger Wanderung auf dem zur Requin-Hütte führenden Weg steigen wir am Nachmittag über einen Schrofensockel solange empor, bis wir den Rand des Thendia-Gletschers erreichen und von hier aus die Wand in aller Ruhe betrachten können.

Jäh und unvermittelt wächst die untere Plattensohle aus dem Gletscher heraus. Wir sind uns bald darüber klar, daß sie zwar ernste jedoch nicht unüberwindliche Kletterarbeit erfordern wird. Dieser beinahe fünfhundert Meter hohe Wandgürtel ist mit glatten Granitplatten aufgebaut, aber durch Pfeiler etwas gegliedert. Darüber setzt in beträchtlicher Steilheit ein Eisfeld an, das bis knapp unter die Gipfelfelsen emporzieht. Auch dieses scheint gangbar zu sein. Dann kommt das große Fragezeichen der Wand: die Gipfelzone! Wohl führt vom oberen Ende des Eisfeldes eine unheimlich steile Eisrinne durch die plattigen Felsen zur Grathöhe hinauf, aber ihre Bezwingung scheint nur unter den günstigsten Bedingungen möglich zu sein. Wird es uns andernfalls gelingen den glatten

Felspfeiler zu überlisten, der links der Rinne aufstrebt? Oder werden wir vielleicht einen Durchstieg durch die Platten rechts der Rinne finden? Der nächste Tag muß die Lösung dieser Fragen bringen.

Um 2 Uhr nachts verlassen wir das in tiefer Ruhe liegende Hotel Montenvers, in dem wir als die einzigen Gäste glänzende Aufnahme gefunden haben. Wir steigen auf dem durch Drahtseile versicherten Pfade zur Mer de Glace hinab und streben dann auf dem tags zuvor erkundeten, mit Steindauben markierten Anstieg über den Schrofensockel empor. Der funkelnde Sternenhimmel spendet gerade soviel Helligkeit, daß wir uns ohne Laterne zurechtfinden können. Eine feierliche und doch beklemmende Ruhe liegt über der finsteren Pyramide der Aiguille du Dru und den übrigen Berggestalten ringsum. Allmählich nähern wir uns dem harmlosen Thendia-Gletscher. Wir legen die Steigeisen an und steigen über steiler werdende Firnhänge zur obersten Spitze des Lawinenkegels hinan, der dem Fuß der Wand vorgelagert ist. Inzwischen sind die Sterne erloschen und es fängt an zu tagen.

Der Einstieg in die glatten Platten gibt uns gleich eine Nuß zu knacken. Ein steiler Einriß leitet dann zu einer griffarmen Plattenkante empor, die mit äußerster Vorsicht überlistet werden muß. Erlösend winkt nach dieser schweren Seillänge hinter einem, an die Wand geklebten Schneewulst ein notdürftiger Standplatz. Steil geht es über diesem Schneebalkon aufwärts und nach kurzem Quergang durch einen glatten, acht Meter hohen Einriß zu einer Nische. In buntem Wechsel folgen Rinnen und Risse, Quergänge und Verschneidungen, Kanten und gestufter Fels. Unschwierig ist es nirgends. In einem kurzen Kaminstück müssen wir eine unfreiwillige eisige Dusche über uns ergehen lassen. In dicken Fäden trauft das Wasser herab und droht uns im Nu völlig zu durchnässen. Ein andermal sperrt eine glatte, fast senkrechte, nur von einem acht bis zehn Meter hohen Riß durchzogene Platte den Weiterweg. Risse gehören schon im allgemeinen nicht zu den größten Annehmlichkeiten im Leben des Bergsteigers. Dieser Riß hat die Besonderheit, so eng und glatt zu sein, daß allein die geballte Faust die fehlenden Griffe ersetzen kann. Die Füße können nur durch Verklemmen der Kletterschuhe Halt finden, um den stark herausdrängenden Körper in die Höhe zu schieben. Kaum ist diese schwere Stelle überwunden, da kommt mit Brummen und Sausen der erste Block über die Wand herab. Knapp ein paar Meter vor uns schlägt er auf, um in weitem Fluge schließlich auf dem Thendia-Gletscher zu landen.

Ob dieser Grüße wenig erbaut, streben wir mit möglichster Eile zur Höhe. Die liebe Sonne meint es zu allem Überfluß recht gut mit uns und sendet ihre brennenden Strahlen auf uns hernieder. Die Schmelzwasser rieseln immer stärker über die nun leichter gangbaren Felsen. Vereinzelt fallen Steine und unterbrechen kurz unser rascheres Vorwärtsdringen. Schon lockt ganz nahe das untere Ende der Eiswand. Da stellt sich uns unerwartet noch ein tückisches Hindernis in den Weg: ein plattiger Pfeiler, der unser Können auf eine harte Probe stellt. Zwei Versuche, den Strebepfeiler nach links oder rechts zu umgehen, scheitern an aalglatten Wandfluchten. Als letzter Ausweg bleibt also nur der gerade Aufstieg über die Kante. Er ist sehr schwierig und verlangt äußerste Vorsicht. Schließlich führt er aber doch zum Ziele. So wird es später Nachmittag, bis wir den 500 Meter hohen Granitgürtel bezwungen haben. Wir stehen erwartungsvoll am Fuße der steilen Eiswand.

Schwerer, nasser, von den sengenden Strahlen der Sonne aufgeweichter Firn liegt auf dem Eise. Er schließt auch bei peinlichster Achtsamkeit ein weiteres Ansteigen aus. Da hilft nichts anderes als zu warten, bis der Weiterweg über festgefrorenen Firn möglich ist. Der bietet dann keine Gefahr mehr. Wir beschließen deshalb hier das Biwak zu beziehen, um am anderen Morgen den Anstieg fortzusetzen.

Irgend ein schützender Unterschlupf ist in der nächsten Umgebung nicht zu erblicken. Wir müssen mit einem schmalen, abschüssigen Band vorlieb nehmen. Freund Welzenbach will sich eine Liegestätte herrichten, die seiner großen Körperlänge entspricht. Er legt sich dabei als fachkundiger „Baurat" so energisch ins Zeug, daß ihm beim Ausgraben eines schweren Blockes der Stiel meines alten, treuen Kletterhammers in Trümmer geht. Zum Schutz gegen nächtlichen Absturz binden wir uns an einigen Haken fest, da ein brauchbarer Felszacken nicht vorhanden ist. Ein paar Tassen heißen Tees, auf dem Meta-Kocher zubereitet, munden uns gar köstlich zu unserem bescheidenen Abendessen.

Hoch über uns ragt der Charmoz zackige Gipfelkrone in das Blau der Lüfte. In nächster Nähe schießt steil und mit gewaltigen Überhängen aus rotbraunem Granit die Aiguille de la République aus dem Nordostgrat unseres Berges heraus. Tief unten liegt der von unzähligen Spalten zerrissene Gletscherstrom: Mer de Glace. Dahinter, uns gegenüber, reckt sich der wuchtige Felsobelisk der Dru zu gewaltiger Höhe auf, noch überragt von der massigen Gestalt der Aiguille Verte.

Lange genießen wir dieses Bild wilder Erhabenheit, bis endlich die

Dämmerung langsam aus den Tälern heraufkriecht und allmählich das letzte Licht an den höchsten Bergesspitzen erlöscht. Da schlüpfen wir geschwind in den Zeltsack und versuchen eng zusammengekauert zu schlafen. Aber es ist keine geruhsame Nacht dort oben auf dem armseligen und vor Steinschlag nicht ganz sicheren Plätzchen in fast 3000 Meter Höhe. Ab und zu versucht der eine oder der andere sich in eine bequemere Lage zu bringen; das ist aber ein vergebliches Beginnen. Einige Nächte später hätten wir allerdings viel darum gegeben, wenn es nur so schlimm gewesen wäre!

Einmal fahren wir erschrocken auf: kaum eine Seillänge von unserem Lagerplatz entfernt rauscht eine Lawine über das Eisfeld herab. Um Mitternacht unterbricht neuerdings ein mächtiges Poltern und Krachen die feierliche Stille der Nacht. Im Nu strecken wir unsere Köpfe aus dem Zeltsack und wir erblicken ein Schauspiel ganz besonderer Art. Aus der Wand, die sich vom Thendia-Gletscher zu den Cornes des Chamoix steil aufschwingt, ist ein gewaltiger Granitpfeiler abgebrochen und schießt mit schauerlichem Getöse zur Tiefe. Der Steinfall speit eine mächtige, langgezogene Feuergarbe aus, die allmählich schwächer und schwächer wird; endlich hüllt der aufgewirbelte Staub den unteren Teil der Wand in dichte Schwaden ein.

Beim Morgengrauen drängt es uns zum Aufbruch. Es dauert allerdings noch eine Weile, bis wir unsere Sachen, die uns zum Teil als Unterlage gedient, geordnet und in die Rucksäcke verstaut haben. So nebenbei wird heißer Tee in bescheidener Menge gebraut und genießerhaft schlürfen wir das wärmende Getränk.

Kurz nach ½5 Uhr morgens nehmen wir mit unseren scharfen zehnzackigen Steigeisen die Eiswand in Angriff. Prächtig ist der Aufstieg über die steile, beinharte Firnauflage. Nach drei Stunden schon haben wir die Stelle erreicht, wo die vom Gipfelgrat herabziehende, grausig steile Eisrinnne mündet.

Die Eisrinne erweist sich als nahezu ungangbar und zudem als außerordentlich steingefährlich. Daher beschließen wir über die Felswand zur Rechten emporzusteigen. Es gelingt uns aber nicht, den Weg Lochmatter-Ryan zu finden. Wir werden durch die Schwierigkeiten der Felsen viel zu weit nach rechts abgedrängt. Verleitet durch Stücke von gebleichten Schnüren und Zwetschgenkernen, gelangen wir um 11 Uhr vormittags in eine luftige Scharte, kurz oberhalb des großen Gratturmes, dem Punkt 3265 der Barbey-Imfeld-Karte. Verdutzt schauen wir einen

auffallend schön gebauten Steinmann an, der uns mit höhnischer Geste zuzurufen scheint: Bis hierher und nicht weiter! Die Überwindung der furchtbar glatten, senkrechten Platten des Grates wäre ein wahnwitziges Unternehmen.

Der Entschluß zur Umkehr, 160 Meter unter dem Gipfel, ist bitter, aber ein Gebot der Vernunft. Schwere, dunkle Gewitterwolken wälzen sich nämlich unheildrohend uns entgegen. Wir müssen schleunigst den Rückzug antreten, ohne vorher noch einmal nach dem Weg Lochmatter-Ryan suchen zu können.

Für den Abstieg kommt nur der Nordwestgrat zur Petit Charmoz in Frage. Also rasch hinunter! Verlockend sieht diese furchtbar wilde und langgezogene Zackenreihe allerdings nicht aus. Aber hier hilft kein Zögern! Sechzig Meter Reepschnur und ein paar Mauerhaken sind unsere treuen Helfer, mit denen wir zunächst den großen Abbruch durch wiederholtes Abseilen glücklich überwinden. Wir haben indes noch kaum die flache Schulter des Grates gewonnen (P. 3117 Meter), da bricht das Gewitter schon los. Unter dem schützenden Zeltsack müssen wir geraume Zeit warten, bis das Unwetter vorüber ist.

Der Weiterweg führt über den plattigen Abbruch, der von P. 3117 in großer Steilheit in die Scharte vor dem Doigt de l'Etala abfällt. Eine Seillänge oberhalb dieser Einschartung überrascht uns ein zweites überaus heftiges Gewitter. Wir stehen gerade zusammen auf einer schmalen, ausgesetzten Felsleiste, da stürmt das Unwetter plötzlich mit solcher Gewalt auf uns ein, daß wir uns augenblicklich nicht an eine etwas sicherere Stelle begeben können. Wir müssen uns eisern am Fels anklammern, um durch den Sturm nicht in die Tiefe geschleudert zu werden. Endlich gelingt es mir das Seil zur größeren Sicherheit hinter einem winzigen Zacken festzuklemmen. Ganze Sturzbäche springen über die Felsen herab und durchnässen uns bis auf die Haut. Im Toben des alsbald einsetzenden Hagelsturmes gelingt es uns schließlich mit vereinten Kräften den Zeltsack über uns zu stülpen. Nunmehr sind wir vor den ärgsten Unbilden einigermaßen geschützt. Wir stecken mitten im Hexenkessel des Hochgewitters. Grelle Blitze, bei denen wir vor Blendung die Augen schließen müssen, und krachender Donner, der in schauerlichem Getöse an den steilaufragenden Felswänden in vielfachem Echo widerhallt, folgen sich fast ohne Zwischenpausen.

Über eine Stunde lang hat uns das Wetter im Bann gehalten. Gegen ½8 Uhr abends erzwingen wir uns im Regen durch ein kleines

Abseilmanöver vollends den Abstieg in die Scharte. In aller Eile stürmen wir über den Grat weiter. Wir glauben uns bereits am Felskörper der Petit Charmoz und hoffen nach deren Überschreitung noch in der Nacht über den Col de la Buche nach Montenvers zu gelangen. Allein es kommt anders, als wir denken. Die Beschreibung im neuen französischen Montblanc-Führer von Vallot will so gar nicht für die Felsen passen, auf welchen wir hier herumklettern. Vergeblich bemühen wir uns den beschriebenen Abstieg von der vermeintlichen Petit Charmoz zu finden. Inzwischen ist es völlig dunkel geworden. Es bleibt uns nichts übrig, als auf einer Felsplattform in der Nantillon-Flanke wieder ein Biwak zu beziehen. Die Kleider sind durchnäßt und die Bergschuhe mit Wasser gefüllt. Bei anhaltend starkem Wind und Regen und niedriger Temperatur ist diese Beiwacht vielleicht eine der schlimmsten, die wir bis dahin in den Bergen verbringen mußten. Doch auch diese Nacht geht vorüber.

Gegen Morgen bessert sich das Wetter zusehends. Um 1/25 Uhr beginnen wir mit etwas steifen Gliedmaßen zur Grathöhe zurückzuklettern. Wir finden nunmehr einen Abstieg in der Thendia-Flanke, also auf der entgegengesetzten Seite, immer noch in der Meinung uns in den Felsen der Petit Charmoz zu bewegen. Einige Steindauben, die wir plötzlich mit großer Freude entdecken, bestärken uns in diesem Glauben. In gleißender Pracht ist inzwischen der Morgen angebrochen. Die Luft ist klar und ruhig und goldenes Sonnenlicht durchwärmt wohlig unsere Körper. So kommen wir frohen Mutes an den Fuß eines gelben Turmes. Er ist mit einer Gipfelstange geziert und wir halten ihn für den Hauptgipfel der Petit Charmoz. Wiederum ziehen wir vergeblich den Montblanc-Führer zu Rate. Da bemerken wir auf dem tief unter uns liegenden Nantillon-Gletscher eine Gruppe von drei Personen. Wir haben wegen unseres langen Ausbleibens kein besonders gutes Gewissen und befürchten, daß man uns eine Rettungsexpedition nachschicken werde. Wir geben uns daher durch laute Jodler zu erkennen. Da jedoch die Partie von uns keine Notiz nimmt, klettern wir beruhigt weiter. Den gelben Turm (P. 2850) überlisten wir in der Nantillon-Flanke durch mehrmaliges Abseilen; dabei dämmert in uns allmählich die Erkenntnis auf, daß das unmöglich die Petit Charmoz sein könne. Nach kurzer Kletterei betreten wir eine flache Einschartung. Nun können wir feststellen, daß diese die Brèche de l'Etala (2786 Meter) ist. Der gelbe Turm muß also der erst im Jahre 1925 erstmals bezwungene Doigt de l'Etala (2850 Meter) sein. Die Petit Charmoz ragt erst jenseits der Scharte empor.

Kein Lüftchen regt sich, die wohlige Wärme lädt ein zu sonniger Rast. Doch schon nach einer halben Stunde packt uns eine leichte Unruhe. Wegen unseres langen Ausbleibens ist es dringend geboten unverzüglich nach Montenvers abzusteigen. In der zum Nantillon-Gletscher hinabziehenden Schlucht geht es zunächst bequem bergab. Noch einmal wandern Seil und Reepschnur aus den Tiefen unserer Rucksäcke, dann schweben wir an einem vierzig Meter hohen Abbruch in zweimaliger luftiger Seilfahrt hinunter zum sicheren Boden der Schlucht. Mit rückwärts eingesetztem Pickel wird in schneidiger Abfahrt der Steilfirn zum Nantillon-Gletscher genommen, über den wir in langen Sätzen hinabstürmen. Über blockige Moränenhalden stolpern wir zu guter Letzt hinab zum Höhenweg, wo uns eine gar köstliche Quelle erfrischt. Dann wandern wir fröhlich auf dem hübschen Wiesenpfade um die Crête des Charmoz herum nach dem gastlichen Hotel Montenvers.

*

In den nächsten Tagen fliegen unsere Blicke immer und immer wieder hinauf zur Nordwand der Charmoz. Es läßt uns keine Ruhe, daß unser Anstieg nicht auf den Gipfel selbst hinaufführte, sondern beiläufig 160 Meter unter diesem am Nordwestgrat endete. Da beschließen wir in einer zweiten Unternehmung den Aufstieg durch die Gipfelwand zu versuchen, um so die Tur zu ihrem natürlichen Abschluß zu bringen.

Im Sonnenschein eines wolkenlosen Sommertages — es ist der 5. Juli 1931 — verlassen wir, begleitet von den Glückwünschen des liebenswürdigen Hotelpersonals, Montenvers.

Um die durch Lawinen und Steinschläge besonders gefährdeten unteren Wandteile zu vermeiden, beschließen wir diesmal über den Col de l'Etala und den unteren Teil des Nordwestgrates bis zum Punkt 3117 anzusteigen und hier ein Biwak zu beziehen. Am andern Tag wollen wir dann in die Wand hineinqueren und im Anschluß an die Richtung unseres ersten Versuches den Aufstieg zum Gipfel erzwingen. Wir wollen im Aufstieg nicht die beiden schwierigen Abseilstellen erklettern, die uns von unserem Rückzug bekannt sind und andererseits einen neuen Zugang kennenlernen. Deshalb steigen wir diesmal von der Thendia-Seite über eine brüchige Felswand zum Col de l'Etala empor. Von hier gelangen wir in prächtiger Kletterei auf dem bekannten Gratweg zur Schulter (P. 3117) hinauf, wo wir uns für die Nacht einrichten wollen.

Nach einigem Suchen finden wir in der Thendia-Flanke dicht unter dem Grat ein herrliches, ebenes Felsband, etwa drei Meter lang und ein

Meter breit, auf dem wir uns gemütlich ausstrecken können. Seile und Reepschnüre werden in Schleifen gelegt und dienen im Verein mit Rucksack, Wäsche und Steigeisenfilz als weiche Unterlage. Während wir den Abendtee brauen, versinkt die Sonne allmählich im Westen. Tausend Meter unter uns liegt die Mer de Glace bereits im Dämmerschein, die letzten Strahlen der Abendsonne umspielen nur mehr die höchsten Gipfel in der Runde. Dann kommt die Nacht. Nach dem ersten Biwakplatz am Südgrat des Uschba ist dies wohl das schönste Fleckchen im Hochgebirge, auf dem ich die Wunder des Sternenhimmels erleben durfte.

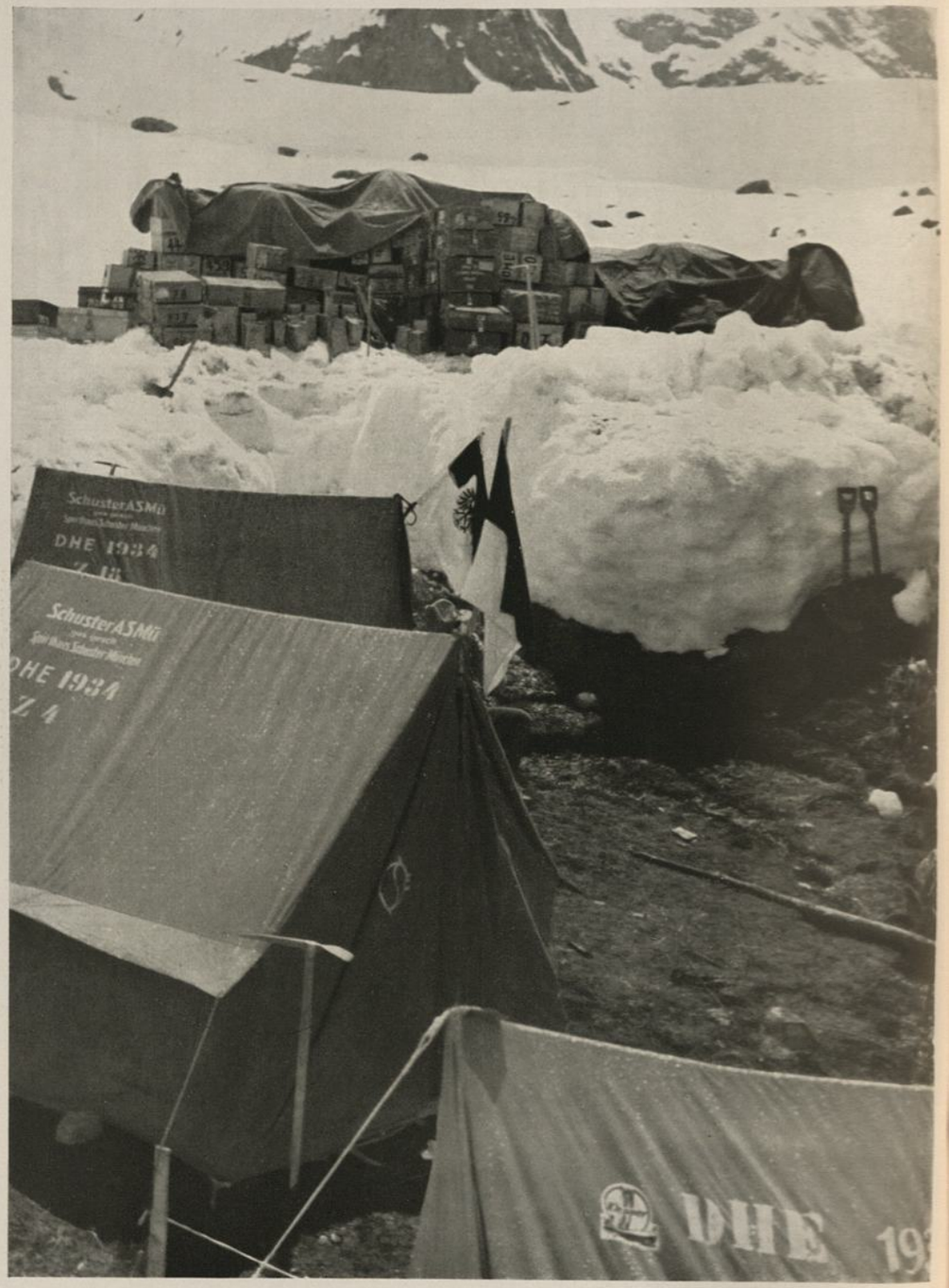
Schon am frühen Morgen beginnen wir auf bekanntem Wege in die Wand hineinzuqueren. Über steile Wandstellen und durch Rinnen erreichen wir gegen 9 Uhr den Rand des zur Gipfelscharte emporziehenden Couloirs, d. h. die Stelle, wo wir bei unserem ersten Versuch nach rechts zum Nordwestgrat hinausgedrängt worden waren. Wir haben den Plan, entweder auf der orographisch rechten Seite des Couloirs emporzusteigen oder, falls dies nicht möglich sein sollte, den Anstieg über den Felspfeiler östlich der Eisrinne zu versuchen.

Die beiläufig 70 Meter breite Eisrinne, die wir nun zu überqueren haben, ist völlig blank. So muß der Pickel in mühsamer Stufenarbeit den Weiterweg bahnen. Die erste Kerbenreihe schlage ich in den 60 Grad steilen Hang. Dabei pfeifen uns ab und zu einige Steine um die Ohren, die sich von den höher oben befindlichen Felsen losgelöst haben. Für die zweite Seillänge übernimmt Freund Welzenbach diese Arbeit, die er in flottem Tempo und mit meisterhaftem Geschick besorgt. Einmal wird er durch heftigen Steinhagel arg bedroht, kommt aber wie durch ein Wunder mit dem Schrecken davon. Wir stehen mitten im Eishang der Rinne und spähen dabei besorgt immer wieder nach oben. Da bemerken wir eine Partie, die gerade über den Gipfelgrat klettert. Wir wechseln ein paar Worte mit ihr und bitten sie keine Steine abzulassen. Später in Montenvers erfahren wir, daß es eine Seilschaft war, die von dem uns wohlbekannten Josef Knubel aus Nikolai im Wallis geführt wurde. Dort hören wir auch nach unserer Rückkehr, daß man uns beim Queren der Eisrinne mit dem großen Standfernrohr auf Schritt und Tritt verfolgt hat.

Als Vorangehender meißele ich die folgenden Kerben ins spröde Eis; ich befinde mich dabei gerade in Spreizstellung zwischen zwei Stufen. Da kommt plötzlich ein riesiger Block auf mich zugeflogen. Er schlägt mit brummendem Ton wenige Meter über mir auf und spaltet sich in zwei

Mont Dolent- und Nordgipfel und Diamant-Plateau

Lichtbild: D. u. Ö. A.-V. Merkl



Im Hauptlager 1934: Zelte und Vorratskisten

Lichtbild: DHE.-Schneider

Hälften. In diesem Augenblick habe ich nur die Wahl, entweder den Kopf oder das rückwärtige Bein vor den Granitgeschossen zu schützen. Blitzschnell werfe ich das Haupt zur Seite, darauf gefaßt, nunmehr am Bein getroffen zu werden. Doch ein gütiges Geschick lenkt den Stein haarscharf an mir vorbei. Hastig arbeite ich dann Kerbe für Kerbe in den Eishang. Noch sind es 5 Meter bis zum Rande der Felsen, als neuerdings Steinfall einsetzt. Kurz entschlossen springe ich mit einigen kühnen Sätzen, die scharfen Zacken der Steigeisen kräftig einstoßend, die letzten Meter des Eishanges hinüber, um in den Felsen Deckung zu suchen. Aber nur kurz ist die Freude des Geborgenseins unter einem schirmenden Überhang; denn die folgenden Felspartien am Rande der Eisrinne sind auch weiterhin von Steinschlägen bestrichen. Es ist also notwendig so rasch wie möglich aus dem Bereich dieser gefährlichen Zone herauszukommen. Wir steigen deshalb auf einer schwach ausgeprägten brüchigen Rampe etwa 40 Meter empor. Von dort queren wir auf eisbedeckten Plattenbändern nach links an die Kante des hier vorspringenden mächtigen Felspfeilers.

Mittlerweile ist uns ein neuer Feind erstanden: in der Frühe versprach das Wetter noch recht gut auszuhalten; ohne daß wir darauf geachtet haben, hat es plötzlich umgeschlagen. Immer düsterer legen sich bleigraue Wolkenballen um den Gipfelgrat der Charmoz. Ehe wir einen Unterschlupf oder wenigstens einen sicheren Standplatz finden können, bricht das Gewitter los. Auf schlechtem, abschüssigem Stand müssen wir, unter dem Zeltsack stehend, das Unwetter über uns ergehen lassen. Drei Stunden sind wir dem Hochgewitter schutzlos ausgesetzt.

Höchste Eile tut not, wenn wir den Gipfel noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichen wollen. So rasch es die Schwierigkeiten erlauben, hasten wir weiter. Über schwere Wandstufen, eisbedeckte Plattenbänder, Rinnen und Risse geht es in flottem Tempo aufwärts bis zu einem sperrenden Wandgürtel. Vergeblich bemühen wir uns einen Durchstieg zu finden. Ein außerordentlich brüchiger Überhang und allseits glatte Platten verhindern unser Weiterkommen. Die Zeit ist vorgerückt und wieder fegt ein wütender Schneesturm über die Grate. Die Grands Charmoz wehrt sich mit aufbäumendem Trotz gegen ihre Angreifer und macht uns zu Gefangenen des Berges, hundert Meter unter dem Gipfel. Schließlich sind wir gezwungen auf einer kleinen Felskanzel das zweite Freilager zu beziehen. Freilich ahnen wir noch nicht, daß uns dieser knappe, ausgesetzte Platz hoch über der tausend Meter hohen Wandflucht zwei volle Tage und drei lange Nächte zum Aufenthalt dienen soll.

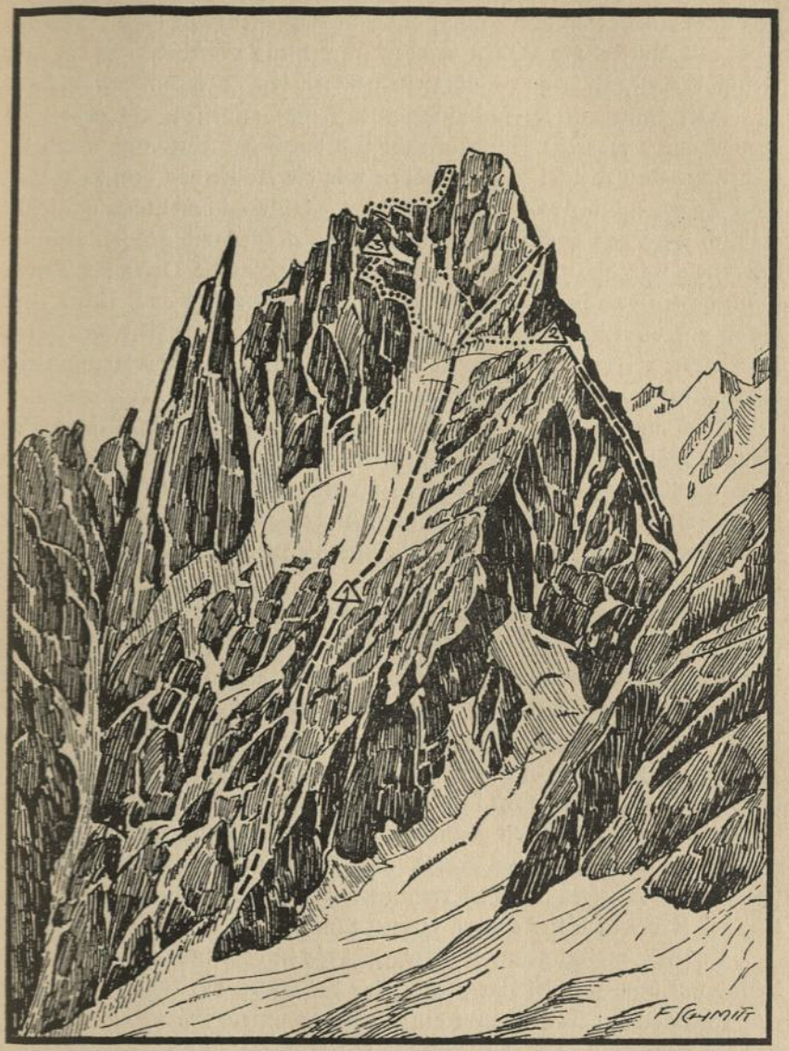
Die Vorbereitungen für dieses sehr kümmerliche Biwak sind bald beendet. Es bleibt ja nichts anderes zu tun, als den Platz von Schnee und Eis abzuräumen, uns auf die Rucksäcke zu setzen, den Zeltsack über uns zu stülpen und alsdann geduldig die Wetterunbilden über uns ergehen zu lassen. Freund Welzenbach sitzt mit dem Rücken gegen die Felswand; ich hocke hart am Rande des Abgrundes oberhalb des Thendia-Gletschers; die Füße haben in einem kleinen Loch eng aneinandergeschmiegt Platz gefunden. Irgend etwas Warmes können wir uns leider nicht mehr zubereiten, weil wir den Meta-Brennstoff schon bei dem gestrigen Biwak vollkommen aufgebraucht haben.

Der Gewittersturm tobt die ganze Nacht, Regen und Schneetreiben lösen einander ab; es ist bitter kalt. Auch der folgende Morgen bringt keine Besserung des Wetters. Gewitter um Gewitter zieht vorüber, das Schneetreiben hält mit unverminderter Heftigkeit den ganzen Tag an. Es ist unmöglich einen Versuch zu unternehmen, um aus dieser mißlichen Lage herauszukommen.

So kommt die dritte lange Biwaknacht, die zweite auf dieser Stelle. Unser Schlafbedürfnis ist nicht besonders groß. Wir haben doch während des Tages zeitweise geschlummert und anderseits wird die unbequeme Lage uns allmählich zur Qual. Es schneit und stürmt unentwegt die ganze Nacht. Die Feuchtigkeit schlägt durch den dünnen Batist; an den Stellen, wo der Zeltsack aufliegt, dringt die Nässe bis auf die Haut. Gegen Morgen sind wir so tief eingeschneit, daß wir aus dem Zelt herausschlüpfen und die Schneemassen, die sich rings um uns angehäuft haben, energisch abräumen müssen, um uns überhaupt noch auf der kleinen Felskanzel halten zu können.

Die Sicht ist auf nur wenige Meter beschränkt. Mit höhnischer Gewalt umtobt uns der Schneesturm auch den ganzen Vormittag. Auch jetzt ist nicht die geringste Aussicht auf Besserung der Wetterlage. Dazu droht trotz aller Einschränkung der ohnehin schon knapp gewordene Proviant auszugehen. Die bange Frage wird zum drohenden Gespenst: Wird es uns überhaupt gelingen die schwere Wand zum Gipfelgrat zu bezwingen? Was dann, wenn der Aufstieg zum Gipfel mißglücken sollte? Dann bleibt als letzter und äußerster Ausweg nur mehr der Abstieg über die tiefverschneite, furchtbar lawinengefährliche Wand, ein Gang auf Leben und Tod?

Langsam kriecht Stunde um Stunde dahin. Nur wenig Worte werden über unsere trostlose Lage gewechselt; doch ein starker Gedanke be-



Grands-Charmoz-Nordwand

— — — — Versuch am 30. 6. und 1. 7. 1931
..... Durchstieg am 6.7. bis 9. 7. 1931
1 = Biwakplatz 30. 6./1. 7.; 2 = Biwakplatz 5./6. 7.
3 = Aufenthalt und Biwak im Schneesturm vom 6. bis 9. 7. 1931

seelt uns: Ausharren und Kampf bis zum Äußersten! Die letzten Scheiben Brot mit Butter und Wurst werden schweigend verzehrt. Nur ein klein wenig Wurst, Käse und Süßigkeiten bilden den „eisernen Bestand".

Wer kann unsere Zuversicht und Freude ermessen, als urplötzlich abends um 7 Uhr ein Sonnenstrahl sich durch das eintönige Grau der Nebelschwaden stiehlt! Im Nu haben wir die Köpfe aus dem Zelt. Seit zwei Tagen endlich wieder ein Stückchen blauer Himmel über uns! Allmählich wird das Loch im Wolkenvorhang größer und größer. Schließlich sehen wir die weiße Gipfelpyramide der Aiguille Verte im Abendsonnenschein erglänzen, und für kurze Zeit haben wir auch einen Blick hinab auf die tiefverschneiten Hänge bis Montenvers. Mit der frohen Zuversicht: „Morgen wird es schön Wetter" kriechen wir fröstelnd unter den wärmespendenden Zeltsack zurück.

Doch unsere Freude soll nur von kurzer Dauer sein. Kaum eine Stunde später trommelt der Regen von Neuem auf unser Zelt. Dieser ganz unerwartete Rückfall ist für uns eine grausame, fast unheimliche Enttäuschung. Voll düsterer Ahnungen erwarten wir die Nacht, die dritte schon auf diesem engen Platze und die vierte in dieser furchtbaren Nordwand der Charmoz!

Nicht nur unbehaglich, nein, qualvoll wird nunmehr dieses Dauerfreilager hoch oben auf der kleinen Felskanzel. Unter den denkbar ungünstigsten Witterungsverhältnissen können wir nur in schmerzender Hockstellung unseren Platz behaupten. Es ist uns ja kaum möglich die steifgewordenen Beine zu strecken und zu recken; haben wir doch nur die Abwechslung zwischen Sitzen und Stehen. So kauern wir 60 Stunden, so warten wir 60 Stunden lang. Mittlerweile geht der klatschende Regen in kaum hörbar rieselnden Schnee über. Es wird bitter kalt, so daß wir entsetzlich frieren. Aber der plötzliche Temperaturrückgang läßt eine Besserung des Wetters für den kommenden Tag erhoffen. Das ist unser einziger Trost in dieser endlos langen Nacht.

Endlich, endlich graut der Morgen! Es ist empfindlich kalt, aber der Wind hat den Himmel klargefegt. Nur der Spitze der Aiguille Verte ist eine eigenartige Wolkenhaube aufgesetzt, ein untrügliches Zeichen dafür, daß die Besserung nicht von Bestand und in wenigen Stunden ein neuer Wettersturz zu erwarten ist. Gelingt es uns nicht in diesen wenigen Stunden den Aufstieg zum Gipfel zu erzwingen, ist unser Schicksal besiegelt. Höchste Eile tut not, wenn wir den Wettlauf mit dem Wetter nicht verlieren sollen. Es dauert allerdings eine Weile, bis wir gerüstet sind.

Auf zur Tat! ist unsere Losung. So rasch wie möglich klettern wir mit unseren erstarrten Gliedern über die mit tiefem Neuschnee bedeckten Felsen empor. Die Ausgesetztheit der völlig vereisten senkrechten Platten ist furchtbar. Wir setzen unsere ganze Hoffnung auf einen von dem Plattengürtel abgespaltenen Turm. Nur wenn es gelingt zwischen dem Turm und der Wand emporzukommen, scheint uns der Aufstieg gesichert. Und — der Versuch gelingt. Doch jeder Schritt und Tritt muß in dem Neuschnee erkämpft werden. Vorsichtig queren wir über ein abschüssiges, heikles Plattenband nach links. Dann klettern wir durch einen vereisten Einriß empor zu einer Nische. Nach Überwindung eines bös verschneiten Eishanges gelangen wir auf den zweiten Grat, der von der Aiguille de la République zur Grands Charmoz heraufzieht.

Hier setzt, drei Stunden nach unserem Aufbruch vom Biwak, das erwartete Schlechtwetter wieder ein. Es beginnt abermals zu schneien. Über den Weiterweg sind wir zunächst im Zweifel. Es bleibt nichts anderes übrig: wir müssen eine 12 Meter hohe, fast senkrechte und überaus schwierige Granitwand erklettern, die uns schließlich auf den nächsten Gratabsatz bringt. Bis an die Knie stapfen wir im Pulverschnee. Der Grat ist in eine Reihe von kleinen Felstürmen zersägt, deren Überwindung uns noch mancherlei Schwierigkeiten bietet. Dann arbeiten wir uns durch die unheimlich verschneite Schlußwand unter den Gipfel der „Haute Pointe" hinauf, eine letzte gewaltige Anstrengung.

Es ist 3 Uhr nachmittags, volle neun Stunden haben wir bei diesen bösartigen Verhältnissen um die letzten hundert Meter gerungen. Dann ist die Nordwand der Grands Charmoz unser. Sie ließ uns in erbittertem Ringen werben, alles von uns fordernd, was wir an Mut und Ausdauer herzugeben hatten.

Von einer Gipfelrast kann trotz der rückliegenden großen Anstrengungen keine Rede sein. So entschließen wir uns unverzüglich den Abstieg zum Nantillon-Gletscher anzutreten, der ja bei diesen Verhältnissen auch nicht einfach und ohne Fährlichkeit ist. Der Sturm springt uns mit solcher Heftigkeit an, daß wir uns kaum aufrechthalten und nur mit Mühe verständigen können. Bald klettern wir, bald waten wir über die von tiefem Neuschnee bedeckten Felsen hinab. Ein gänzlich vereister und verschneiter Kamin wird kurzerhand mittels Abseilen überlistet. So erreichen wir durch Rinnen und über Bänder das Couloir Charmoz-Grépon. Tiefer lockerer Schnee im steilen Gelände mahnt zu peinlichster Vorsicht. Die gegenseitige Sicherung ist stellenweise sehr zweifelhaft. Tückisch lauert

die Gefahr im weißen Gewande. Doch ein gütiges Geschick leitet uns ungefährdet zu den Felsen, in denen man den ungangbaren Abbruch des Couloirs zu umgehen pflegt. Leider spielt uns der Nebel gar manchen Possen, sodaß wir uns nur mit Mühe zurechtfinden können. Schließlich gelingt uns der rettende Ausstieg auf den Nantillon-Gletscher aber doch. Allein auch hier haben wir das Spiel noch nicht gewonnen. Im dichten Nebel kommen wir wiederholt an unüberwindbare Spaltensysteme, die uns zu großen Umwegen zwingen. Immer wieder muß die Bussole zu Rate gezogen werden. In weiten Schleifen schlängeln wir uns durch das Spaltengewirr hindurch und stapfen mühsam durch den tiefen Neuschnee abwärts. Zu unserer großen Freude finden wir glücklich das Unterstandshüttchen auf dem „Rognon des Nantillons". Hier gönnen wir uns eine kurze Rast. Es ist 8 Uhr abends.

Im Wettlauf mit der hereinbrechenden Dämmerung klettern wir über die verschneite Felsrippe hinab, die uns auf den unteren Teil des Nantillon-Gletschers bringt. Über ihn eilen wir in langen Sätzen hinunter bis zu seinem Ende, wo wir das nasse Seil ablegen. Die Nacht steigt herauf. Müde und hungrig stolpern wir im Dunkel über grobes Geröll hinab, bis wir bei der bekannten köstlichen Quelle das Steiglein nach Montenvers erreichen. Um ½11 Uhr nachts pochen wir endlich an die Türe des Hotels Montenvers, in dem sich bereits alles zur Ruhe begeben hat.

„Wer ist da?" fragt eine Stimme von oben. „Welzenbach und Merkl" ist unsere Antwort. Und im nächsten Augenblick wird es im ganzen Hause lebendig. Direktor und Hausdiener, Kellner und Kellnerinnen, Gäste im Schlafanzug oder auch nur halbangezogen, bereiten den schon totgeglaubten Heimkehrern einen überaus herzlichen Empfang. Im Hausflur werfen wir die schweren Rucksäcke von den Schultern und entledigen uns der nassen Überkleidung.

Ach, wie tut es wohl, nach den ausgestandenen Entbehrungen wieder einmal an einem Tisch zu sitzen um nach Herzenslust Hunger und Durst zu stillen! Dann folgt ein Fragen, Erzählen und Beglückwünschen. Und hierauf gelingt es uns über Lyon—Paris ein Ferngespräch mit der Heimat zu führen, um unsere Angehörigen von unserer glücklichen Rückkehr zu verständigen. Es ist gut so, denn schon am nächsten Morgen verkünden die deutschen und ausländischen Tageszeitungen: „Münchner Turisten im Montblanc-Gebiet vermißt."

Müde, aber glücklich versinken wir nach Mitternacht in tiefen Schlaf.

Himalaja 1932

Himalaja — Krönung und letztes Ziel bergsteigerischer Sehnsucht! Noch stehen die Großberge unserer Erde, die 13 Achttausender im Himalaja und Karakorum unbezwungen da, noch betrat keines Menschen Fuß das Weiß ihrer ewigen Firne. Seit Jahren umwirbt sie das heldenhafte Ringen der Bergsteiger vieler Länder. Wie sollten wir Deutsche da im Kampf der Nationen beiseite stehen, nachdem wir eine bergsteigerische Überlieferung haben, wie sie kaum ein Volk besitzt? Wir können uns unserer großen deutschen Führer im Alpinismus nur würdig zeigen, wenn wir uns nicht mit dem einmal Erreichten zufrieden geben, sondern, ihrem Geiste getreu, das Ziel weiter stecken und auch in unserer Generation alles daran setzen, die große Linie der bisherigen Leistungen fortzuführen.

In diesem verpflichtenden Sinne habe ich 1932 die Expedition zum Nanga Parbat ins Leben gerufen. Vier große Namen sind es, die im Karakorum und in der 2400 Kilometer langen Kette des Himalaja immer wieder die Besten auf den Plan gerufen haben: der Mount Everest, der Kantsch, der K 2 und der Nanga Parbat.

Unser Ziel war der 8125 Meter hohe Nanga Parbat, der westliche Eckpfeiler des Himalaja. Er liegt ungefähr da, wo Rußland, China und Indien zusammenstoßen. Durch seinen ungeheuer kühnen Aufbau, mit dem er sich 7000 Meter hoch aus dem Industal erhebt, mit seiner südlichen, 5000 Meter hoch aufragenden Steilwand, der höchsten der Erde, muß man den Nanga Parbat zu den eindrucksvollsten und erhabensten Riesen des Himalajas zählen

Die Lösung der Probleme im Himalaja bedingt andere Voraussetzungen als die Bezwingung unserer Ost- und Westalpen. Denn es ist ein Unterschied, ob man alle seelischen und körperlichen Kräfte auf Tage oder auf Monate zusammenfassen muß. Im Himalaja handelt es sich nicht so sehr um die augenblickliche Stoßkraft einer ungeheueren Willensanstrengung, wie sie oft für die schwierigsten Wände unserer Alpen ausschlaggebend ist, als vielmehr um ein stetiges Ausharrenkönnen, um ein ständiges Bereitsein zum Kampf. Was im Himalaja entscheidet, ist das Zusammenwirken gleichgesinnter Charaktere, ist die Gemeinschaftsarbeit, die nicht dem persönlichen Ehrgeiz, sondern einzig dem großen Ziele dient.

Die Reise nach Srinagar

Wir waren acht Bergsteiger: Peter Aschenbrenner aus Kufstein; Fritz Bechtold aus Trostberg; unser Expeditionsarzt Dr. Hugo Hamberger aus Rosenheim; Herbert Kunigk aus München; Felix Simon aus Leipzig; Fritz Wießner aus Dresden; Rand Herron aus New York; und schließlich ich selbst. Als Berichterstatterin für die englisch sprechende Presse begleitete uns Elizabeth Knowlton aus Boston.

Auf dem blitzsauberen Schiff des Lloyd Triestino, der „Victoria", kommen wir nach herrlicher Seefahrt am 9. Mai 1932 in Indien an. Der deutsche Konsul Dr. Kapp empfängt uns in Bombay aufs liebenswürdigste und lädt uns zu einem festlichen Essen in den Wellington-Club ein. Die Feierlichkeiten dieses Abends setzen wir im Deutschen Club fort, der ein eigenes wunderschönes Heim und den blendenden Einfall hat uns echtes Münchner Löwenbräu zu kredenzen; das war die letzte erfrischende Angelegenheit auf lange Sicht!

Bombay zeigt sich uns überhaupt im hellsten Licht: als wir gerade im Begriffe sind, den Zoll für unser umfangreiches Expeditionsgepäck zu entrichten, kommt ein Telegramm der indischen Regierung, daß wir zollfrei passieren können. Darüber herrscht große Freude. Wir haben aber auch weiterhin das größte Entgegenkommen der englischen und indischen Behörden erfahren.

Dann reisen wir nach Nordosten, zu den Märchen und Wundern Indiens. In Agra steht Taj Mahal, dieses zauberhafte Bauwerk aus weißem Marmor, das Schah Dschihan, der baufreudigste Herrscher des Islams, seiner Lieblingsfrau als Grabmal errichtet hat. In schimmernder Pracht glänzen die Türme und spiegeln sich in den stillen Wasserbecken; Türen mit kunstvoller Marmorarbeit tun sich vor uns auf. Wir gehen verzaubert durch diese Welt wie durch ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht, benommen von dem Glanz fremder Schönheit. Tempel von niegeschautem Reichtum zeigen sich uns. In glücklichem Staunen durchschreiten wir den marmornen Bogengang voll blendender Helle.

Dann kommen wir nach Delhi mit der größten Moschee Indiens, dem zentralen Heiligtum der Mohammedaner, die alles für die Schönheit und den Glanz ihrer Tempel opfern, selbst aber in armseligen Lehmhütten hausen. Hier wie überall auf unserer Fahrt durch Indien können wir anläßlich größerer und kleinerer Unruhen zwischen Mohammedanern und Hindus die Klugheit der Engländer bewundern. Wir sehen die altehrwürdigen Ruinen von Delhi, und in großartig ernster Würde erhebt sich vor uns das Grabmal Humayuns; weiß leuchtet der Marmor über dem roten Sandstein.

Die Sonnenglut in diesen Tagen ist derart sengend, daß wir schließlich erschöpft in unsere Eisenbahnwagen flüchten. Da geben die Lüftungsschrauben doch wenigstens etwas Kühlung, wenn auch die Kleider nach wie vor am Leibe kleben. Wohltuend ist die Einrichtung der indischen Wagen mit Waschkabine und Dusche für jedes Abteil. Zu den Leckerbissen des Erfrischungsmannes, der unbekannte Herrlichkeiten in Form von roten, gelben, weißen und grünen Farbflecken anbietet, können wir uns freilich nicht entschließen. Dagegen empfinden wir aufrichtige Freude, als wir einen von jeder Herrenmode glücklich befreiten Passagier hier im fernen Osten entdecken.

2300 Kilometer müssen wir durch das tropisch heiße Indien zurücklegen, bis wir Jammu, die Endstation der Eisenbahn, erreichen. Dort empfängt uns der ohrenbetäubende Lärm einer indischen Musikkapelle. Wir sind etwas enttäuscht, als wir merken, daß der Empfang nicht uns, sondern einem Maharadscha gilt, der unserem Zug entstiegen ist. Nach dem Lärm zu schließen, muß es ein Maharadscha erster Ordnung gewesen sein.

Die Autofahrt nach Srinagar ist eine Erholung. Wir atmen auf, als wir allmählich aus der fürchterlichen Tropenhitze in kühlere Gefilde kommen. Unglaublich interessant ist diese Hochgebirgsstraße von 320 Kilometer Länge, die in der Kühnheit ihrer Anlage alles weit hinter sich läßt, was wir von den Alpen her kennen. Nach der wilden Romantik des cañonartigen Geländes folgen Waldstrecken und Täler mit spiegelnden Reisfeldern, bis wir in steilen Schlangenlinien den 3000 Meter hohen Banihal-Paß erreichen. Vor uns liegt Kaschmir, in riesiger Talmulde eingebettet, umschlossen und beschützt von den schneeschimmernden Vorbergen des Himalaja. In breitem Mäander durchzieht der Wular-Fluß das herrliche Land. Rings breiten sich die glitzernden Kaskaden der Reisfelder um Srinagar, silbern glänzen die hochstämmigen Pappeln.

Seit etwa acht Tagen leben wir märchenhaft in unseren Hausbooten auf dem Wularfluß. Ganz Srinagar wohnt zur heißen Jahreszeit auf dem Wasser: für europäische Begriffe ein farbenfrohes Wasserfest ohne Ende. Ständig sind wir der Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Tagelang haben die Leute auf unsere Ankunft gewartet und bieten sich nun als Träger, Diener und Köche an. Rasch vergeht eine Woche in

der schön gelegenen Stadt mit Einkäufen von Lebensmitteln, mit der Verteilung unseres Gepäcks auf Pferdelasten, vor allem aber mit den Verhandlungen, die wir mit dem Residenten von Kaschmir führen wegen Betreten des Chilas-Gebietes, des einzigen Zuganges zur Nordseite des Nanga Parbat. Endlich nach mehreren Tagen erhalten wir die Erlaubnis dazu, freilich mit einer für uns sehr bitteren Einschränkung, auf die ich später noch zurückkommen werde.

Anmarsch von Srinagar nach Astor

Die Fahrt im Auto nach Bandipur ist äußerst reizvoll. Als wir dort eintreffen, liegen unsere sämtlichen Lasten wohl geordnet in Reih und Glied neben den lieblichen Ufern des Wular-Sees ausgebreitet. In der unglaublich kurzen Zeit von einer halben Stunde wird dort unser gesamtes Gepäck auf die Pferde geladen. Selbst unsere englischen Gastfreunde, die doch an indisches Tempo gewöhnt sind, staunen über diese Leistung. Mit 110 Pferden beginnt der Marsch auf der Straße, die als Verbindungsweg von Indien nach Chinesisch-Turkestan strategisch so wichtig ist. Sie führt über Gurais und Astor nach Doian am Fuße des Nanga Parbat-Massivs. Wir müssen also mit den Pferden 300 Kilometer zurücklegen und hierbei den 3600 Meter hohen Tragbal-Paß sowie den 4200 Meter hohen Burzil-Paß überschreiten. Beide Pässe liegen noch in tiefem Winterschnee.

Es ist ein schönes und stattliches Bild, wie unsere große Karawane über die Brücke des Flusses bergauf zieht. Längs der Straße haben die Engländer in Abständen von etwa 30 Kilometern meist wunderschön gelegene Rasthäuser — Bungalows — errichtet. In gehobener Stimmung steigen wir hinter der ansehnlichen Karawane empor. Recht sauer wird uns der Weg in der Mittagsglut hinauf zum Tragbal-Bungalow; aber ganz herrlich ist der Rückblick auf den malerischen Wular-See. Vor dem schöngelegenen Bungalow entwickelt sich ein überaus romantisches Lagerleben. Auf den sanften Matten weiden die Pferde, unter hohen Tannen brennen die Lagerfeuer, vor den Zelten weht auf hohem Mast die deutsche Flagge.

In der Nacht geht ein schweres Gewitter nieder. Und schon hier erleben wir an unseren Kulis die erste jener Enttäuschungen, die sich dann in ununterbrochener Kette während der ganzen Expedition fortsetzen

sollten. Die Leute weigern sich bei dem Neuschnee, der angeblich über Nacht gefallen sein soll, über den Paß zu gehen. Da wir aber der Mitteilung nicht trauen, machen einige von uns einen Erkundungsritt auf die Paßhöhe. Und siehe da: vor uns ziehen zwei Karawanen ohne Schwierigkeit über den festen Schnee. Also können wir es auch und es wird nichts aus dem vergnügten Ruhetag, den sich die Leute auf unsere Kosten machen wollten. Zu spät — erst um die Mittagsstunde — gelingt endlich der Aufbruch der gesamten Karawane. Der Schnee auf der Paßhöhe ist freilich inzwischen nicht härter geworden. Es ist ein gewittriger Tag mit herrlichen Wolkenstimmungen. Wunderschön der Tiefblick zum Wular-See, sehr charakteristisch die großen, ausgeprägten Deltas der Flußmündungen. Gegen 1 Uhr mittags haben die ersten Pferde die Paßhöhe erreicht. Fast kriegerisch mutet es an, wie sich die Tiere mit ihren Lasten durch den hohen Schnee arbeiten.

Auf der Paßhöhe geht ein wilder Hagelschauer nieder, es wird empfindlich kalt. Die Pferde brechen so tief in den Schnee ein, daß über ein besonders schlechtes Wegstück viele Lasten abgenommen werden müssen. Schließlich müssen wir die armen Tiere ausgraben, weil sonst die Gefahr besteht, daß sie sich die Beine brechen. Sehr steil, immer noch durch Schnee, geht es abwärts nach Koragbal. Ein Pony stürzt ab, kommt aber mit ein paar tiefen Fleischwunden davon. Prächtig stehen knorrige Birken im Schnee.

Um 6 Uhr abends erreichen die ersten Sahibs Koragbal. Es ist eine Wonne, sich in den Liegestühlen auszustrecken, die stattliche Karawane einrücken zu sehen und sich über die gelungene Überwindung des ersten Himalaja-Passes zu freuen. Übrigens ist die Fußbekleidung unserer Treiber bemerkenswert: geflochtene Strohsandalen, die beinahe täglich neu angefertigt werden müssen. Drei Pferdelasten allein sind notwendig um das hiezu erforderliche Material in Form von zopfartig geflochtenem Stroh mitzuführen. Wenn ein Treiber eine unbrauchbar gewordene Sandale wegwirft, so wird diese von einem nachfolgenden Pony aufgefressen!

Als wir Peshwari erreichen, sind wir schon auf einer Höhe von 3000 Metern. Grün dehnen sich die Hänge am Burzil-Fluß in der einfachen und großzügigen Landschaft. Neben uns lagert eine Mongolenfamilie. Ein volles Jahr sind die Leute auf ihrer Pilgerfahrt nach Mekka unterwegs gewesen. Uns fesseln die eindrucksvollen Gesichter und die Erzählungen der Leute; vor allem freut uns die Zutraulichkeit der Kinder.

Wolkenlos blaut auf dem Weitermarsch der Himmel über uns. Weißschimmernde, mächtige Birken säumen den Pfad. Immer steiler führt der Weg bergan, immer breiter werden die Schneehänge, die wir zu queren haben. Im Burzil-Rasthaus treffen wir auf sieben russische Flüchtlinge, die in Indien bessere Lebensbedingungen suchen. Sie haben den Weg über das Pamirgebiet durch Turkestan über Gilgit bis hierher ohne Pferde, ohne richtige Ausrüstung zurückgelegt — eine ganz unglaubliche Leistung, die ihre Erklärung nur in der furchtbaren Not findet, von der diese Menschen vorwärtsgetrieben wurden.

Über uns erhebt sich der Burzil-Paß, der höchste Paß, den wir zu überwinden haben. Wie Gletscher schieben sich die steilen Schneehänge vor. Nachts, wenn der Schnee hart gefroren ist, wollen wir den Übergang versuchen. Schön verglühen die Berge bei Minimarg. Wir nehmen dieses erste Himalajaleuchten als gute Vorbedeutung mit in unsern Schlaf.

Um ja rechtzeitig daran zu sein, gönnen wir uns nur eine kurze Nachtruhe und brechen schon um ½1 Uhr nachts auf. Mit tausend Sternen glänzt der Himmel über uns. Es ist kalt und klar, wie wir es uns für den Burzil gewünscht haben. Beim Schein der Lampen beladen die Treiber ihre Pferde, laut mißtönend zerreißt ihr wüstes Geschrei die feierliche Stille der Nacht. Abenteuerlich bewegt sich der lange Troß der stolpernden Pferde, dazwischen leuchten die Lampen der Treiber auf. Ab und zu stürzt ein Pony, rollt eine Last den steilen Hang hinab. Aber schließlich geht alles gut und wir stehen um 7 Uhr morgens auf dem Burzil-Paß, 4200 Meter hoch. Strahlend im Firnenglanz vor uns die Berge des Himalaja, strahlend unsere Laune an diesem blauen, lichtdurchfluteten Morgen.

Aber beim Abstieg ändert sich schlagartig das Bild: der Schnee ist weich geworden, die Pferde sinken so tief ein, daß manche Lasten abgenommen und mit schwerer Mühe durch den Schnee geschleift werden müssen. Die Wegverhältnisse werden immer schlimmer. Zuletzt waten unsere braven Ponys lieber im reißenden Gletscherbach als durch den tiefen Sulzschnee. Wir sind herzlich froh, als wir das Rasthaus Sardarkothi erreichen. Alle Anstrengungen und Schwierigkeiten des vergangenen Tages versinken in der Ruhe dieses blauen Abends. Unsere Freude über die gelungene Überwindung des Passes wird gekrönt durch ein Telegramm des englischen Wegeoffiziers aus Gilgit. In eindringlicher Weise unterrichtet es uns, daß die Überschreitung des Burzil-Passes noch unmöglich sei. Ein freudestrahlendes Schmunzeln geht beim Verlesen dieser Botschaft durch das ganze Lager.

In der frühen Morgenstunde des anderen Tages kommen wir auf dem harten Schnee rasch vorwärts und erreichen bereits nach zweieinhalb Stunden das herrlich gelegene Chillam-Rasthaus inmitten saftiger Matten, bewacht von wehrhaften Bergriesen. Den Pferden tut nach den Anstrengungen und Entbehrungen des Burzil-Passes der heutige Rasttag besonders wohl. Wir halten Zeltprobe. Zum erstenmal steht unsere stolze Zeltstadt gegen die leuchtenden Firne des Himalaja.

Wieder wölbt sich ein tiefblauer Himmel über uns, als wir am nächsten Morgen neben dem wildschäumenden Khirin-Fluß talauswärts reiten. Lang zieht sich der Weg, bis wir nach Godai kommen. Dann noch eine Wegbiegung — und wir sehen ihn zum erstenmal, ihn, den Nanga, den Berg unserer Träume! Atemraubend ist der Anblick der Südwand; mit ihrer Höhe von 5000 Metern ist sie wohl die gewaltigste Steilwand der Erde. Wir müssen den Kopf weit zurücklegen, um über die schaurige Flucht der Flanken auf den firnverbrämten Gipfel blicken zu können. Eines wissen wir: das ist das Größte, was wir je im Leben geschaut haben. Oder umgekehrt: nie noch sind wir uns so klein vorgekommen wie vor der einmaligen Größe dieses Berges. Langsam löst sich unsere Spannung. Erst viel später können wir nach dem Glas greifen, erst viel später den Berg mit Ersteigeraugen betrachten. Vor diesen unantastbar sich auftürmenden Eisbalkonen der Südseite wird jeder Bezwingergedanke im Keime erstickt. Aber es gibt noch eine Nordseite, Ziel und Hoffnung unseres Anmarsches.

Allmählich setzt sich die Karawane wieder in Bewegung. Immer kahler wird das Tal des Astor-Flusses, kaum belebt durch zwei armselige, pappelumstandene Siedlungen. Eine mächtige Hängebrücke leitet bei Gurikot über den reißenden Fluß, dann führt der Weg an baumlosen Hängen vorbei, steil bergauf, bis in 2200 Meter Höhe die liebliche Talmulde von Astor vor uns liegt. Aus der Öde der Berghänge leuchten die saftiggrünen Matten wie Oasen zu uns herauf. Mächtig stehen in weiter Runde die schneebedeckten Gipfel, idyllisch liegt unser Rasthaus zwischen schlanken, zittrigen Pappeln. Mit dem Abbrennen eines Feuerwerkes, mit dem Aufsteigen der Raketen in den dunklen Nachthimmel feiern wir diesen ersten Abschnitt unseres Aufmarsches.

Von Astor zum Hauptlager

Hier in Astor, unserer letzten Poststation, vergehen acht Tage mit dem Anwerben der Träger und vor allem mit der Erkundung des Geländes. Die in Srinagar angeworbenen Leute hatten sich verpflichtet, ab Astor Lasten bis zu 35 Kilo zu tragen; jetzt weigern sie sich, das zu tun. Nach fruchtlosen Verhandlungen entlassen wir sämtliche. Nur einer, Rehman Ganai, von uns Ramona gerufen, bleibt uns treu trotz der Drohungen seiner Kameraden. Wir befördern ihn aus Dankbarkeit zu unserem Leibkoch. Er war die ganze Expedition hindurch unsere wertvollste Stütze, das Vorbild eines braven Kulis, unser einziger Diener dieser Gattung. Durch Vermittlung des Bürgermeisters von Astor gelingt uns die Anwerbung von 110 Kulis aus Astor und 40 Balti-Kulis.

Unser Weitermarsch wird durch die von mir eingangs schon erwähnte Verordnung der Kaschmir-Regierung bedeutend erschwert. Wir haben nämlich die Erlaubnis zum Betreten des Chilas-Gebietes nur unter der Bedingung erhalten, daß wir unseren Weg durch keine Siedlungen legen. Diese Maßnahme, die hart klingt, steht in ursächlichem Zusammenhang damit, daß bei unserem Durchzug vermieden werden soll, die Bewohner ihrer ohnedies äußerst knappen Lebensmittel zu berauben. Natürlich wäre es für uns bedeutend müheloser gewesen, dem Laufe des Indus folgend, die Nordseite des Nanga zu erreichen. So aber, um die Siedlungen in den Tälern des Chilas-Gebietes zu umgehen, sind wir gezwungen, unseren Anmarsch über drei 3000 bis 4000 Meter hohe Himalaja-Kämme zu legen. Diesen Weg zu finden ist Aufgabe des Vortrupps von Bechtold und Aschenbrenner mit vier Kulis, verwegen aussehenden Burschen, die wir in Astor angeworben haben. Bereits im Laufe des nächsten Tages halte ich einen Brief meines Freundes in Händen, in dem er mir mitteilt, daß er seinen Packsack mit Bergschuhen und anderen unentbehrlichen Dingen vergessen habe. Diese Nachricht schließt mit dem wahrhaft klassischen Satz: „Wie es gekommen ist, weiß ich nicht, Du wahrscheinlich auch nicht." Aber die beiden — Bechtold und Aschenbrenner — besinnen sich nicht lange und besteigen in Ermangelung ihrer Bergstiefel in gewöhnlichen Schuhen leicht und elegant einen schneebedeckten Viertausender.

Nachdem Aschenbrenner und Bechtold den Weg über den ersten Himalaja-Kamm erkundet und festgelegt haben, reiten wir an der verfallenen Burg des Radjas vorbei durch das romantische Astortal. Wild schäumen die braunen Wasser des Flusses dem Indus zu. Dort, wo von den kahlen Hängen kleine Wasserläufe herabkommen, leuchten große Buschen Heckenrosen am Weg in roter Pracht. Nach 20 Kilometer langem Ritt kommen wir nach Dashkin, das mit seinen Lehmhütten wie ein Räubernest am Felsen klebt. Bald nachher überquert die Straße eine Geländerippe und wir gelangen in den schattigen Muskin-Foreſt. Nach der Kahlheit der zurückgelegten Strecken empfinden wir die Schönheit dieses Bergwaldes doppelt dankbar. Darnach wieder die endlose Öde der unbewachsenen Steilhänge, bis sich uns schließlich ganz unvermittelt der überwältigende Anblick des tief unter uns liegenden Industales bietet.

Bald liegt Doian vor uns, das wir aber nicht betreten. Der Zeiterspannis halber schlagen wir unser Freilager oberhalb Doian in einer wunderschönen Waldlichtung auf. Hier verbringen wir die nächsten beiden Tage mit dem Umpacken der Pferdelasten zu Trägerlasten. In mühsamer Arbeit stimmen wir die Lasten auf je 23 Kilo für die Tragsäcke ab. Das ist das geringste Gewicht, das je Kulis im Himalaja zu tragen gegeben wurde. Trotzdem weigern sich unsere Helden, selbst dieses stark eingeschränkte Gepäck zu befördern. Erst nachdem wir ihnen den Laufpaß gaben, besinnen sie sich eines besseren und kehren reumütig zurück.

Leider haben wir immer wieder die bittere Erfahrung machen müssen, daß unsere Kulis bei weitem nicht die Arbeitsfreudigkeit und Leistungsfähigkeit der Träger vom östlichen Himalaja besitzen. Sogar die Hunzas, die wir als Hochträger angeworben hatten und die im Lichartal zu uns stießen, haben uns schwer enttäuscht. Die großen, kräftigen Gestalten, die einen vorzüglichen, vertrauenerweckenden Eindruck machen, haben nicht gehalten, was sie versprachen. Zunächst hat uns ihr gutes Aussehen, ihre stolze Haltung veranlaßt, sie als unser „Leibregiment" zu bezeichnen, bis wir in den Hochlagern ihre völlige Untauglichkeit entdecken mußten. Über Lager IV sind nur ganz wenige hinausgekommen; bis zu Lager VI ist nur ein einziger in gesundem Zustand gelangt. Trotzdem waren wir auf sie angewiesen, weil die erprobten zuverlässigen Darjeelingsträger schon für andere Expeditionen verpflichtet waren.

Im Osthimalaja haben die Kulis auch eine wesentlich einfachere Ernährung. Sie schütten Mehl in den Tee und kochen eine Art Knödel daraus. Unsere Leute dagegen weigerten sich grundsätzlich, etwas anderes zu essen als ihre Tschupatis, etwa fünf Zentimeter dicke Fladen aus Wasser und Mehl, die auf einer Eisenplatte gebacken werden. Die dazu erforderliche Hitze kann nur durch Holzfeuer erzielt werden, unsere Benzin-

kocher reichten dafür nicht aus. Daraus ergab sich die sehr unangenehme Schwierigkeit, daß die Tschupatis im Hauptlager gebacken und von dort in schweren Lasten zu den Hochlagern gebracht werden mußten.

Die Überschreitung der drei Kämme, des Lichar-, des Buldar- und des Rakiot-Kammes läßt uns die ganze Abenteuerlichkeit eines Vordringens in fremdem, unwegsamem Land erleben. Steil müssen wir hinauf, ebenso steil wieder hinab. Nach dem Queren eines brausenden Wasserfalls gilt es einen scharfen Felsriegel zu überwinden. In der unbarmherzigen Hitze der Täler sind die endlosen Märsche, auf denen wir stundenlang ohne einen Tropfen Wasser sind, eine nicht zu beschreibende Anstrengung. Nur durch die vorzügliche Wegbezeichnung unseres jeweiligen Vortrupps finden wir uns in dem verwickelten Gelände mit schwierigen Übergängen und heiklen Kletterstellen zurecht.

Vom Buldarkamm aus haben wir den überwältigenden Anblick des Nanga Parbat und seiner mächtigen Trabanten; neben dem himmelstürmenden Dreigestirn der 6800 Meter hohen Chongra Peaks ragen die kühne Spitze des 7070 Meter hohen Rakiot Peak und der trutzige 6500 Meter hohe Ganalo Peak auf.

Im unteren Buldarlager entschließen wir uns einen Vorstoß über den Buldargletscher zu versuchen. Vielleicht ist es möglich den Nanga schon von hier aus zu erreichen, was uns den schwierigen Lastentransport über den Rakiot-Kamm und viel Zeit und Kosten ersparen würde. Außerdem ermutigt uns zu diesem Plan die neueste Nanga-Parbat-Karte des Survey of India. In ihr ist — fälschlicherweise — der Buldar-Gletscher so eingezeichnet, als lasse sich über ihn der kürzeste Anstieg zum Nanga durchführen. Ihn zu erkunden, ziehen Bechtold, Hamberger und Herron in hoffnungsfreudiger Stimmung aus. Aber bei einer Windung zeigt sich, daß der Gletscher, über den der Aufstieg erfolgen sollte, in einen überhängenden, unüberwindlichen Eisbruch übergeht. Damit ist der Traum von dieser Zugangsmöglichkeit zum Nanga Parbat zu Ende geträumt.

Also müssen wir es anders packen. Von Kunigk und Aschenbrenner, die seit Tagen im Rakiot-Tal den Weg erkunden, kommen günstige Meldungen. Sie sind bereits bis zum Rakiot-Gletscher vorgedrungen und erwarten uns. Nach wilden, rinnendurchfurchten Hängen leuchten uns endlich die grünen Matten des heißersehnten Rakiot-Tales, des Zuganges zum Nanga. In majestätischer Größe türmen sich seine Mauern vor uns auf, unser ganzes Denken gilt von jetzt ab dem Ausfindigmachen des besten Anstiegweges.

Niedergehende Staublawine (bei Lager II)
Aufnahme: DSSt.

Willy Merkl überspringt einen Bergschrund bei Lager V

Lichtbild: DHSt.

Auf einem vorgebauten Felsriegel stehen unsere Zelte. Steil unter uns brausen die Wasser des Rakiotflusses dem Indus zu. Dieses erste Lager im Rakiot-Tal taufen wir wegen der in unvorstellbaren Mengen vorhandenen Fliegen das „Fliegenlager". Es ist gerade kein angenehmer Aufenthalt. Leider gibt es bei der drückenden Hitze auch viele Kranke unter den Kulis, sodaß unser Arzt alle Hände voll zu tun hat. Bei solchen Marschpausen ist er immer die gesuchteste Persönlichkeit des ganzen Lagers. Vor den Medizinkoffern stehen die Leute in langen Reihen und klagen ihre Gebrechen. Der eine hat Zahnweh, der andere Schmerzen in der Magengegend, dem dritten fehlt gar nichts, aber er möchte gern eine so schön rosaschimmernde Leukoplastbinde tragen oder eine verzuckerte Pille bekommen.

Wir dringen nun weiter ins obere Rakiot-Tal vor. Über einen steilen Rücken gelangen wir schließlich auf eine ausgedehnte Wiesenhochfläche. Noch ein kurzes Wegstück und die „Märchenwiese" breitet sich vor uns aus. In großartiger Lieblichkeit liegt sie in dem hellen Grün der Matten, bestickt mit den Sternen des Edelweiß, umschlossen von den Stämmen des Hochwaldes. Wie ein Stück unzerstörtes Paradies erscheint uns die Märchenwiese oberhalb der Gletscherzunge, überragt von der eisgepanzerten Nordflanke des Nanga und seiner Gefolgschaft. Es überrascht uns Europäer, daß hier in 3000 Meter Höhe noch über dem Gletscher uralter Hochwald mit mächtigen Tannen, mit leuchtenden Birken steht. Ganz stark empfinden wir vor diesem Anblick die Verwandtschaft des fremden Gebirges mit den Bergen unserer Heimat; nur sind hier Verhältnisse und Eindrücke der Alpen gesteigert in die unvorstellbaren Maße des Himalaja, dieser Heimat für den indogermanischen Menschen, der in den Bergen geboren und ihnen verfallen ist.

Hier errichten wir das zweite Rakiot-Lager. Unter den Klängen des Liedes „Teure Heimat, sei gegrüßt" wird das erste bayerische „Gselchte" angeschnitten, ein großer und feierlicher Augenblick.

Am 24. Juni ersteht im oberen Rakiot-Tal das vorläufige Hauptlager. Es liegt 3200 Meter hoch und noch in der Waldzone. Zwischen leuchtenden Birken stehen die Zelte. An uns vorbei zieht der Rakiot-Gletscher talwärts. Seine zerborstenen Eismassen reichen tief hinein in das dunkle Grün der Wälder, schieben sich zwischen die Bergwiesen, auf denen Herden langhaariger Kaschmirziegen weiden. Die Bewohner der Chilas-Täler treiben die Tiere so hoch hinauf, weil unten an den Ufern des Indus die glühende Hitze alle Pflanzen und Weideplätze verdorrt und verbrennt.

Sämtliche Teilnehmer sind nun versammelt. Die Lasten treffen im Pendelverkehr ein. In die frohe Geschäftigkeit dieser Tage fällt ein Schatten, der in seiner unheilvollen Auswirkung bestimmend für den ganzen Verlauf der Expedition wird, weil er unseren Aufmarsch in der dafür festgesetzten Zeit unmöglich macht. Seit zehn Tagen können jetzt zum erstenmal die Lasten wieder gezählt werden. Dabei stellt sich heraus, daß zehn Transportsäcke gestohlen worden sind, welche die gesamte Kuliausrüstung für etwa vierzig Mann enthielten. Wie und wo der Diebstahl geschehen ist, bleibt ungeklärt. Die beiden in Betracht kommenden Täler werden vom Political-Agent mit hohen Geldstrafen belegt — aber das kann unseren unersetzlichen Verlust nicht wieder gutmachen. Wir besitzen nur mehr vier gute und fünf geringere Ausrüstungen für die Leute und wissen nicht, wie wir diese für die Hochregionen kleiden sollen. Doch nützt alles Jammern nichts — wir müssen auch diesen Schicksalsschlag schließlich mit gutem Humor überwinden. Gottlob ist immer einer da, der den Funken verglimmenden Lachens wieder neu entfacht. Wir zerschneiden die Packsäcke und machen daraus Hosen für die Kulis. Und es herrscht unter diesen kindliche Freude über ihre neue Ausrüstung. Gewichtigen Schrittes stolzieren sie durch die Zeltstadt.

Der Berg lockt und zieht. Vierhundert Meter höher finden wir einen noch geeigneteren Standort für das Hauptlager, das wir hier endgültig errichten. Last für Last wandert den Weg am Rande des wilden Rakiot-Gletschers hinauf, vorbei an den ewig krachenden Eistürmen. Das Lager selbst aber ist ein Idyll. In weicher, grüner Mulde liegt die stattliche Zeltstadt 3600 Meter hoch am Fuße der großen Stirnmoräne. Mächtige Berge bewachen den stillen Lagerfrieden; auf der einen Seite das formenschöne Dreigestirn der Chongra Peaks, auf der anderen der finstere Ganalo Peak und dazwischen die furchtbare Steilmauer des Nanga Parbat.

Am 29. Juni sind noch einmal alle Teilnehmer und Kulis im Hauptlager versammelt.

Wer den idyllischen Frieden unseres Lagers sieht, ahnt nicht, daß hinter der nahen Stirnmoräne täglich ein harter Kampf gekämpft wird. Der Nanga hält sich uns gebieterisch vom Leib und schiebt zwischen seinen Gipfel und unser Hauptlager einen Höhenunterschied von 4500 Metern! — Von Jammu, der Endstation der Eisenbahn, bis zum Hauptlager haben wir in 45 Tagen eine Strecke von etwa 600 Kilometer zurückgelegt. Fünf Pässe, darunter drei weglose, sind überschritten worden;

unser Anmarsch wurde zu einem der bisher längsten aller Himalaja-Expeditionen.

Beim Studium des Nanga-Massivs war ich zu dem Entschluß gekommen, den Berg von der Nordostseite anzugreifen. Die von uns angetroffenen Verhältnisse haben dieser Entscheidung recht gegeben. Der Südabsturz war schon von Mummery als unersteigbar erkannt. Mummery hatte zunächst einen Versuch von Nordwesten her gemacht, ihn aber in 6400 Meter Höhe als aussichtslos abgebrochen. Er wollte dann ins Rakiot-Tal hinüberwechseln, ist aber auf dem Wege dorthin verschollen. Die Wegführung Mummerys durch die Diamirai-Flanke ging über einen schwierigen Felsgrat bis in eine Höhe von über 6000 Meter. Von dort bis zum Gipfel erhebt sich ein steiler, geschlossener Eishang von fast 2000 Meter Höhe. Um diesen äußerst lawinengefährlichen Gipfelhang und die den Nachschub sehr erschwerende lange Felskletterei zu vermeiden, habe ich mich im Gegensatz zu Welzenbach, der Mummerys Weg durchführen wollte, entschlossen, den Anstieg auf die Nordostseite zu legen. Auf dieser Seite besaß ich drei Möglichkeiten: den Nordgrat vom Diamirai-Paß her, den Ostgrat vom Rakiot Peak aus und die Nordostflanke. Für uns hat sich eine Verbindung der Begehung des Rakiot-Gletschers mit der Erreichung des Ostgrates ergeben. Dieser Grat führt, wie wir von Lager VII aus feststellen konnten, in allmählicher Steigung in den Sattel zwischen den beiden Ostgipfeln. Vom Rakiot- und Buldar-Kamm aus sahen wir deutlich das sanft geneigte Plateau, das von den Ostgipfeln aus mit einem Höhenunterschied von vier- bis fünfhundert Metern das letzte, vermutlich technisch leichte Wegstück zum Gipfel bildet.

Wir wollen nun über den Rakiot-Gletscher vordringen und über ihn in den Sattel zwischen Rakiot Peak und den Ostgipfeln des Nanga gelangen, um von dort über den Grat den Gipfel zu erreichen. Auf den Terrassen des Gletschers legen wir den ungefähren Standort der Hochlager fest.

Der Angriff auf den Nanga Parbat

Am 30. Juni beginnt der Angriff. Gleich der erste Tag ist ein Großtransporttag. Sechs Sahibs und einundzwanzig Kulis machen sich auf den Weg zum Lager I. Um 3 Uhr morgens ertönt der Weckruf. Im Schein der Lampen stolpert der Zug langsam über die Matten, über die klobigen Blöcke hinauf bis zur Moränenschneide. Über den Chongra Peaks beginnt es zu tagen. Am wildzerklüfteten Ausläufer des Gletschers

seilen wir uns an; jeder Sahib nimmt zwei Kulis. Auf dem harten Schnee kommen wir rasch vorwärts. Hoch oben am Gipfel des Nanga Parbat, etwa 4000 Meter über uns, flammt das erste Licht des jungen Tages auf. Langsam flutet die blendende Helle über die gewaltige Steilmauer auf den Gletscher herab. In den Eisflanken krachen die ersten Lawinen. Unsere Träger sind in bester Stimmung; hinter uns tanzen vier Leute unter ihren schweren Lasten zum Rhythmus ihrer Heimatlieder — das sind die gleichen Männer, die am nächsten Tage Streit und Zank und Ärger bereiten.

Scheinbar nahe liegt das Lager I unter einem großen Serak. Aber endlos scheint uns der Weg bis dorthin. Hier bekommen wir den ersten Vorgeschmack von den Ausmaßen des Himalaja. Der letzte Steilhang entpuppt sich als böser „Schinder". Mehrmals fliegen die schweren Rucksäcke in den Schnee zu kurzer Rast. Endlich stehen wir droben am kleinen Zelt des Lager I, 4600 Meter hoch. Zwei von uns bleiben mit sechs Kulis hier, um am nächsten Tag nach Lager II vorzudringen. Wir anderen steigen mit den restlichen Leuten wieder zum Hauptlager ab. Der Weg über den aufgeweichten, spaltenreichen Gletscher erfordert alle Umsicht. Dann und wann bricht einer durch eine trügerische Brücke in eine Spalte ein und wird von kräftigen Händen wieder heraufbefördert.

Um so lieblicher leuchten nach den Schnee- und Eiswüsten des Gletschers die blumenübersäten Matten, und wohlig sitzt man des Abends nach des Tages Mühen am glosenden Lagerfeuer.

Aber nicht alle Transporttage verlaufen so harmonisch. Einmal entgleitet einem Träger eine Last und stürzt tief in eine Gletscherspalte hinab. Alle mit großer Angriffsfreudigkeit unternommenen Bergungsversuche bleiben erfolglos. Nun ist zu bemerken, daß unter den Gepäckstücken viele sind, denen nicht eine Träne nachgeweint würde. Aber diese verlorene Last ist natürlich eine der besten: eine Sammlung edlen Camembertkäses, nach dem am Abend die müde Hand des abgekämpften Kriegers verlangend greift; außerdem ein Sack wundervoller kalifornischer Birnen, ein Hochgenuß für den ausgedörrten Gaumen des Eismannes. Die Last ist hin — möge ihr das Eis des Rakiot-Gletschers leicht werden! Aber wir werden sie nie vergessen.

Am nächsten Morgen sitzen wir eben beim Frühstück im Hauptlager, als ein Sahib mit vier Hunzas höchst unprogrammäßig vom Lager I zurückkommt. Alles springt auf, läuft und steht um die Ankommenden herum. Die Leute machen erschreckte Gesichter. Was ist geschehen? In der

Nacht ist eine riesige Eislawine in der Nähe des Lagers I niedergegangen. Der gewaltige Luftdruck hat die Zelte eingedrückt, die Bambusstäbe wie Zündhölzer geknickt. Die Kulis sind in ihrem fassungslosen Schrecken kaum zu beruhigen. Nur ein einziger Träger ist gewillt nach Lager II vorzustoßen, alle anderen weigern sich weiterzugehen. Was nun? Die Leute zeigen sich tief erschrocken und bringen die übrigen Hunzas in große Unruhe. „Nun hat der Gott des Nanga nach uns geworfen", dies Wort geht unheilkündend von Mund zu Mund. Schlimme Geistergeschichten spuken herum. Wie schon so oft, versucht unser englischer Begleiter Captain Frier sachlich und mit großem Geschick zu vermitteln. Umsonst, die bis in die Nacht hinein geführten Unterhandlungen verlaufen ergebnislos. Die Leute sind maßlos verstört und durch nichts zu bewegen nach den Hochlagern aufzusteigen. Inzwischen wartet unser Kamerad, der droben in Lager II an seiner Eishöhle baut, vergeblich auf Nachschub.

Erst am nächsten Tag gelingt es, die Träger etwas zu beruhigen. Aber sie stellen eine ganz unerhörte Lohnforderung. Vorläufig bleibt uns nichts anderes übrig, als ihnen das Verlangte zu zahlen. Die Kulis werden nun in vier Gruppen eingeteilt, die abwechslungsweise unterwegs sind und gegenseitig die Kleider austauschen müssen. Viele unserer Kulis werden schon in 5000 Meter Höhe bergkrank; wenn man mit sechs Mann Nachschub rechnet, kommen nur vier; will man mit vier Hochträgern aufbrechen, dann gehen nur zwei! Als Eisenbahner liegt mir das Fahrplanausarbeiten nahe. Ich habe deshalb einen „Fahrplan" verfertigt, welcher die Fortbewegung zwischen den einzelnen Lagern übersichtlich darstellt. Leider nur auf dem Papier! Die rauhe Wirklichkeit am Berg schreibt andere Zeiten.

Langsam kommt der große Nachschub-Apparat wieder in Bewegung. Der Angriff geht weiter. Vor allem gilt es nun, Lager II mit Lebensmitteln zu versorgen. Zwei Sahibs sollen inzwischen Lager III errichten. Alle leistungsfähigen „Mannen" werden mitgenommen. Der Weg geht durch wilde Seraks steil hinauf nach Lager II. Kurz unterhalb des Lagers ist der Gletscher durch einen riesigen Eisbruch gespalten, über den nur eine ganz schmale Schneebrücke führt. Um uns diesen wichtigen Übergang zu erhalten, wird über die Spalte auf die folgende Steilstufe eine Leiter gelegt, die sich bis zu unserem Rückzug im September ausgezeichnet bewährt. An vielen anderen Stellen aber ist der Gletscher in derart schneller Bewegung, daß sich in ganz kurzer Zeit die eben noch überschreitbaren Spalten in starkem Maße erweitern und dadurch ihre

Gangbarkeit unmöglich wird. So sind wir gezwungen, den Weg des öfteren umzulegen. Besonders der untere Teil des Gletschers wird so spaltenreich, daß wir den gefürchteten und mühsamen Weg über das grobblockige Geröll der Moräne in Kauf nehmen müssen.

Das Lager II liegt herrlich, 5100 Meter hoch, auf der ersten großen Terrasse des Gletschers inmitten wildzerklüfteter, abenteuerlicher Eisgebilde. Drei Zelte stehen in einem Windgraben, ihnen gegenüber ist eine geräumige Eishöhle gebaut. Fast den ganzen Raum darin nimmt das vierschläfrige „Bett" ein, eine Bank aus Schnee, auf welche die Schlafsäcke gelegt werden; als Unterlage dient eine ein Zentimeter starke Platte aus Schaumgummi. In die Seitenwände der Höhle werden zur Unterbringung des Proviants Nischen eingebaut. Leider stößt man dabei zuweilen auf eine große Spalte, durch welche der „Atem der Natur" mehr schneidend als romantisch in das Gemach hereinpfeift. Kann man in einem derartigen Schneeloch schlafen? Ausgezeichnet! Wenn des Nachts der Höhleneingang mit einem leeren Packsack verhängt ist, herrscht im Innern eine so erträgliche Temperatur, daß man sogar die Jacken ausziehen kann.

Eine Höhle sachgemäß zu bauen, nimmt zwei Leute volle zwei Tage in Anspruch. Während der eine sich gleich einem Maulwurf mühsam in den harten Schnee hineinwühlen muß, obliegt es dem andern, die herausgeschleuderten Schneebrocken wegzuräumen. Aschenbrenner hat die Höhle von Lager II fast allein gebaut, Kunigk und Herron haben die von Lager III mit entschieden künstlerischem Schwung und architektonisch sehr geschickt angelegt: ein mächtiger Mittelpfeiler trägt das ganze Gewölbe.

Aber die Temperaturunterschiede verleiden uns die Freude an unseren Höhlen. In Gegensatz zu der herrschenden Meinung, daß man im Himalaja keine Flanke benützen soll, sind wir gezwungen, unseren ganzen Anstieg durch Hänge zu führen. Beschützt von hohen Graten, liegen dieselben im Windschatten und sind daher der Bestrahlung derart ausgesetzt, daß die Sonne darin wie in einem Hohlspiegel brennt. Die Hitze im Juli und August ist so unerträglich, daß wir nur bis 11 Uhr vormittags arbeiten können. Die starke Strahlungswärme auf dem Gletscher wirkt sich für die Eishöhlen höchst nachteilig aus. Den ganzen Tag über rieselt das Wasser an den Wänden herunter, tropft und sickert von der Decke und macht dadurch den Aufenthalt wenig angenehm. Nachts natürlich ist heilige Stille. Das Tropfen hört auf. Wände und Decken werden eisig hart; das kann man beim ersten Aufrichten, wenn man sich schlaftrunken

den Kopf daran stößt, einwandfrei feststellen. Außerdem empfinden wir die Temperaturunterschiede am eigenen Leibe zu stark: von der glühenden Sonnenhitze des Gletschers in den Eishauch der Höhle ist es nur ein Schritt, aber schon nach einigen Minuten schüttelt uns die Kälte derart, daß wir schleunigst die Höhle wieder verlassen.

Die Eishöhlen bewähren sich also bei uns nicht allzu gut. Dagegen machen wir mit den Zelten die besten Erfahrungen. Neben einigen anderen Modellen haben wir in der Hauptsache die geschlossene Hauszeltform; sie ist uns viel lieber als die offene, weil sie rascher und standfester aufzustellen ist und durch ihre völlige Schnee- und Windabdichtung größeren Schutz gewährt. Dabei bevorzugen wir die größeren Typen, da sie mehr Luftraum bieten als die kleinen.

Ob Eishöhle oder Zelt — das frühe Aufstehen in den Hochlagern ist immer eine Qual. Wenn es so leicht ginge wie das Niederlegen, dann wären wir das Vorbild aller Himalaja-Expeditionen. Aber, aber! Eine Stunde lang rufen wir nach Ramona, unserem Koch, damit er das Frühstück bringe. Ramona ist unser Juwel und ein Geschenk des Himmels. Man weiß nie wie er es schafft, so rasch die harten Eisbrocken in duftenden Kakao zu verwandeln. Aber er schläft einen todähnlichen Schlaf; und niemand bringt es fertig aus den herrlich warmen, daunengefütterten Schlafsäcken aufzustehen und Ramona wachzurütteln. So wird es oft programmwidrig spät, bis der Aufbruch gelingt.

Am 5. Juli wird es auch beinahe 5 Uhr, bis der erste Transporttrupp nach Lager III abmarschiert. Gleich hinter Lager II führt der Weg durch eine abenteuerliche Serakgasse und schraubt sich in großem Bogen durch die steilen Eisbrüche des Südlichen Chongra Peak empor auf eine Firnterrasse. Die Kulis bewegen sich auf dem harten, steilen Schnee sehr unsicher. Lang zieht sich der Weg nach Lager III. Endlich nach einem Eiswall stehen wir unvermittelt vor dem kleinen Zelt in 5400 Meter Höhe. Auf unseren Kampfruf kommen unsere beiden Kameraden hervor und zeigen uns stolz ihre halbfertige Eishöhle. Sie wird noch geräumiger ausgebaut und ein Kochstand errichtet. Hier brummt den ganzen Tag über der Benzinkocher, um für alle Durstigen Tee zu bereiten. Unbarmherzig brennt die Sonne auf den Firn. Durch die in den Höhen sehr beanspruchte Tätigkeit der Atmungsorgane wird der Durst fast bis ins Unerträgliche gesteigert. Noch mehr als wir, leiden die Träger unter dieser Qual; in ihrer Verzweiflung essen sie trotz unseres Abratens immer wieder Schnee und werden dadurch noch durstiger.

Bei der Errichtung der Hochlager kommt es mir so recht zum Bewußtsein, wie gut die Zusammenarbeit mit den Kameraden ist. In uneigennütziger Weise dient jeder der Sache und die schwersten Anstrengungen, die langweiligsten Wartezeiten, die schwierigsten Lagen werden dank der unbedingten Kameradschaft ertragen und überwunden. Von rückhaltloser Offenheit ist der gegenseitige Meinungsaustausch. Hie und da haben einige kräftige Donnerwetter entschieden eine erfrischende Wirkung! Oft haben wir miteinander gesungen, während der Schneesturm um unsere Zelte heulte und ein frohes Wort, ein guter Witz zur rechten Zeit hat uns das Lachen nicht verlernen lassen. Wenn ich hier das Hohelied der Kameradschaft anstimme, ist es ein Dank an alle Freunde, die mit der Treue ihres Zusammenstehens diesen restlos harmonischen Verlauf unserer Unternehmung verbürgt und ermöglicht haben.

Ich kann der Freunde nicht gedenken ohne den Namen dessen zu nennen, den uns ein grausames Geschick für immer entrissen hat: Rand Herron. Er ist auf der Heimreise am 13. Oktober von der Chefren-Pyramide tödlich abgestürzt und noch am gleichen Tage im katholischen Friedhof von Kairo begraben worden. Allen Gefahren des Achttausenders hat er getrotzt. Aber die 150 Meter hohe, von Menschenhand erbaute Pyramide hat ihm den Tod gebracht. Darin liegt die besondere und unfaßbare Tragik seines Endes. Während der ganzen Expedition war er uns ein idealer Gefährte, immer in vorderster Linie, immer opferfreudig für das hohe Ziel. Heiter und gefällig, alles mit allen teilend, ausgezeichnet durch eine jedem wohltuende Güte und Hilfsbereitschaft und nicht zuletzt durch die männliche Entschlossenheit seiner Tatkraft — so steht er vor uns, unser lieber Rand, unser unvergeßlicher Kamerad.

An einem Abend, als wir alles für die Nacht gerichtet haben, staunen wir nochmals gegen Sonnenuntergang. Langsam verglühen die Firne im Licht, höher und höher steigen die blauen Schatten an den Eisflanken. Nur um den Gipfel des Nanga Parbat leuchten noch die letzten Sonnenstrahlen. Da plötzlich tönt in den unsäglichen Glanz und Frieden dieses Abends ein donnerndes Krachen. In den Wänden des Nanga-Ostgipfels geht ein Eisbruch von nie gesehenen Ausmaßen nieder. Hinter einer Geländewelle, unseren Blicken verborgen, schlagen die gewaltigen Eismassen auf den Gletscherboden auf. Wieder herrscht Stille, atemlose, unheimliche Stille, und dann wächst aus der Tiefe mit weißem Brodeln die Wolke, steigt höher und höher und deckt den ganzen Berg. Wie gebannt stehen wir vor dem anwachsenden Wunder. Erst als der alles

durchdringende Eishauch unser Lager trifft und der Schneestaub die klare Helle des Abends verdunkelt, tasten wir uns schaudernd nach dem Höhleneingang. Minutenlang wird es Nacht. Aus dem Grauen geboren, fegt der Sturm über uns hin. Als sei Neuschnee gefallen, liegt eine dicke Schicht Eisstaub vor unserer Höhle. Wir kriechen still in unsere Schlafsäcke.

Der Berg lockt und zieht. Für unsere Angriffslust geht das Vordringen viel zu langsam. Die Reihen unserer Träger lichten sich durch Erkrankungen. Immer wieder schauen wir hinauf zum leuchtenden Gipfel, erregt von dem Gedanken, daß der mächtige Berg vielleicht unser werden könnte. Am Morgen des 8. Juli breche ich mit Bechtold auf, um das Lager IV festzulegen. Der Anstieg führt unter drohenden Seraks vorbei in eine Firnmulde. Das ist das einzige Wegstück am Nanga, bei dem man mit Erfolg Skier verwenden könnte. Droben auf der obersten Terrasse des Gletschers finden wir einen durch viele Vorteile ausgezeichneten Platz. Hier in 5800 Meter Höhe soll Lager IV errichtet werden. Es wird das Standlager für den eigentlichen Angriff, für den letzten, harten Entscheidungskampf um den Berg. Es hat eine ungemein günstige Lage. Wir können von hier aus den ganzen Weg bis zum Hauptlager hinab übersehen und alle aufsteigenden Partien feststellen, ein Vorteil, den wir später bei den starken Schneefällen, als die einzelnen Lager oft tagelang voneinander abgeschnitten sind, besonders schätzen lernen. Bergwärts geht der Blick frei über die 800 Meter hohe Steilmulde. Sie ist das stärkste Bollwerk des Nanga, gefürchtet wegen ihrer großen Steilheit und drohenden Lawinengefahr und dennoch die einzig für uns in Frage kommende Anstiegsmöglichkeit.

Der Ausbau des Lagers IV, des wichtigsten Stützpunktes für den weiteren Angriff, nimmt viele Tage in Anspruch. Zwei Höhlen werden in den Schnee gegraben. Die eine dient als Schlafraum für die Kulis und als Proviantlager, die andere beherbergt Ramonas Küche. Dazwischen steht die kleine Zeltstadt. Lustig flattern die Wimpel, bunt leuchten die deutschen, österreichischen, amerikanischen und englischen Farben in dieser Welt des ewigen Eises. Eines Tages bekommen wir hohen Besuch: Miß Knowlton steigt tapfer herauf bis zu uns, als seltener Gast herzlich begrüßt. Sonst erledigt sie mit großem Eifer und Geschick die wöchentlichen Presseberichte für die englischen und amerikanischen Zeitungen und waltet im Hauptlager durch Verteilung des Proviants, Anweisungen für die Köche und allerhand Näharbeiten hausfraulich ihres Amtes.

Die Ankunft der Post ist hier in 6000 Meter Höhe jedesmal ein Fest. Wenn der Träger mit dem Postsack kommt, wird alles stehen und liegen gelassen; die Gedanken und Träume gehen über das Gipfelmeer des Hindukusch in die ferne Heimat. Ein sehr nettes Telegramm erreichte uns leider nicht und das kam so: ein Augsburger Freund wollte uns ein Kabel und gleichzeitig einem jungen Paar ein Telegramm zur Hochzeit schicken. Bei der Aufgabe wurden die Depeschentexte verwechselt und das erstaunte Brautpaar erhielt folgendes Hochzeitstelegramm: „Heißeste Glückwünsche zum Endkampf!"

In diese Zeit fallen auch die beiden ersten großen bergsteigerischen Erfolge der Expedition. Zwei Teilnehmer ersteigen am 14. Juli erstmals den Südlichen Chongra Peak (6448 Meter) und am 16. Juli den Rakiot Peak (7070 Meter), den elften unter den bisher erstiegenen Siebentausendern der Erde.

Am 18. Juli sammeln sich sämtliche Teilnehmer in Lager IV. Alle Vorbereitungen für den großen Angriff sind getroffen. Und am gleichen Tage ist das bisher beispiellos schöne Wetter zu Ende. Es schneit. Und es schneit auch noch den nächsten und übernächsten Tag. Warten ist nie schön; im Schnee liegen und warten aber ist häßlich. Wir warten auf die Sonne und auf den Nanga Parbat, wir warten von einer Mahlzeit auf die andere, die uns der getreue Ramona bringt. Das ist unser einziger Trost in diesen Tagen. Unser Tatendrang wird auf eine harte Probe gestellt. Gipfel- und Siegerträume liegen begraben unter dem tiefen Neuschnee. Monsungespräche machen die Runde und lähmen die Zuversicht. Wenn dies der Monsun sein und unser Angriff in 5800 Meter Höhe kläglich enden sollte! Auf unseren Zeltdächern häuft sich der Schnee. Langsam vergehen die Tage.

Unser Arzt stellt bei einem der Teilnehmer eine ernstliche Blinddarmreizung fest. Das Wort Blinddarmentzündung hat in 6000 Meter Höhe einen besonderen Klang. Erst langsam wird uns klar, was es heißt, gerade jetzt beim Hauptangriff einen unserer Tüchtigsten vom Stoßtrupp und unseren vielbenötigten Arzt zu verlieren. In all unsere Sorgen hinein klart das Wetter auf. Wie eine Verheißung leuchtet durch die dünne Wolkendecke das Blau des Himmels. Überwunden und vergessen die lähmende Zeit des untätigen Wartens! Mit siegender Kraft lockt die Sonne zum Angriff, zur Tat!

Am 23. Juli brechen Bechtold, Aschenbrenner, Herron und ich nach Lager V auf. Wir müssen ohne Kulis gehen, unsere Träger sind ausnahmslos erkrankt. Also kämpfen wir vier uns allein in redlicher Arbeit vorwärts. Grausam drücken die schweren Rucksäcke. Langsam nur kommen wir in dem tiefen, immer schlechter werdenden Schnee weiter. In den Abbrüchen der Vorkuppen des Rakiot Peak bäumt sich die Firnwand steil auf. Hier wird die Spurarbeit zur vollständigen Qual. Endlich stehen wir nach harter Mühe droben am Rande der nächsten Eisterrasse. Aber lange zieht sich noch der Weg bis zum Lager V. In der Eintönigkeit des Aufwärtsstapfens empfinden wir einen klaffenden Bergschrund als willkommene Abwechslung. Mit einem gewaltigen Sprung setzen wir über die gähnende Tiefe der Spalte hinweg — und dann gelangen wir bald zu jener Stelle, wo die Rakiotbezwinger auf ihrem Rückweg eine kleine Eishöhle angelegt haben. Ein herrlicher Platz, dies Lager V in 6200 Meter Höhe! Vor uns türmen sich die ewigen Eisburgen des Karakorum auf, der in seiner Wucht noch größer, in seinen Formen noch kühner ist als der Hindukusch. Nah erscheint der Ostgipfel des Nanga Parbat, berechtigt die Hoffnung, morgen den Grat zu erreichen.

Aber über dem folgenden Tag leuchtet kein guter Stern. Um 3 Uhr früh brechen wir auf. Der anfänglich gute Schnee geht bald in tiefen Bruchharsch über; mit unseren Lasten sinken wir knietief ein. Gespenstisch leuchten die Lichter unserer Lampen an den Eishängen hinauf. Die Spurarbeit in 6300 Meter Höhe erfordert die letzten Kräfte. Wir kommen mit unseren schweren Rucksäcken trotz aller Willensaufbietung nicht mehr weiter und müssen, so hart es uns fällt, wieder zurück. Aschenbrenner, der sich am Rakiot Peak die Zehen erfroren hat, klagt über große Schmerzen. Da die Erfrierungen 3. Grades sind, entscheidet es sich rasch, daß er absteigen muß. Dadurch scheidet wieder einer unserer Besten für den Weiterangriff endgültig aus. Uns allen fällt dieser Abschied sehr schwer.

Die Ereignisse treiben nun auf die Entscheidung zu. Jetzt gilt es vor allem das Problem der „Mulde" zu lösen. Ein Aufstieg über den Rakiot Peak zum Grat kommt nicht in Frage. „Mulde" war unser Sammelausdruck für eine nahezu 800 Meter hohe Steilwand, deren unterer Teil durch steile Eishänge und gefährliche Seraks gekennzeichnet wird. Ihr oberer Teil besteht aus Schneehängen, die durchschnittlich 50 Grad Neigung aufweisen.

Vorläufig sind Bechtold und ich allein an der Spitze. Am 25. Juli machen wir uns auf den Weg, um das Gelände genau zu erkunden. Seit Wochen beobachten wir es. Nie ist während dieser Zeit eine Lawine abgegangen, trotzdem die Seraks bös genug aussehen. In diesem Augenblick

aber, als wir gerade im Begriff sind in die Mulde einzusteigen, löst sich vom Grat ein Eisturm und geht als riesige Lawine durch die Mulde nieder. Während von Lager IV aus alles voller Spannung hinaufsieht und dies Naturereignis empfindsame Gemüter stark bewegt, sind wir um so entschlossener, den Weg durch die Mulde zu nehmen. Denn an jenem Teil des Grates, wo wir aufsteigen wollen, stehen keine Eisbalkone.

Wir kommen rasch zu den Seraks. Hier wird das Gelände sehr schwierig. Die Steilheit der überhängenden Eisbrüche ist eben so groß wie die Gefahr der mit Einsturz drohenden Eisblöcke. Wir müssen jedes Wegstück vorher genau berechnen, um die heikelsten Stellen in möglichst raschem Tempo bewältigen zu können. Die Überlistung der Gefahrzone gelingt. Nun gilt es, am steilen Eishang hinauf die Stufenreihe zu legen, um den Anstieg für die Nachfolgenden gangbar zu machen. Kerbe um Kerbe schlagen wir in das harte Eis, eine anstrengende Arbeit in dieser Höhe. Pfeifend geht der Atem. Aber Zoll um Zoll arbeiten wir uns an der Steilwand hinauf. Endlich stehen wir droben am Hang. Als wir dann noch die Randkluft erreichen, welche die Mulde in ihrer Mitte durchreißt, sind wir am Ende unserer Kräfte. Aufatmend schütteln wir uns die Hände.

Was ist erreicht? Der Weg durch die Eisbrüche ist gefunden. Der Anstieg ist so gelegt, daß die Lawinengefahr in der Mulde ausgeschaltet ist. Nunmehr ist es nur eine Frage der Zeit, bis wir den Grat gewinnen, bis der Weg zum Gipfel frei liegt.

Hart am Rande der Spalte errichten wir in 6600 Meter Höhe Lager VI. Nach unserem Abstieg ins Lager V treffen wir dort Herron, Simon und Wießner. Noch immer ist es nicht gelungen einige Träger für den Stoßtrupp einzusetzen. Noch immer sind wir deshalb gezwungen alle Lasten selbst zu schleppen, den Weg zwischen den einzelnen Hochlagern zwei- und dreimal zu machen, um Lebensmittel, Zelte und Schlafsäcke für den Angriff nach vorn zu bringen.

Bechtold und Herron sowie Simon und ich suchen nun oberhalb des Lagers VI den Weiterweg zum Grat. Jedoch das harmlos aussehende Gelände steckt voller Tücken. Der Pulverschnee ist eiskalt und grundlos wie Fließsand. Ein Meter Höhe wird mühsam errungen — aber schon gleitet der Spurende wieder zurück. Der ganze Hang über uns ist von ergebnislosen Versuchen durchwühlt.

Am 28. Juli brechen Herron und Simon zu einem neuen Vorstoß auf. Sie kommen immer höher und höher. Es sieht aus, als ob sie tatsächlich den Grat erreichen würden. Aber auch dieser mit so viel Aufopferung und Angriffsfreudigkeit unternommene Versuch endet mit einem Rückzug. Sollen wir hier stecken bleiben, wo der leuchtende Lichtsaum des Gipfelgrates so nahe lockt? Nein, wir müssen hinauf!

In diesem Augenblick, der alle Kräfte auf den Plan ruft, haben wir einen weiteren unersetzlichen Verlust: Herron und Simon klagen über starke Angina und sind gezwungen nach Lager IV abzusteigen. Die Anstrengungen in dieser Höhe bedingen gesteigerte Mundatmung und damit verstärkte Neigung zu Erkältungen.

Der ganze Stoßtrupp ist nun auf uns drei, Bechtold, Wießner und mich zusammengeschmolzen. Wießner, der mir immer viel Arbeit mit den Kulis abgenommen hat, bringt zwei Leute herauf, die einzigen Träger, die bis zum Lager VI gekommen sind. Am 29. Juli versuchen wir zu dritt über den oberen Teil der Mulde vorzudringen, diesmal ohne Rucksäcke, nur mit einer Schneeschaufel bewaffnet. Die Fortbewegung im spurenlosen Gelände wird zur Qual. Wir müssen mit vereinten Kräften durch den tiefen Schnee einen regelrechten Graben pflügen. Bauchtief waten wir im Schnee. Die dünne Luft macht sich empfindlich spürbar. Im Schneckentempo gewinnen wir Höhe. Ein Schritt — fünf tiefe Atemzüge — der nächste Fuß, so kommen wir mit größter Anstrengung weiter.

Noch eine Seillänge und wir stehen am Gipfelgrat! Die Freude dieses Augenblicks läßt sich nicht beschreiben. Was wir seit langem gewünscht und erträumt haben, ist nun Erfüllung geworden. Heiß und hart waren die Kämpfe um diesen Grat. Und nun stehen wir glückstrunken droben auf der lichtumflossenen Warte. Zum ersten Male zeigt sich der Hauptgipfel des Nanga Parbat. In lotrechtem, 5000 Meter hohem Sturzflug bricht er ins Rupal-Tal nieder, ein Eindruck von unvergleichbarer und nie gesehener Wucht der Linien.

Erfüllt von freudiger Zuversicht steigen wir nach Lager VI ab, um am nächsten Tag Zelt, Schlafsack und Lebensmittel auf den Grat zu bringen. Der eine Träger ist bergkrank und schaltet gänzlich aus, der andere weicht nicht von seiner Seite. Solche Schicksalsschläge sind hart. Aber nur jetzt nicht nachgeben, jetzt nicht den Angriff zusammenbrechen lassen!

Deshalb packen Bechtold und ich unverdrossen an und bewerkstelligen den Lastennachschub, der ursprünglich für vier bestimmt war, zu zweit. Schwer beladen brechen wir zum Grat auf, wo Lager VII errichtet werden soll. Qualvoll drücken die Lasten. Keuchend arbeiten unsere

Lungen, unendlich langsam geht es vorwärts. Erst um 7 Uhr abends kommen wir auf den Grat. Es ist bitter kalt; wir haben keine Zeit mehr lange nach einem Lagerplatz zu suchen. Kurzerhand schlagen wir unser kleines Sturmzelt auf einer schmalen Brücke in einer Spalte auf. Morgen wollen wir den sanftgeneigten Grat zum Ostgipfel begehen. Nur 5 bis 6 schöne Tage noch und der Sieg kann unser sein! Nichts anderes mehr können wir denken, mit dieser alles beherrschenden Hoffnung fallen wir, ohne zu essen, hier in 7000 Meter Höhe in einen tiefen, bleischweren Schlaf.

Abgeschlagen!

Am nächsten Morgen aber brauen dichte Nebelschwaden um den Berg. Trotzdem versuchen wir vorzudringen. Umsonst! Schneefall setzt ein und treibt uns zurück. Wir kauern in der Spalte und warten. Es hört nicht auf zu schneien. Uns bleibt nichts übrig, als den Abstieg nach Lager VI anzutreten. Undurchdringlicher Nebel zwingt uns zweimal zur Umkehr, bis wir endlich bei dem dritten Versuch den Weg durch die Mulde finden. Die Spuren des Vortages sind verweht. Bis zu den Hüften müssen wir durch den Schnee stapfen. Um keine Lawine loszutreten, steigen wir senkrecht ab. Einmal, als wir keine andere Wahl mehr haben, müssen wir einen Bergschrund in sehr heikler Ausgesetztheit überwinden. Todmüde erreichen wir Lager VI.

Der unverminderte Schneefall am 1. August läßt uns den schweren Entschluß fassen, auch von Lager VI abzusteigen, um die Lebensmittel der Hochlager zu schonen. Überaus schwierig, zeitraubend und verantwortungsvoll ist der Rückweg mit dem bergkranken Kuli. Der Mann kann sich nicht mehr aufrechthalten, alle Augenblicke stürzt er ins Seil, bleibt lange liegen und schleckt dann wie schwachsinnig den Schnee. Über die steile Eiswand der Mulde bringen wir ihn nur mit der ganzen Kraft und Aufbietung all unserer Nerven hinab. In Lager V treffen wir Captain Frier, unseren zuverlässigen Helfer, mit vier Kulis; nur durch sein Zureden hat er die Leute durch den tiefen Neuschnee bis hierher gebracht.

Weit über das übliche Maß hinaus geht die Kameradschaft unseres englischen Freundes. Unbedingt verlässig, ist er immer der Verabredung gemäß zur Stelle, läßt uns auch unter den schwierigsten Verhältnissen niemals im Stich und kämpft sich mit seinen Leuten selbst in diesem tiefen Neuschnee getreulich durch bis zu uns.

Anhaltend schlechtes Wetter treibt uns weiter zurück auf Lager IV. Der Berg hat sich mit seiner stärksten Waffe, dem Schneesturm, unser erwehrt. Der Schnee und das ständige Kuli-Elend sind uns zur Katastrophe geworden. Der erste große Angriff auf den Nanga Parbat ist abgeschlagen!

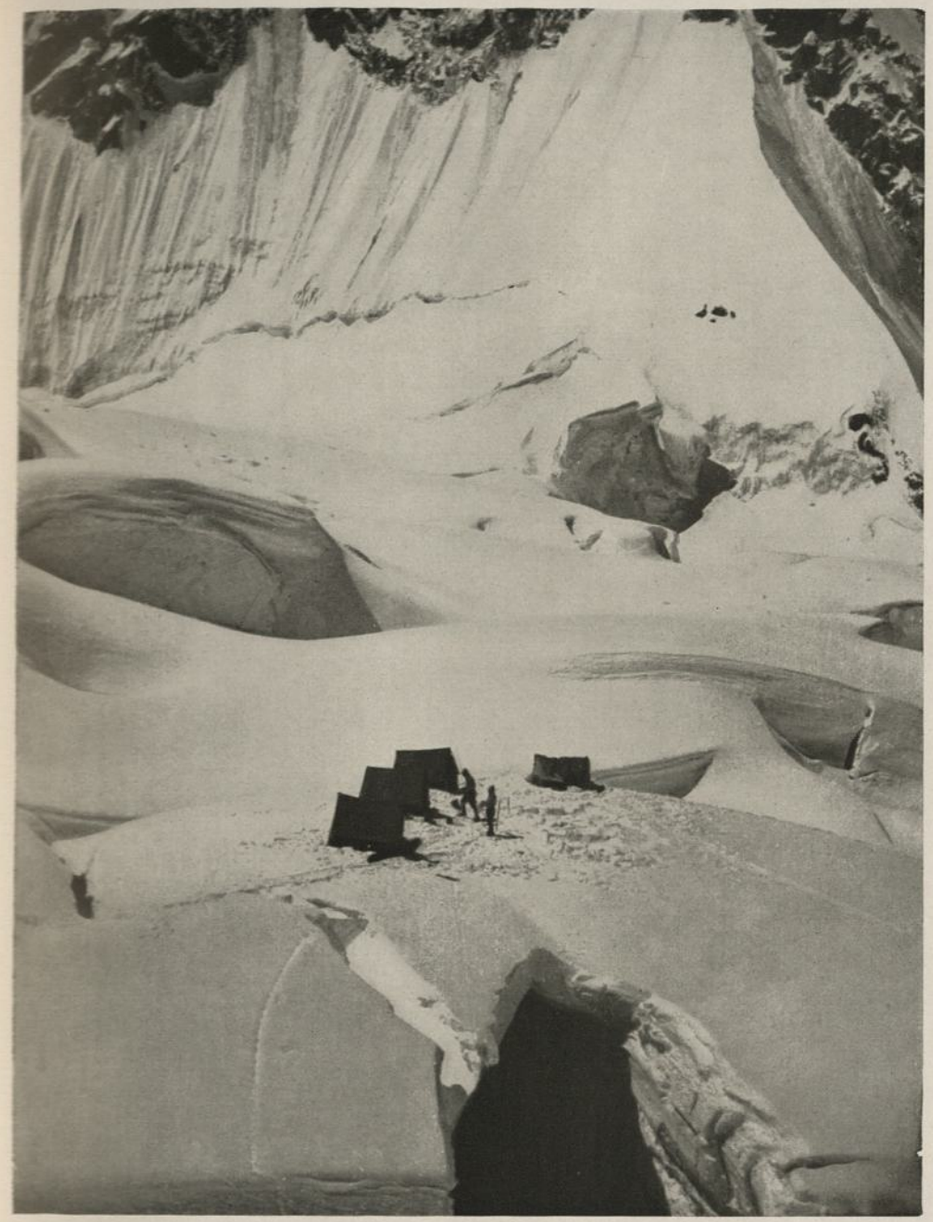
Wir warten nun in Lager IV voll Ungeduld auf die Sonne, auf die Möglichkeit eines neuen Angriffs. Von den heraufkommenden Kulis ist schon wieder die Hälfte bergkrank. Trotzdem planen wir, als das Wetter am 4. August etwas aufklart, den zweiten Ansturm auf den Berg. Aber der nächste Tag schon vereitelt unsere Absicht mit neuem Schneefall. Trüber noch als das Wetter ist unsere Stimmung.

An einem Morgen, als sich für ein paar Stunden die Wolken verziehen, sehen wir hinunter ins Rakiot-Tal, sehen die Matten leuchten, den Lagerrauch aufsteigen, blicken sehnsüchtig auf das dunkle Grün der Tannenwälder. Das alles aber lockt uns nicht mehr, wenn nach langen Tagen einmal der Nanga Parbat sein Haupt aus den Wolken hebt und nahe und klar sein Gipfel gleißt. In solchen Augenblicken reißt es uns empor aus der Stumpfheit des Wartens und mächtig lodern unsere Wünsche auf. Aber wieder setzt Schneefall ein und die Decke des Neuschnees begräbt Siegeszuversicht und Gipfelglück.

Aschenbrenner, Bechtold und Simon, die zur Heimreise absteigen, raten zur Umkehr. Schwer trennen wir uns von den allzeit getreuen Kameraden. Wießner, Herron und ich aber wollen angesichts des am 14. August sich aufhellenden Wetters noch einmal unser Glück versuchen. Um alles für den letzten Angriff vorzubereiten, müssen wir ins Hauptlager absteigen, um die für die Kulis notwendigen Lebensmittel zu beschaffen. Darüber vergeht eine Woche. Als wir endlich am 28. August vom Hauptlager aufbrechen können, ist die Schönwetterzeit vorbei. Unser Aufstieg wird durch den am letzten Tag gefallenen Neuschnee sehr erschwert. Besonders für die Träger ist der jäh ansteigende Weg nach Lager II im haltlosen Pulverschnee eine Qual. Die Sonne brennt unbarmherzig auf uns nieder, als wir durch knietiefen Schnee die Steilhänge nach Lager III hinaufspuren. Bis wir Lager IV erreichen, fällt neuerdings Schneetreiben ein. Unsere Leute klagen fast alle über Erfrierungen, von 12 sind 9 krank.

Am nächsten und jedem folgenden Tag fällt Schnee, strömt und rieselt und hält uns fest in Lager IV. Die Lager V und VI und VII können nicht mehr geräumt werden. Bei 1,20 Meter Neuschnee und mit 9 kranken

Kulis muß man die Hoffnung auf einen Achttausender aufgeben. Wir müssen zurück! Trotz dieser Einsicht kostet es eine schlaflose Nacht, bis wir uns zu diesem Entschluß durchgerungen haben. Denn hart war der Kampf, nahe der ersehnte Gipfel, doppelt schwer ist deshalb der Verzicht. Aber die Erkenntnis bringen wir vom Nanga Parbat mit: er *ist* ersteigbar und er ist auf *unserem* Wege ersteigbar!



Eisbrüche im Rakiot-Gletscher (Nanga Parbat); Lager II

Lichtbild: DHE.-Müllritter

Darjeeling-Träger mit ihren schweren Lasten

Lichtbild: DHE.-Schneider

Dem Nanga Parbat verfallen

Himalaja 1934

Himalaja — Dachfirst der Erde, Tat- und Traumziel aller, denen die Berge etwas zu sagen haben! Meerestiefen, Steppenland, Arktis und die Pole, ja, sogar das Luftreich hat die rastlose Menschheit erforscht und erobert. Die letzten verschleierten Geheimnisse des Erdraumes liegen noch unberührt auf den höchsten Gipfeln. Der Mensch will die Welträtsel ergründen, Probleme lösen und ins Neue vorstoßen, und in diesem Wollen ist die erstaunliche Triebkraft zu seinem Tun begründet.

Himalaja — „Heimat des Schnees", ein 2400 Kilometer langer Wall zwischen Indien und Tibet, zwischen Ländern und Völkerstämmen, eine urgewaltige Sperrmauer aus Eis und Fels. Nahezu hundert Expeditionen durchkreuzten das Gebirge und fähigste Köpfe, erlesene Alpinisten und tüchtigste Führer warfen ihr Bestes in die Waagschale. Die Achttausender wiesen aber bisher alle Angriffe ab und forderten zahlreiche Opfer. Der kühne Mummery verscholl am Nanga Parbat, Mallory und Irvine blieben am Mount Everest, Schaller stürzte am Kangchendzönga in den frühen Tod ... Schmerzlich und zugleich verpflichtend ist der Blutzoll, den die Weltberge verlangt haben. Ein harter, unerbittlicher Willenskampf ist um die höchsten Höhen, um die Götterthrone des Himalaja zu führen. Moderner Heroismus und kameradschaftlicher Einsatz sind nötig, um an die Lösung der harrenden Aufgaben heranzutreten. Wir können nicht ermessen, was es heißt, den Körper samt drückenden Lasten Schritt für Schritt zu heben; häufig in schwierigem Gelände, sieben-, achttausend Meter hoch! Dazu der Mangel an Sauerstoff, der die Glieder lähmt und den Willen hemmt, die quälende Kälte, der uferlose, sandige Neuschnee, die todbringenden Lawinenfallen und verheerenden Monsunstürme. Trotz alledem hat das Wort Paul Bauers Gültigkeit: „Nie wer-

den die Bergsteiger diese Gipfel des Himalaja vergessen, immer wieder werden sie danach greifen, wenn ihr Arm stark genug ist."

Sie werden danach greifen, werden darum ringen und, wenn kein anderer Ausweg bleibt, kämpfend zu sterben wissen. So war es am Everest, am Kantsch und am Nanga Parbat. —

Nanga Parbat — himmelragende Gralsburg, unbetreten seit Anbeginn! In dir sehen die braunhäutigen Naturkinder die Heimat weißer Schneegötter und Dämonen, wenn die Glut des scheidenden Tageslichts auf silbernen Firnen loht, du bist ihnen der „Berg des Schreckens", wenn die Lawinen dröhnen, der Monsun über die Grate brandet und wenn die gelben Schmelzwasser tosend zum Indus stürzen. Ein Berg, verschleiert hinter tausend Rätseln, geheiligt, gefürchtet, aber nie begehrt!

Nanga Parbat — dem westlichen Menschen ein fernes, strahlendes Ziel, das verzehrende, kämpferische Sehnsucht weckt! Neben dem Gefühl staunender Ehrfurcht regt sich der Drang zur Überwindung aller Hindernisse, zur Eroberung des Gipfels. Der Berg galt als einer der leichtest ersteigbaren Achttausender und ist zum verderblichsten geworden.

Der Nanga Parbat hat bereits seine Geschichte: Seit grauer Vorzeit haben ihn viele Menschen betrachtet, bestaunt und gefürchtet. Menschen, die das Industal querten und auf dem alten Karawanenpfad von Gilgit nach Innerasien hinüberwechselten. 1856 drang Adolf Schlagintweit ins Rupaltal an der Südseite des Nanga Parbat vor; fleißig forschend und zeichnend, aber die Höhe des Berges unterschätzend.

Drei Jahrzehnte später trat mit heißem Herzen und sachlichem Verstand der erste Bergsteiger auf den Plan: A. F. Mummery, einer der schneidigsten Briten seiner Zeit. Mitte Juli 1895 schlug er mit Norman Collie und G. Hastings im Rupaltal, 3000 Meter hoch, das Zeltlager auf. Die steile Südwand des Nanga erschien völlig aussichtslos, deshalb erfolgte baldiger Umzug über den 5500 Meter hohen Mazeno-Paß ins Diamiraital. Auch die Westseite bot Schwierigkeiten. In Begleitung eines Einheimischen drang Mummery kühn bis in die Sechstausendmeterregion vor, mußte aber schließlich aufgeben. Im letzten Brief an seine Frau schrieb er: „Der Nanga hat auf dieser Seite eine Fels- und Eisflanke von 3700 Meter Höhe, so steil und schwierig wie eine ganze Reihe aufeinandergetürmter Matterhörner und Montblancs. Unsere Aussichten, den Berg einzustecken, sind ziemlich trübe..." Am nächsten Tag, dem 24. August, wollte der Engländer mit zwei Gurkhas über den Diama-Paß ins Rakiottal vorstoßen, um ein neues Einfalltor ins weiße Reich

des Nanga Parbat zu erkunden. Der Berg hat alle drei Männer behalten. Sie ruhen irgendwo im lichten Eis und der Gipfel ist für immer ein Denkmal ihres Tatendranges.

Und wieder kamen Engländer! 1913 tauchte A. M. Kellas, einer der unermüdlichsten Himalajamänner, im Nanga Parbat-Stock auf. Er billigte einem Angriff von Nordosten die meisten Erfolgsaussichten zu. Sein Landsmann E. Candler umkreiste im gleichen Sommer den Berg vollständig. Überirdisch erhaben erschien ihm der Nanga und er wagte es nicht, einen Ersteigungsversuch zu unternehmen. Es klingt wie ein tiefes Bekenntnis: „Ich habe keinen Berg gesehen, der eine so unwiderstehliche Anziehung ausübt!"

1930 griff ein Bergsteiger der neuen Zeit den Plan einer Nanga Parbat-Ersteigung auf: Willo Welzenbach. Leider konnte er sein Vorhaben nicht selbst in die Tat umsetzen, deshalb weihte er Willy Merkl ein. Der Funke entzündete hell auflodernde Begeisterung. Arbeit, Vorbereitung und Kampf mit tausend Hindernissen — dann rückte 1932 die „Deutsch-Amerikanische Himalaja-Expedition" unter Merkls Führung aus, drang bis 7000 Meter vor, bis Wetterungunst und Trägerelend den Enderfolg vereitelten und zum Rückzug zwangen. Nicht als Sieger, aber als Wissender kehrte Merkl heim. Der riesenhafte Berg stand fortan über all seinem Sinnen und Trachten und füllte die Erinnerung wie ein angebetetes Heiligtum. Der Berg, der sich über dem wallenden, blaugeäderten Schleppenkleid des Rakiotgletschers aufschwingt zum Silbersattel, zum Gipfeldiadem; hoch, unsagbar hoch in Himmelsbläue und Sonnennähe. Nanga Parbat — Wunschziel, Höhepunkt und Ende! Willy Merkl war dem Berg verfallen.

Planen und Vorbereiten

Die Idee von der Ersteigbarkeit des Nanga Parbat leuchtete wie ein Leitstern über dem weiteren Lebensweg Willy Merkls. Die Idee, die immer Mittel zur Verwirklichung sucht und findet, wenn sie einen Menschen voll und ganz erfüllt. „Der Nanga Parbat ist ersteigbar, er ist auf unserem Wege ersteigbar!" In diesen Worten Willy Merkls lag zusammengeballt der endgültig gezogene Schluß aus der kampf- und leiderfüllten und doch auch beglückenden ersten Fahrt zum Nanga.

Ja, das Tor war gefunden, aber es ließ sich nur mit einem goldenen Schlüssel aufsperren: Geld, und noch einmal Geld! Woher die ungeheuren Mittel schöpfen, die eine große Rundfahrt über Meere und durch ferne Länder verschlingt? Willy Merkl und seine Kameraden besaßen nur wertvolles Wissen, harte Fäuste und das leidenschaftlich entbrannte Verlangen, wieder droben zu stehen auf der „Märchenwiese", wieder hinaufzusteigen über zerschründete Gletscher und Firngrate, immer höher und höher — gipfelwärts.

Merkl wurde zum Prediger seiner Idee. Er verstand es, den am Kantsch geborenen deutschen Himalajagedanken weiterhin volkstümlich zu machen und brachte es fertig, daß Tausende aufhorchten, wenn der Name Nanga Parbat fiel. Die geplante neue Himalaja-Rundfahrt sollte zu einer schicksalhaft verbundenen, miterlebten Sache der geschlossenen Nation werden. Vor allem warb Merkl als Reichsbahnbeamter im Kreise seines Berufslebens. Er begeisterte seine Kameraden von hohen Verwaltungsstellen bis zum schlichten Arbeiter, und seine zündenden Worte fanden Widerhall in den Herzen aller.

Als unermüdlichster Trommler trat an seine Seite Heinz Baumeister, der Führer der Arbeitsgemeinschaft der Reichsbahn-Turn- und Sportvereine. Opferwillige deutsche Eisenbahner schufen durch Spenden, Groschen auf Groschen legend, den Grundstock zur großen Rundfahrt. Wie Merkl das keimende Samenkorn in die Herzen der vielen Arbeitsgenossen legte und ihre Gedanken auf sein großes Ziel ausrichtete, darüber sprach Heinz Baumeister am 25. Juli 1934 im Rundfunk:

„Willy Merkl, der Eisenbahner-Berufskamerad, war mir im März des vergangenen Jahres noch ein Unbekannter. Zum ersten Male sah ich ihn im April 1933 bei einer von mir einberufenen Schulungstagung der Reichsbahn-Sportbewegung — und ich wurde bezwungen von dem, was er in schöner und begeisterter Art von seinem ersten Nanga Parbat-Erleben 1932 sagte und in Lichtbildern uns zeigte. Meine Dankesworte an ihn klangen aus in dem Wunsch, daß ihm, der so mit ganzem Herzen, mit seinem ganzen Sein an dem fremden hohen Berge hing, der endgültige Gipfelsieg vergönnt sein möge. Mir schien sein Wollen nicht Einzelwollen, nicht Sucht nach Ruhm, sondern nur der reine Ausdruck deutschen Willens, der das einmal gefaßte Ziel nicht aus dem Auge läßt und um dieses Ziel kämpft, auch mit dem Letzten, was er besitzt und was er geben kann — und sei es das Leben! Nichts konnte ihn abhalten zu glauben, daß sein Wille seinen Plan durchführbar mache. So bezwang er auch mich und

meine Eisenbahner-Sport- und Berufskameraden. Sechshunderttausend Eisenbahner opferten freiwillig für die Verwirklichung seiner Idee."

Auch die Verwaltung der Deutschen Reichsbahn stellte sich nicht gleichgültig abseits, sondern ließ dem Unternehmen jede mögliche Unterstützung angedeihen. Ferner war es der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und dem Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein zu danken, daß die Unternehmung eine breitere, vielseitigere Basis erhielt und neben rein bergsteigerischen Aufgaben eine wissenschaftliche Ausbeute anstreben konnte. Durch diese planvolle Zusammenarbeit gelang es die nötigen Geldmittel sicherzustellen und damit die erste Voraussetzung für die neue Rundfahrt zu schaffen.

Nun galt es bei in- und ausländischen Behörden die Wege zu ebnen, vorstellig zu werden und Begünstigungen zu erreichen. Deutscherseits nahm sich der Reichssportführer von Tschammer und Osten des Himalajagedankens großherzig und fördernd an, in England hatte der Name Merkl bereits guten Klang. Zweimal reiste er nach London, um persönlich mit maßgebenden Kreisen in Fühlung zu treten, und im Alpine Club entwarf er vor der englischen Bergsteigerauslese ein packendes Bild des 1932 am Nanga Parbat Erreichten und des zukünftig Erstrebten.

Merkl diente mit aller Hingabe der großen Aufgabe, die seine blendende Organisationsfähigkeit, seine nimmermüde Schaffenskraft, seinen tiefschürfenden Verstand und das umfangreiche Wissen erschöpfend beanspruchte. Eine Arbeit, die trotz aller nervenbelastenden Reibung innerlich Freude bereitete, weil sie Berufung war, weil alles Wollen und Können zur Vollendung drängte. Er fand dabei noch Zeit, seine geistigen Waffen zu stählen und schuf zusammen mit der Alpenvereinsbücherei eine „Himalaja-Bibliographie" (1801—1933) als wertvolles Nachschlagewerk. Er begründete dies selbst mit der Notwendigkeit der genauen „Kenntnis des einschlägigen Schrifttums" und dem „Streben nach Vertiefung der geistigen Grundlagen".

Eine ernste und bedeutsame Gewissensfrage war weiterhin die Auswahl der Teilnehmer. Er sagte selbst über diese schwierige Frage: „Was im Himalaja entscheidet, ist vor allem das Zusammenwirken gleichgesinnter Charaktere, ist Gemeinschaftsarbeit, die niemals dem persönlichen Ehrgeiz, sondern einzig dem großen Ziele dient." Dies ist oberstes Gesetz aller Himalajafahrer!

Merkl fand schnell und treffsicher seine Weggefährten zum Nanga. Die acht Bergsteiger waren: Peter Aschenbrenner, der beharrliche Tiroler,

erprobter Teilnehmer von 1932; Fritz Bechtold, der Jugendkamerad, der in Fels und Eis, im Kaukasus und im Himalaja Können und Treue hinlänglich bewiesen hatte; Willi Bernard, 1932 in der Cordillera Blanca, und vor allem als berggewandter Arzt unentbehrlich; Alfred Drexel, der Berufsgenosse und sattelfeste Bergsteiger; Peter Müllritter, der Chiemgauer Seilgefährte auf manch schwieriger Fahrt; Erwin Schneider, der „Siebentausendersammler", der vom Pamir 1928 bis zum Nanga 1932 an den meisten deutschen Auslandsfahrten teilgenommen hatte; Willo Welzenbach, der Erwecker des Plans, wohl der erfolgreichste Eisgeher der Nachkriegszeit und Mitstreiter in der Charmoz-Nordwand und schließlich Uli Wieland, ebenfalls in den Alpen und im Himalaja erfahren und bewährt.

Eine schlagkräftige Schar im Ringe einer selbstlosen Kameradschaft, durchdrungen von einem Geist und geführt von einem Willen!

Dazu gesellten sich die bekannten Wissenschaftler: Richard Finsterwalder als Kartograph; Walter Raechl*, der im Kaukasus dabeigewesen, als Geograph, und Peter Misch als Geologe. Heinz Baumeister war als Lagerverwalter ausersehen, leitete rastlos alle Vorarbeiten und mußte wegen einer Rippenfellentzündung unmittelbar vor der Ausreise auf die Teilnahme verzichten. Sein Amt bekleidete später Hans Hieronimus.

Jeder einzelne Mann hatte sich schon in der Heimat einer Aufgabe zu widmen und auf seinem Posten zu stehen. Ausrüstung, Verpflegung, Lichtbildnerei — überall waren Versuche nötig, alles machte Arbeit, kostete Zeit. Die Tage reichten nicht immer aus und der Schlaf mancher Nacht mußte geopfert werden. Zuletzt ging es ans Packen. 140 Zentner sorgfältig ausgewähltes Gepäck galt es in rund 300 bezeichnete Kisten und Säcke zu verstauen. Beängstigend wuchs der Stapel bis zur Abreise.

Neben allem angespanntem Zugreifen blieben besinnliche Augenblicke der Zukunftsmalerei: Ob es diesmal gelingen wird? Wie es wohl ganz oben aussieht? Still, stille Herz! Noch war der Weg weit zum Berg; noch galt es Meere und Länder zu durchmessen bis zu den Thronstufen der weißen Majestät.

* Nach seiner Heimkehr am winterlichen Watzmanngrat tödlich verunglückt.

Reise zum Nanga Parbat

Ostern stand vor der Türe. Nach dem erhöhten Tempo der letzten Tage ging es ans Abschiednehmen. Am 25. März reiste Willy Merkl mit Aschenbrenner, Schneider und Wieland von München ab. Vor dem Anrücken des Haupttrupps sollten in Indien alle Vorarbeiten erledigt werden.

In Genua wurde der größte Teil des Gepäcks an Bord der „Viktoria" geschleppt und schon am 27. März stach das Schiff in See. Durch den engen Suezkanal und das Rote Meer ging die Reise, dann weitete sich nach Bab el Mandeb, dem „Tor der Tränen", der Indische Ozean. Hier auf der raum- und grenzenlos erscheinenden Wasserfläche vollzog sich die Sammlung aller Gedanken, hier erschien der ersehnte Berg unwirklich wie eine Fata Morgana.

Indien — Wunderreich der Marmorschlösser und Märchentempel, Land der krassen Gegensätze! Es blieb keine Zeit zum Staunen, Schauen und Genießen. Jede flüchtige Stunde mußte ausgenützt werden. Die beiden Tiroler hatten sich der Gepäckbeförderung bis nach Kaschmirs Hauptstadt anzunehmen, während Merkl und Wieland mehr in „diplomatischer Mission" Indien durchkreuzten. Englische und indische Regierungsstellen zeigten weitgehendes Entgegenkommen und der Himalaja-Klub bereitete die Anwerbung von Hochträgern vor. Die Vorarbeiten standen unter einem glücklichen Stern. Die Regierung von Kaschmir gestattete es, den Reiseweg diesmal durch das Chilasgebiet zu legen, wodurch der Zugang zum Rakiottal wesentlich vereinfacht wurde, und in Darjeeling gelang es, erprobte Träger für den Angriff auf den Nanga Parbat zu gewinnen. 35 „Tiger" unter ihrem bekannten Obmann Lewa, braune, sehnige Männer, die am Everest, am Kantsch und überall im Himalaja bereits ihren Mann gestellt hatten. Merkl wußte seit seiner Enttäuschung am Nanga 1932 den Wert verläßiger, ausdauernder Träger wohl zu würdigen, denn er hatte damals erfahren, daß durch ein Versagen der Kulis der Lebensstrom der Bergsteigergruppe abreißt und versiegt.

Srinagar, im Vorland des Himalaja, war der große Treff- und Ausgangspunkt der Kundfahrt. Hier wartete Merkl, der Bara Sahib*, auf den Haupttrupp, der am 25. April in Bombay eingetroffen war; hierher führte Wieland die 35 Darjeelingleute und hier stellten die Engländer Capt. Frier und Capt. Sangster ihre wertvollen Dienste zur Ver-

* Großer Herr.

fügung. Später sollten mit dem Schweizer Emil Kuhn der Betreuer des künftigen Hauptlagers, Hans Hieronimus, und der dort seinen Urlaub verbringende Konsul Kapp zusammentreffen.

Den Horizont säumte die weiße Zackenreihe der Himalajagipfel. Wie ein Fieber überfiel es alle, vom Führer bis zum letzten Kuli.

In Bandipur am Wularsee wurden 600 Kaschmiri angeworben. Nun ging es darum, das große Fragezeichen des Anmarsches zu lösen: die Überschreitung der winterlich verschneiten Hochpässe. Im Gänsemarsch zog die Karawane dem 3600 Meter hohen Tragbal-Paß entgegen. Barfuß in leichten Sandalen stapften die Träger durch den Schnee zur Höhe und jenseits im strömenden Regen abwärts zum Rasthaus Koragbal. Die erste Kraftprobe war gelungen. In Gurais wartete Merkl auf den Schluß des Trosses, um nach dem Rechten zu sehen. Mit Capt. Frier ritt er hernach bis Peshwari, wo die Spitze bereits lagerte. Der Burzil-Paß, 4200 Meter, verlangte eine neue Kräftesammlung. Der tiefe Schnee machte allen schwer zu schaffen. Von mehr als 300 Trägern waren viele schneeblind oder krank, schimpften und klagten. Lewa brachte sie alle wieder auf die Beine und Merkls Schlachtplan zeitigte einen glänzenden Erfolg. Frei und unversperrt führte nun der Weg zum Indus.

Merkl und Capt. Frier galoppierten voraus nach Astor, dem letzten größeren Ort, um neue Träger anzuwerben und vor allem, um Pferde zu mieten. Die Pferdeverleiher forderten Wucherpreise und nach langem Feilschen blieb nichts übrig als zu bezahlen oder ohne Tiere nur mit Kulis weiterzuziehen. Merkl wählte die letzte Möglichkeit und noch einmal wuchs die Karawane auf etwa 600 Mann an. Nach dem Schnee der Hochpässe hieß es nun kahle, heiße Talfurchen zu durchziehen. Öde und steinig die Landschaft, kühn an felsigen Schluchtwänden der Pfad! Endlich der Indus! Bei Talichi brachten einfache Fähren Sahibs, Träger und Lasten über den Fluß. Für Merkl gab es noch einen Sonderritt nach Bunji; er war in Sorgen wegen der Postvermittlung und wollte die schwierige Angelegenheit bereinigen.

Weiße Siebentausender reckten sich über der pastellfarbenen Talkerbe auf. Unendlich hoch und wolkennah! Das war nun jene Welt, von der man drüben in der Heimat immer und unermüdlich gesprochen hatte: Himalaja! Den erfahrenen Kämpen goß der Anblick Beglückung in die Herzen, die Neulinge aber überkam eine nie gekannte Ehrfurcht vor den Bergen. Und dann offenbarte sich in schier überirdischer Höhe ein blinkender Saum der blauen Himmelsseide, ein Berg: der Nanga Parbat!

Es war kein Wunder, daß alle Herzen lauter pochten, seit in den Augen der Abglanz hoher Firne schimmerte. 7000 Höhenmeter trennten den weißen Gipfel von den braungelben Fluten des Indus. Noch ein Bad am 14. Mai bei der kühngespannten Rakiotbrücke, dann begann der Aufstieg.

Tato, letztes, armseliges Nest am Berghang! Die 1300 Meter Steigung forderten manchen Schweißtropfen, manchen Seufzer oder verbissenen Fluch. Firnwind strich kühlend von der Höhe. Wälder rauschten wie drüben in Deutschland und jene Lichtung, das war die „Märchenwiese". Fünf Wochen früher als 1932 erstanden hier Zelte und türmten sich Lastenstapel auf. Oben am Nanga herrschte noch der gestrenge Winter. Bis 3300 Meter herunter deckte tiefer Schnee die Hänge. Hier errichtete man das vorläufige Hauptlager, um die Astorleute entlohnen und entlassen zu können. Ein kaltes Pfingstfest! Flocken wirbelten im fauchenden Wind um die Zelte. Nun verabschiedeten sich die Wissenschaftler, um den Nanga Parbat-Stock zu umkreisen und zu erkunden.

Und wieder einmal flog ein Brief in die Heimat:

„Vorläufiges Hauptlager, den 24. Mai 1934. Meine Lieben! ... Heut ist wieder Posttag; was das heißt, davon könnt Ihr Euch kaum eine Vorstellung machen: Etwa 50 verschiedene Briefe an alle möglichen offiziellen und inoffiziellen Stellen nach Indien und Deutschland, Erledigung der Kassengeschäfte, die hierzulande oft recht umständlich sind, Presseberichte und Photos, alles in allem soviel Arbeit, daß mir kaum die Zeit zu irgendwelcher Privatkorrespondenz bleibt. — Seit meiner Ankunft in Indien geht es in diesem gleichen Tempo dahin. Den Aufmarsch habe ich sehr beschleunigt, das werdet Ihr aus den Pressemeldungen vielleicht entnommen haben, so daß wir zu der unglaublichen Zeit vom 18. Mai beinahe das Hauptlager erreicht hätten. Für den Aufmarsch von Bandipur bis ins vorläufige Hauptlager hatten wir über 570 Kulis und zwischen Das und Astor 150 Pferde. Wir sind gegenüber 1932 um fünf Wochen voraus, was uns beim eigentlichen Angriff sehr zustatten kommen wird. Allerdings ging bei der Märchenwiese bereits der Schnee an, der unseren einheimischen Kulis schwer zu schaffen machte. Wir konnten deshalb nicht einmal bis zu der Stelle vordringen, wo 1932 unser Hauptlager stand. Aber am 22. Mai bin ich mit den ausgezeichneten Darjeelingträgern mit 30 Lasten bis zum alten Hauptlager vorgedrungen, das 2 Meter Schnee hat. Gestern sind verabredungsgemäß die zehn guten Baltis von 1932 gekommen und heute konnten schon 40 Lasten nach vorne gebracht werden.

Der Schnee im Hauptlager wird täglich weggeschaufelt. Ich hoffe bis Ende des Monats das Hauptlager beziehen zu können. Dann beginnen wir sofort mit der Errichtung der Hochlager. Wir freuen uns alle auf den gigantischen Kampf mit dem Nanga und wir sind alle voller Hoffnung auf einen diesmaligen Sieg. — Es hat keinen Zweck Euch viel von unseren Plänen zu berichten. Bis Ihr diese Zeilen lest, ist alles schon wieder anders geworden, interessiert all das nicht mehr, was uns jetzt bewegt. Durch unsere wöchentlichen Radiomeldungen erfahrt Ihr ja auf kürzestem Wege stets das Neueste. — Wir haben seit vorgestern einen jungen Wolf in unserem Lager. Die Chilasi haben seine Mutter in einer Falle gefangen und totgeschlagen. Unser „jüngstes Expeditionsmitglied" hat sich schon recht gut eingewöhnt; er schläft abwechslungsweise bei den verschiedenen Kameraden im Zelt, in dem er auch manchmal unerwünschte Spuren hinterläßt. Er ist ungemein zutraulich und läuft frei im Lager herum. Wir alle haben unsere große Freude an dem kleinen Kerl. Morgen sollen wir übrigens seinen Bruder bekommen. Die beiden heißen wir dann Nanga und Parbat. — Wir haben jetzt schönes Wetter, alle Freunde sind gesund. Die Wissenschaftler haben uns vor einigen Tagen verlassen und kommen erst nach sechs Wochen ins Hauptlager zurück. Inzwischen sind wir längst in den Hochlagern, in Eis und Schnee ..."

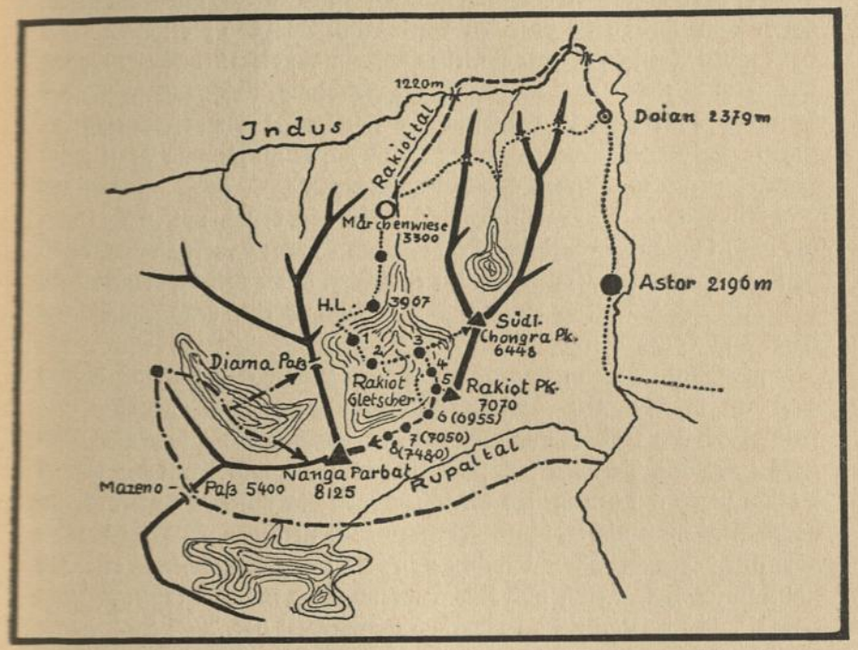
Dann begann die Suche nach dem Platz des Hauptlagers 1932. Jeder Schritt wollte im zähen, tiefen Schnee erzwungen sein, und ein Schritt ist nur ein verschwindendes Nichts an diesem riesenhaften Berg. Wo stand wohl das Lager? Eifrig wurde geschätzt, gesucht, gewühlt und endlich fand Merkl zwei Holzstangen; Teile der verfallenen Küche. Allmählich vollzog sich der Umzug von 3300 auf 3900 Meter, während vom Nanga Staublawinen donnerten und Eisbarrieren stürzten. Man stand an der Schwelle des hehren Heiligtums, erlebte die Zeit vor dem Angriff mit aller bebenden Ungewißheit, zagen Hoffnung und doch voller gläubiger Hingabe.

Der Angriff beginnt

Auf den Befehl zum Angriff hatten sie alle gewartet, denn er bedeutete Lösung der ungeheuren Spannung. Nun war der ersehnte Strich über allen aufreibenden Vorarbeiten, Hindernissen und Anmarschschwierigkeiten gezogen, nun verstummten alle kleinlichen Zweifel und Bedenken. Greifbar nah und doch noch fern, eisgeharnischt und doch lockend

reckte sich über die Zeltdächer der Berg, ihr Berg. Jetzt durfte man endlich nach dem Pickel greifen, vordringen und aufwärtssteigen. Und die Siegeshoffnung leuchtete rotglühend in allen Herzen wie die Spitze des Nanga im ersten und letzten Sonnenstrahl.

Jeder wollte ganz vorne stehen in der ersten Linie. Merkl mußte sich mit dem Los des Feldherrn bescheiden, alles überschauen und seinen Höhen-



Anstiege zum Nanga Parbat
Versuch Mummery 1895
Deutsch-Amerikanische Himalaja-Expedition 1932
Deutsche Himalaja-Expedition 1934

drang mäßigen. Er blieb im Hauptquartier, während die Vorhut am 27. Mai ausrückte. Ein verheißungsvoller Anfang! Schnee- und Wetterverhältnisse hätten nicht günstiger sein können und 4460 Meter hoch erstand Lager I. Doch früh zeigte der Nanga seine Launen, schüttelte Lawinen aus seinem Faltenkleid und sturmgepeitschter Schnee brandete gegen das Zelt. So ein Hundewetter drückt die Stimmung, stumpft ab und durchkältet das glühendste Herz, aber der erste schräg einfallende Sonnenstrahl entzündet stets wieder den alten Kampfeifer. Nach einem

Freilager im Spaltengewirr trug die Spitze den Angriff am 1. Juni bis Lager II, 5340 Meter, vor. „Morgen werden wir versuchen, mit unseren Orderlys Lager III zu errichten", meldete Welzenbach zurück. Es herrschte vorne ein guter Geist, wie sich Merkl bei einem Abstecher nach Lager I überzeugte, und hinten wurde dafür gesorgt, daß der Nachschub nicht abriß. Schon klappte die Funkverbindung zwischen Lager III und dem Hauptquartier und Drexel sprach, obwohl er sich schwach und krank fühlte, am 7. Juni mit Merkl über den Vormarsch. Das Lob des Führers über den raschen Aufstieg brachte ein leises Lächeln auf die verkniffenen Lippen. Die Freunde rieten zum Absteigen, zur Erholung, und nachdem sich das Befinden nicht besserte, verabschiedete sich Drexel am Nachmittag mit einem „Auf Wiedersehen in Lager IV!" Ja, er mußte zum Arzt! Jeder Schritt machte Schmerzen und kostete Energie.

Ein drohender Schatten verdichtete sich über den Häuptern der Männer vom Nanga Parbat. Der Schatten des Todes; unverständlich, grausam und doppelt schmerzlich, weil er eine Lücke in die verschworene Kameradschaft riß. Wie das Unglück kam, geht aus einem Tagebuchbericht Merkls in Lager I hervor:

„8. Juni. In dem Augenblick, wo ich zu schreiben beginne, ruft es aus dem Nachbarzelt: „Schaut, schaut doch, eine Lawine kommt, eine riesige..." Ich springe aus dem Zelt, es verschlägt mir den Atem. Die größte Lawine, die ich je sah, stürzt über die Nordost-Flanke des Nanga Parbat herab auf den weiten Gletscherboden vor unserem Lager. — Zunächst sieht man nichts, denn Nebelschwaden verdecken die Wand. Man hört nur das unheimliche Krachen von Millionen Kubikmetern Eis, das sich hoch oben losgelöst und sich während eines mehrere tausend Meter hohen Falles in Atome von Eisstaub verwandelt hat. Aber dann taucht das Ungetüm aus dem Nebel hervor; zwei Kilometer breit und über 600 Meter hoch schiebt es sich vor gegen die Spur, die vor einer Stunde unsere Kameraden gegangen sind. — Gottlob, wir brauchen keine Sorge zu haben, Bernard und Müllritter mit vier Darjeelingleuten sind schon hoch oben im Gletscherbruch und außer Gefahr. Sie erleben mit uns dieses atemraubende Naturschauspiel, das nur der Himalaja mit seinen himmelhohen Eisflanken zu bieten vermag. Das ist die Stimme des Himalaja, schaurig schön und aufs höchste ergreifend. — Dieser ungeheure Ernst der Stimmung gehört heute in der Tat zu Bernards schwerem Gang nach Lager II. Alfred Drexel meldete mir gestern durchs Telefon, daß er sich krank fühle und absteigen wolle, um sich von Dr. Bernard behandeln

zu lassen. Aber an Stelle von Drexel erwartete uns Müllritter in Lager I. Drexel kam erst spät am Abend erschöpft in Begleitung seines Dieners nach Lager II. Weiter hatte er sich nicht mehr schleppen können. Es war aber nur ein Schlafsack für zwei Sahibs im Lager. So mußte Peterl Müllritter noch um 8 Uhr abends ins Lager I absteigen, mit ihm Nima, der Darjeelingträger, der an diesem Tage bereits von Lager II nach Lager I und wieder zurückgegangen war. — Bald nachdem ich mit Uli Wieland, Konsul Kapp und Dr. Bernard das Lager I erreicht hatte, sahen wir zwei Darjeelingleute von oben kommen. Es waren Angnima und Angtenjing, Drexels unermüdlicher Leibdiener, die die Botschaft von Bechtold brachten, daß unser Balbo, wie wir Drexel nennen, eine schlimme Nacht hatte und durch Hustenanfälle sehr geschwächt sei. Fritz teilt uns mit, daß der Freund seit gestern ohne klares Bewußtsein sei und phantasiere. Sein Zustand habe sich so verschlechtert, daß der Arzt auf alle Fälle — auch in der Nacht — kommen müsse. „Balbo bekommt keine Luft mehr und sieht sehr zerfallen aus. Äußerste Eile dringend notwendig." So schließt Bechtolds Bericht. — Das Wetter ist sehr unfreundlich, es hagelt, was es kann. Da tauchen plötzlich vor dem Zelt, in dem eine Menge Lasten für die Hochlager aufgestapelt sind, zwei Gestalten am Seil auf: Pasang und Palten, die Bechtold schickte. Sie haben das Letzte aus sich herausgeholt, um uns möglichst rasch den Zettel zu überbringen. Schnell sind die wenigen Worte gelesen: „Schickt heute nacht Sauerstoff. Es geht um Balbos Leben." — Wir überlegen nicht lange. Uli Wieland erklärt sich sofort bereit, zu gehen. Kikuli, sein Orderly, und Jigmey, unser Dolmetscher, eilen sofort — es ist 7 Uhr abends — bei Hagel und Sturm ins Hauptlager, um die Sauerstoffapparatur durch die besten Gänger bis 10 Uhr nachts zu uns nach Lager I bringen zu lassen. Inzwischen ruhen die aus, die den schweren Weg durch das Spaltengewirr bei Nacht und Kälte und Schneetreiben machen müssen: Wieland, Pasang und Palten. Gegen 9 Uhr nachts ist der Gewittersturm vorüber, es klart etwas auf, der Ostgipfel des Nanga hebt sich scharf vom dunklen Nachthimmel ab. Ich liege wach in banger Sorge um den Freund. Um 10 Uhr 25 Minuten höre ich das dumpfe Stampfen von eiligen Schritten und mache Licht; Gay-Lay und Dakshi legen die Sauerstoffkiste vor mein Zelt. Sie sind dankbar, von mir heißen Tee und Zigaretten zu bekommen. Brav sind die beiden in stockfinsterer Nacht mit einer Petroleumlampe über den Gletscher heraufgeeilt — wie man sich auf diese Sherpas verlassen kann! — Ich rufe Wieland ins Zelt hinüber, daß alles da ist, Sauerstoff, Medizin und

Lampen. Rasch macht er sich fertig. Unser Leibkoch von 1932, Ramona, diese treue Seele, hat schnell noch heißen Kakao gekocht. Pasang und Palten wurden geweckt und um 23 Uhr setzt sich die Karawane in Bewegung. Hoffentlich ist alle diese Mühe nicht umsonst... — Ich kann in dieser Nacht nicht schlafen. Zu sehr quält mich die Angst um das Leben des Freundes. Ich befürchte das Schlimmste und werde dieses schreckliche Gefühl nicht los. Da greife ich in meiner bangen Unruhe zu meinem Tagebuch und schreibe diese Eindrücke nieder. — Und dann sehe ich hinaus in die dunkle Nacht und verfolge die drei schüchtern flimmernden Lichtaugen der nach Lager II aufsteigenden Partie. Auffallend schnell kommen sie vorwärts. Schon sind sie mitten in den Eisbrüchen. Zweimal noch sehe ich sie. Aber als ich um ½4 Uhr noch einmal Ausschau halte, entdecke ich sie nicht mehr. Wieland muß also mit seinen tapferen Sherpas schon Lager II erreicht haben. Wie aber mag es um Balbo stehen? — Um 5 Uhr wecke ich Ramona. Konsul Kapp ist schon marschbereit, aber wir kommen noch nicht los, weil die Lasten neu zusammengestellt werden müssen. Von den zehn Baltis, die den Pendelverkehr zwischen Hauptlager und Lager I zu versehen haben, meldet sich einer krank. Ich sende ihn zurück ins Hauptlager mit dem Bemerken, daß er gegen einen widerstandsfähigen Mann ausgetauscht werden möchte. — Endlich um 7 Uhr sind wir fertig zum Aufbruch. Die erste Seilschaft ist bereits am Gletscher. Da kommen von Lager II im Eiltempo zwei Kulis und geben uns zu verstehen, daß wir warten sollen. Sie sind schon am Gletscherboden. Ich gehe ihnen ein Stück entgegen. Wongdi grüßt in militärischer Haltung: „Salaam, Bara Sahib! Balbo Sahib dead", dann übergibt er mir einen Zettel von Bechtold: „Lager II, 5 Uhr 15 Minuten. Mein lieber Willy, ich danke Euch, daß Ihr mich nicht im Stich gelassen habt. Uli ist um 3 Uhr im Lager angekommen. Es war zu spät. Balbo ist 21 Uhr 20 Minuten an einer Lungenentzündung verschieden. — Zu gleicher Zeit verständige ich die Spitzengruppe in Lager IV, daß sie sofort zurückkommt. Euch bitten wir, alle Lasten zurückzulassen und uns leer entgegenzukommen. Schnell und mit möglichst vielen Trägern. Wir denken die Leiche etwa um 8 Uhr hier abtransportieren zu können. In tiefem Schmerz Dein Fritz, Willy B. und Peterl." — „Möglichst viele Leute leer herauf und bald. Uli!" — Beim Lesen dieser Zeilen schnürte mir der Schmerz um den verlorenen Freund die Kehle zu, Tränen preßten sich mir in die Augen, die die Schneebrillen verbargen. Ich mußte mich mit aller Gewalt zusammenreißen und Haltung bewahren. In diesem Augenblick des notwendigen Handelns

kam eine eiserne Ruhe und Bestimmtheit über mich. Ich befahl den Kulis die Lasten in Lager I abzulegen und leer in größter Eile nach Lager II aufzusteigen. Da ich die vom Hauptlager aufsteigende Partie erwarten und deren Kulis als Verstärkung für die nach Lager II entsandten Träger noch heranziehen mußte, war meine Anwesenheit im Lager unbedingt erforderlich. — Als die Gruppe vom Hauptlager anlangte, kamen gerade auch die schwer schaffenden Träger mit unserem toten Balbo. Daß die Kameraden Alfred Drexels zur Hilfeleistung ihr Letztes gaben, ist selbstverständliche Freundespflicht. Was unsere braven Darjeelingleute aber fast Übermenschliches bei Tag und Nacht, bei Sonnenglut und Schneesturm leisteten, ist kein Trägerdienst mehr, ist Kameradschaft im lautersten Sinne des Wortes, ist Treue bis in den Tod..."

Die Front war bereits bis in die Sechstausendmeterzone vorgeschoben. Alles zurück! Bergsteiger und Träger versammelten sich im Hauptlager, um den Kameraden letztmals zu grüßen. Sie bereiteten ihm in der Nähe auf einem Moränenhügel am 11. Juni eine würdige Ruhestätte, mitten im wildschönsten Bergland der Erde. Jahr für Jahr wird der Frühling die schlichten Blumen der Höhe erwecken, die Freundeshände pflanzten. In Sturm und Sonnenglast, im Lawinengrollen und im tiefsten Frieden hält der große Berg dem einsamen Schläfer Ehrenwache.

Es ist qualvoll, wenn man an einem frischen Grab alle aufwallenden Gefühle niederzwingen muß. Willy Merkl wußte um die Notwendigkeit einer eisernen Ruhe und Selbstbeherrschung. Er fühlte die Blicke der sechzig braunen Träger, die dem Tod ganz anders gegenüberstehen als wir Europäer, fragend auf sich ruhen. Er empfand die Last der Verantwortung, die drängende Pflicht zu entschlossenem Handeln. Obwohl der Schmerz in seiner Kehle würgte, sprach er straff gedenkende und wegweisende Worte und obwohl die Augen der Gefährten feucht im Tränenflor schimmerten, klang das Bergsteigerlied hinauf zu den ewigen Firnen. Dort lag das gemeinsame Ziel, erhaben über jedes menschliche Geschehen, unberührt von Leid und Glück, Freude und Not. Bergsteiger im Himalaja sind Soldaten einer Idee.

Das Ringen geht weiter

Alle erfüllte die zwingende Gewißheit: Das Weiterführen des Ringens geschah im Sinne des Toten. Schon am 12. Juni rückte Lewa mit zwanzig Trägern aus, um Lager IV als Ausgangsstelle für den Gipfelangriff auszubauen. Die Baltileute kamen nicht so hoch, schützten Krankheit vor und wollten nicht mehr tragen. Die Zelte von Lager I hatte inzwischen der Sturmatem einer Lawine eingedrückt. Außerdem ging die Nahrung der Darjeelingträger zu Ende, weil der Nachschub wegen schlechter Witterung am Burzil-Paß steckengeblieben war. Wollte das Pech kein Ende nehmen!

Und zu allen Hemmungen herrlichstes Wetter, jeder Tag ein strahlendes Geschenk! Man hätte schon weit oben am Nanga stehen können, wenn ... Doch es hatte keinen Zweck, mit dem Schicksal zu hadern. Also Nervenkraft sparen, die müßige Zeit nach Möglichkeit nützen und — abwarten.

Merkl erstieg in dieser Zeit einen nahen Fünftausender, während zwei andere Teilnehmer den etwas höheren Buldar Peak besuchten.

Und wieder verstrich Zeit, vergingen verlorene, schicksalhafte Tage. Endlich ein Lichtblick! Finsterwalder schickte Nachrichten und eine Skizze über die Gipfelzone des Nanga. Post kam von daheim und das sehnlich erwartete grobe Gerstenmehl für die Darjeelingträger traf ein. Alles drängte nun der Entscheidung zu. Jeder steckte noch flüchtige Grüße an seine fernen Lieben in den Postsack. Auch Willy Merkl schrieb seinen letzten Brief: „Wir müssen es mit eisernem Willen diesmal schaffen. Wenn das gute Wetter anhält, dann müßte es Wahrheit werden, was in der Heimat Hunderttausende uns wünschen und von uns erhoffen ..."

Fieberhafte Vorbereitungen bei den Hochträgern — letzte Besprechungen im Kameradschaftskreis über den endgültigen Vorstoß. Am 22. Juni marschierte Merkl mit fünf Bergsteigern und vierzehn Trägern im Hauptlager ab. Die zweite Gruppe bildeten vier Sahibs und zehn „Tiger". Verblüffend schnell arbeitete sich die Spitze höher. Durch zerklüftete, gefährliche Eisbrüche und über ermüdend einförmige Schneehänge. Sengend zog der Glutball der Sonne über das spiegelnde Gletscherbecken, die Lasten drückten schwer und die dünne Luft erforderte ein Vielfaches an keuchenden Atemzügen. Dennoch zogen Aschenbrenner und Schneider schon am 24. Juni in Lager IV, 6185 Meter, ein. Dichtmaschiger Nebel erschwerte das Zurechtfinden und die Träger mußten

Blick vom Rakiotgipfel gegen Nanga Parbat-Ostgrat und Silbersattel

Lichtbild: DHE.

DEUTSCHE HIMALAYA-EXPEDITION 1934

FÜHRER: WILLY MERKL · MÜNCHEN 2 NO · SCHACKSTRASSE 3/III · TELEFON 34855 ·

DRAHTANSCHRIFT: NANGA MÜNCHEN

Hauptlager, den 21. Juni 1934

Meine Lieben,

wenn Ihr diese Zeilen bekommt, wisst Ihr längst, dass Alfred Drexel nicht mehr in unseren Reihen ist. Sein Verlust ist ein schwerer Schlag für die ganze Expedition. Wir können es kaum fassen, dass dieser treue und allezeit fröhliche Kamerad nicht mit uns heimkehren wird.

In diesen Tagen haben wir nun den zweiten Angriff vorbereitet. Morgen verlasse ich mit der Spitz engruppe das Hauptlager. Wir sind sehr stark zusammengesetzt: Aschenbrenner, Schneider, Bechtold, Müllritter, Welzenbach und ich. Wir werden alles daran setzen unser hohes Ziel zu erreichen. Freilich gibt es noch eine Reihe von Schwierigkeiten zu überwinden. Wir habenerst vor kurzem die bittere Erfahrung machen müssen, dass die Baltiträger vollständig über 5000 Meter versagen. Wir hatten gehofft, dass sie wenigstens den Transport bis Lager 4 (6200 m) durchführen könnten. Aber sie haben weder Härte noch Ehrgeiz noch Energie. Wir müssen froh sein, wenn sie zur Entlastung der braven Darjeelin träger in der Folgezeit den Pendelverkehr bis Lager 2 bewerkstelligen können. Nach den bisherigen Erfahrungen können wir uns auf unsere schneidigen Darjeelingträger voll und ganz verlassen. Um sie in der grossen Höhe zu schonen, müssen wir unser Gepäck auf das Äusserste beschränken, müssen wir uns auf eine harte Zeit gefasst machen. Wir m ü s s e n es mit eisernem Willen diesmal schaffen. Wenn das gute Wetter anhält, dann müsste es Wahrheit werden, was in der Heimat Hunderttausende uns wünschen und von uns erhoffen !

Ich erfreue mich einer tadellosen Gesundheit. Bis jetzt hatte ich nicht die geringste Erkrankung; hoffentlich bleibt es weiter so.

Vor einigen Tagen haben Bechtold, Müllritter, Welzenbach und ich den 5 200 m Jiliper-Peak erstiegen. Das war eine feine Sache mit herrlichen und ganz neuen Eindrücken und Einblicken auf das Nange Parbat Massiv. Für mich war es zugleich eine Einlauftour!

Alle weiteren Nachrichten erfährt Ihr nunmehr viel schneller durch Radio und Presse als durch meine Briefe. Haltet nur fest den Daumen, dass wir hinaufkommen!

Was macht die Versetzung Vaters nach Augsburg.? Ist alles in Ordnung?

Tausend liebe Grüsse

Euer Willy.

Der letzte Brief Willy Merkls an seine Angehörigen

weitere Lasten im nächsttieferen Lager holen. Merkl nützte einen strahlenden Tag genießend aus und erstieg mit Kameraden den schon zweimal betretenen Südlichen Chongra Peak, 6448 Meter, um die Nanga-Steilflanke zu erkunden.

Der Weiterweg sollte diesmal, nicht wie 1932 durch die „Mulde", sondern über den nordwestlichen Rücken des Rakiot Peak führen, um den Todesbatterien der Lawinen auszuweichen. Am 28. Juni schrieb Merkl in Lager IV in sein Tagebuch: „Man erkennt die Größe der Aufgabe und den Einsatz an Energie und Kraft erst vollständig, wenn man den letzten entscheidungsvollen Kampf kämpft."

Bis Lager V, 6690 Meter, am Fuße der Rakiot-Steilwand, hatten bereits sechs tapfere Darjeelingleute wegen Erkrankung ausscheiden müssen. Am 1. Juli knatterte dort oben die Fahne im frischen Wind.

Der Überschreitung des Rakiot Peak galt in den nächsten Tagen alle Sorge und Hoffnung. Wenn es nicht gelang, über die abgründige Flanke einen „Kuliweg" zu bauen, was dann? Dann konnte man wohl aufgeben, umkehren, verzichten! Es heißt viel, zwischen sechs- und siebentausend Meter Höhe alle Entschlußkraft zu sammeln, um leidenschaftlich für die Durchführung eines Planes zu kämpfen. Es mußte möglich gemacht werden! Aschenbrenner, Bechtold, Schneider und vor allem Welzenbach arbeiteten im schneidenden Wind oben in der ausgesetzten Steilwand. Zwei Tage lang! Die einen hackten eine Stufenleiter ins Eis, die anderen spannten und befestigten ein 180 Meter langes Seilgeländer. Auch Merkl und Wieland griffen fest zu. — Wächtengekrönt, wie von flüssigem Silber überronnen, schwang sich jenseits des Sattels der Firngrat gipfelwärts. Der Weg zum Sieg! Ein stolzer Pfad, noch nie von Menschen betreten, scheinbar frei von unüberwindlichen Hindernissen.

Fiebernde Unrast nistete sich unter den dünnen Zeltdächern ein. Von Mund zu Mund ging das Wort „Nanga Parbat" wie eine geheiligte Formel. War es wirklich möglich, daß in den nächsten Tagen die Entscheidung fallen konnte — fallen mußte?

In blanker Bläue wölbte sich der Morgenhimmel des 4. Juli. Vorwärts zum Angriff! Merkl stapfte als Erster im Schnee herum, trieb die Langschläfer aus den Zelten und erteilte Anweisungen. Jeder trat an seinen Posten und das Tagewerk begann in eingespielter Zusammenarbeit. Oben am Rakiot Peak bewiesen die „Tiger" Mut und Trittsicherheit. Trotzdem war die Querung der Westflanke eine harte Nuß. Die Sahibs sicherten an den ausgesetzten Stellen ihre Träger zuverlässig.

Endlich wurde der Platz für Lager VI, 6955 Meter, erreicht. Hier hatten Merkl und Bechtold 1932 umkehren müssen, nach einer bangen Nacht im Sturmzelt. Hier hatten sie ihre Hoffnungen im Wettersturz begraben. Aber das lag ja weit zurück; zwei Jahre! Diesmal zeigte sich der Nanga wohl gnädiger und duldete den Weiterweg. Wind lockerte die aufgestiegenen milchigen Nebelschwaden und fegte die Himmelsschale rein.

Am 5. Juli spitzte sich die Lage unerwartet zu. Drei erkrankte Träger mußten absteigen, aber noch blieben ja dreizehn gesunde, kampfentschlossene Darjeelingleute. Mit ihrer Hilfe wurde jenseits des „Mohrenkopfes" und eines 120 Meter tiefen Sattels in 7050 Meter Höhe das Lager VII erbaut. Eine schlechte Nacht folgte. Beißende Kälte und sauerstoffarme Luft ließen einen erquickenden Schlaf nicht aufkommen. Alle ersehnten das Dämmern des Tages. Die Parole lautete: Silbersattel!

Und wieder meldeten sich zwei Träger krank. In ihrer stumpfen, kraftlosen Verfassung konnte man sie nicht allein zurückschicken, also mußte unbedingt ein Mann aus der Spitzengruppe ausscheiden. Wen sollte das Los des Verzichts treffen? Das Gebot der Stunde verlangte verständnisvolles Einordnen. Bechtold nahm die Aufgabe auf sich, die beiden Kranken hinabzugeleiten und für Lastennachschub zu sorgen. Er verabschiedete sich von den gipfelwärts ziehenden Kameraden, drückte seinem Jugendfreund Willy die Hand und ging. Ging im Glauben, in etlichen Tagen wiederzukommen. Was aber ist menschliches Planen und Streben, wenn die urgewaltige Natur in Aufruhr gerät? — Bechtold stieg nichtsahnend ab, führte die armen, torkelnden Träger aus dem strahlenden Himmel der Höhe in schweres, sturmbewegtes Gewölk und Schneetreiben hinein. Unten häufte sich schon seit mehreren Tagen rieselnder Schnee in schwerer Fülle ...

Die anderen stiegen aufwärts, dem Licht entgegen. Voran Aschenbrenner, Schneider und Welzenbach. Rasch drangen sie, zeitweise Stufen hackend, vor. Schon standen sie auf der edel geschwungenen Himmelsbrücke des Silbersattels, voll des jubelnden Glücks. Eine sanft geneigte Hochfläche stieg gegen den spitzen Vorgipfel an. Kein Bollwerk zu sehen, frei der Weg zum Gipfeldom. Merkl und Wieland betraten mit elf Trägern am frühen Nachmittag den Silbersattel. Alle abgekämpft vom anstrengenden Aufstieg. Sie wollten nicht mehr weiter gehen und bauten in 7480 Meter Höhe die Zelte von Lager VIII auf.

Aschenbrenner und Schneider waren bis 7700 Meter vorgedrungen. 400 Meter Steigung, nur etliche Wegstunden trennten sie noch von der

Spitze. Ungern, aber voller Zuversicht stiegen sie ab zum Lagerplatz. Das Wetter war windig, jedoch klar und wolkenfrei.

„Morgen wird der Gipfel fallen!" Das hofften alle Männer auf dem Silbersattel, als sie nach einer dünnen Suppe in ihre Schlafsäcke krochen, so dachten auch die Kameraden unten im verschneiten Lager IV und dasselbe riefen sich lachend die Kulis zu. Der kommende Tag mußte die Verwirklichung aller Träume, den Lohn für alle Entbehrungen bringen. Am Vorabend eines beglückenden Tages in Reichweite des heiß ersehnten Zieles leben, atmen, denken zu können, das war das Allerhöchste, mehr als die Erfüllung selbst.

Willy Merkls Bergsteigerleben hatte seinen Höhepunkt erreicht. Was konnte noch kommen? Der Gipfel — und dann? Einen neuen Richtpunkt galt es dann festzusetzen, neues Wollen mußte die Gedankenströme sammeln und leiten; irgendwohin. Bot die Erde ihm noch etwas Größeres und war eine Steigerung möglich? Gab es eine zweite Aufgabe, die so vollständig von jeder Faser seines Seins Besitz ergreifen konnte? —

Im stahlblauen Himmelsgewölbe über der Eiskrone des Nanga Parbat flammten erste Lichter auf; bleiche, flackernde Sterne. Mit wachsender Gewalt fegte der Wind über den Schnee.

Mit dem Wind wuchs die Sorge. Zeltstangen knickten und Schneestaub sprühte durch alle Ritzen und Nähte. Eine tolle Nacht! An Schlaf war kaum zu denken und immer rasender tobte der Sturm. Das wonnige Traumbild vom Gipfelglück wurde jäh zerfetzt, zerpflückt, verweht. Es blieb die unerbittlich harte Welt nackter Tatsachen.

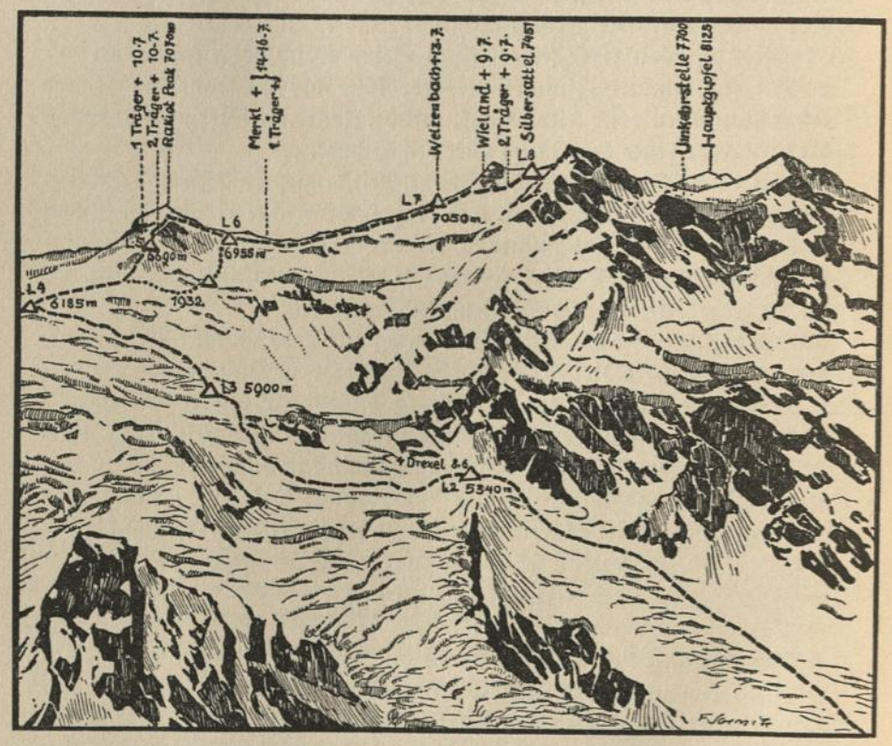
Der 7. Juli zog als wilder Sturmtag auf. Das Sonnenlicht erstickte und erblindete im Wirbel unerhörter Schneeböen. Unheimliche Dunkelheit behauptete sich noch am Vormittag. Merkl, Schneider, Welzenbach und Wieland berieten im neuerdings verankerten Hauszelt. Was tun? Abwarten! — Sahibs und Träger lagen stumpf in den Schlafsäcken. Der Orkan vereitelte jegliches Kochen und brachte auf seinen brausenden Schwingen die zweite Nacht. Eine Nacht der sinkenden Hoffnung.

Rückzug und Ende

Am Morgen des 8. Juli waren alle von der Notwendigkeit eines sofortigen Rückzugs nach Lager IV überzeugt. Wieland besprach sich mit Aschenbrenner und Schneider. Merkl unterdrückte jede selbstsüchtige Regung, denn das Leben der Kameraden und Träger stand auf dem Spiel.

Klein und nichtig steht der Mensch gegen die entfesselten Naturgewalten. Merkl handelte als verantwortungsbewußter Führer und ordnete an, daß die beiden Tiroler mit drei Trägern vorausspuren sollten. Man wollte allerhand für einen späteren Gipfelangriff zurücklassen, hatte also die Hoffnung noch nicht gänzlich begraben.

Als die ersten fünf Männer abzogen, rüsteten die anderen ebenfalls schon zum Abstieg. Die Spitzengruppe kämpfte sich verbissen tiefer. Einmal entriß der Sturm einem gestürzten Träger die Last. Nun hieß es alle Kräfte zusammenraffen, denn zu fünft besaß man nur noch einen Schlafsack. Im dichten Schneetreiben gerieten Sahibs und Träger auseinander; jeder Einzelne kämpfte um sein Leben, taumelte der Erschöpfung nahe tiefer, immer nur tiefer. Aschenbrenner und Schneider gelang es, die 1300 Meter Höhenunterschied vor Einbruch der Dunkelheit zu überwin-



Rakiotgletscher und Nanga Parbat

den und Lager IV zu erreichen. Sie waren geborgen, gerettet, und erwarteten stündlich das Eintreffen der Kameraden.

Die anderen gingen einen Weg des Grauens.

Alle hatten sich bei Abmarsch von Lager VIII noch wohl und stark gefühlt, doch erschreckend schnell schwanden die Kräfte. Dazu der brüllende Sturm, der die matten Kämpfer schier aus den Stufen hob, der durch alle Kleider drang und den lebenswichtigen Atem raubte! Weit, allzu weit erschien der Weg bis Lager VII. Unsichtbar im Schneetreiben stand tief unten das schirmende Zelt. Merkl faßte mit seinen Gefährten den schweren Entschluß, im Freien zu nächtigen. Wieder war es unmöglich, etwas Warmes zu bereiten. An diesem Abend griff der Tod nach seinem ersten Opfer. Nima Nurbus tapferes Herz stand für immer still.

In der Nacht zum 11. Juli holte an derselben Stelle Kang-Mi, der Schneegott der Darjeelingleute, den erschöpften Dakshi zu sich. Kismet!

Drei Sahibs besaßen einen Schlafsack. Welzenbach verzichtete wie immer in aufopfernder Kameradschaft und überließ Merkl und Wieland die besseren Plätze. Dennoch holten sich die beiden schlimme Erfrierungen der Hände.

Am 9. Juli Fortsetzung des Abstiegs. Der starke Willo Welzenbach erleichterte den anderen den Weg. Er rammte seine Eisaxt in den Firn und knüpfte ein Seilgeländer fest, an dem sich die Träger festklammerten. Die Sahibs folgten langsam und erreichten später Lager VII. Ohne Wieland! Der liebe Gefährte war kurz vorher schon entkräftet zusammengebrochen. Rasten, nur rasten! Hinter einer Schneewehe, dreißig Meter vor dem rettenden Zelt, war er in den ewigen Schlaf gesunken.

Die Darjeelingleute mußten weiter absteigen, denn es fehlte an Schlafplätzen. Brusttief wühlten sich die Tapferen durch den flaumweichen Pulverschnee und verkrochen sich in einer selbst gegrabenen Höhle vor der aufziehenden Nacht.

Oben auf der „Schaumrolle" im Lager VII kauerten Merkl und Welzenbach im knappen Zelt. In weit härterer Bergnot als damals in der Charmoz-Nordwand. Ihre Gedanken flatterten wohl in die Ferne, weckten Erinnerungen an treues Zusammenstehen im Kampf, an die Lieben daheim, und an die Kameraden, die von Lager IV bestimmt ausgerückt waren, um zu helfen.

Sie wußten ja nicht, daß es unten schon etliche Tage länger schneite, daß der lockere, rieselnde Flaum keinen Halt bot und daß man sich einen

förmlichen Graben wühlen mußte, um unendlich langsam und mühevoll vorwärtszukommen. Sie ahnten nicht, daß die Trägerschar krank und unfähig in den Zelten lag und daß am vergangenen Tag trotz allem ein Rettungsvorstoß stattgefunden hatte, der am Steilhang unter Lager V förmlich im Schnee erstickt war. Und während der Nacht wuchs der Schnee um einen weiteren halben Meter ...

Auch am 10. Juli ritt der Sturm scharfe Attacken gegen den Berg. Von den Bollwerken des Grates wehten weiße Schneefahnen waagrecht in die Luft. An ein Verlassen des Zeltes konnte man in 7000 Meter Höhe nicht denken. Nichts Eßbares, keine wärmende Flamme, nur zehrende Krankheit, todbringende Kälte und zerschlagene, gequälte Seelen! Nur stark bleiben, vielleicht kam doch noch Hilfe von unten! Und was war mit den im Zwischenlager unter dem Silbersattel gebliebenen Trägern? Wohl auch gestorben. Der Opfertod eines jeden Mannes lastete schmerzlich auf Willy Merkl, dem gütigen Menschen und tatkräftigen Führer.

An diesem Tag blieben beim Abstieg vom Rakiot Peak Nima Dorje und Nima Tashi erstarrt an den Seilen hängen, und starb, wenige Schritte vor Lager V, Pinzo Nurbu den weißen Tod. Vier Darjeelingmänner aber konnten durchbrechen und mit schweren Erfrierungen und restlos erschöpft von entgegenspurenden Helfern nach Lager IV geleitet werden. —

Wieder hängte eine Nacht ihren dunklen Mantel über die Erde. Eng zusammengepreßt, Wärme spendend und empfangend, lagen Merkl und Welzenbach ohne Schlafsäcke auf Schaumgummimatten. Es war bitter kalt und der Schnee häufte sich im Zelt.

Der 11. Juli brachte eine kleine Besserung des Wetters und zugleich ein aufrüttelndes Ereignis für Merkl und Welzenbach. Sie waren doch noch nicht ganz allein und verlassen hoch oben in Eis und Schnee. Die bereits totgeglaubten Darjeelingträger Angtsering und Gay-Lay tauchten am Vormittag plötzlich auf; sie hatten sich vom Zwischenlager herunter durchgeschlagen. Angtsering räumte auf Merkls Wunsch den tiefen Flugschnee aus dem Zelt. Vier Männer verbrachten die folgende lange Nacht oben auf der „Schaumrolle".

Endlich legte sich am 12. Juli die wütende Gewalt des Sturmes. Blaue Lücken klafften im quirlenden Gewölk und Sonnenreflexe huschten über den frischen Schnee. Aber die Schwäche nahm ständig zu, befiel lähmend alle Glieder, den Willen und das klare Denken. Dazu keinen Proviant mehr im Lager! — Die Sicht zum Rakiotgletscher klarte auf. Zwi-

schen Lager IV und V krochen dunkle Punkte langsam über die weiße Fläche. Vier — fünf — sechs! Kameraden, die Hilfe bringen wollten! Wirklich keine Täuschung überreizter Sinne, die feuchten Augen logen nicht — die Punkte schoben sich unendlich langsam höher gegen den Rakiot Peak.

Angtsering wäre am liebsten hinunter, um dem Todesatem des Berges zu entrinnen, aber Welzenbach konnte unmöglich absteigen. Merkl wollte noch einen Tag auf Essen und Hilfe warten.

Ob die Helfer wohl höher kamen? Sie setzten gewiß ihre gesamten Kräfte ein. Es bereitete namenlose Qualen, diese Ungewißheit zu ertragen und doch kreisten die trägen Gedanken der Harrenden immer um diesen einen schwachen Lichtschimmer, um diesen Rest von Lebenshoffnung.

Unten stemmten sich sechs Männer trotzig gegen die weiße Übermacht des Schnees: Aschenbrenner, Müllritter, Schneider und drei Trägerkameraden. Ohne Gepäck spurten, scharrten und wühlten sie höher. Stundenlang, mit rasend hämmernden Pulsen. Immer trat wieder ein anderer ablösend an die Spitze. Weiter, nur weiter! Vor Lager V fanden sie den toten Pinzo Nurbu im Schnee. Die beiden Tiroler spurten noch höher, um den Toten am Rakiot Peak ein Schneegrab zu bereiten. Dann sprang der Sturm wieder auf, tobte wie an den schlimmsten Tagen und trieb die wackeren Männer zurück. Sie brachten die überaus bittere Überzeugung mit nach Lager IV, daß am Nanga bereits alles Leben erloschen sein mußte ...

Nein, droben am Grat kämpfte noch immer eine verlorene Rotte treu zusammenstehend gegen Kälte, Hunger und Tod. In der Nacht zum 13. Juli lichteten sich die Reihen wiederum. Willo Welzenbach, der allezeit willensstarke, gute Kamerad fühlte seinen Blutstrom immer träger kreisen, sein Herz immer matter pochen. Schließlich starb er an Merkls Seite im engen Sturmzelt. Unsäglich bitter war dieser neue Hieb des Schicksals, dieser unersetzliche Verlust und das Gefühl des Alleinbleibens, der Vereinsamung. Hatte es überhaupt noch Zweck und Sinn weiterzuleben?

13. Juli. Nach dieser leiderfüllten, grauenvollen Nacht sammelte Merkl alle schwindenden Kräfte, um abzusteigen. Das kleine Zelt blieb Willo Welzenbachs Grabkammer.

Schon abwärts wollte jeder Meter erzwungen sein. Zwei Eispickel dienten Merkl als Stützen. Nahm denn dieser schreckliche Grat kein Ende? Derselbe Grat, über den sie vor einer Woche sieges- und zukunftsfroh die

Gipfelfahne emporgetragen hatten; damals als Uli und Willo noch gelebt. Nein, nicht daran denken! Nur hinunter!

An der Gegensteigung zum „Mohrenkopf" waren die Körper- und Willenskräfte der drei Absteigenden völlig verbraucht. Unmöglich, nur zehn Schritte hinaufzugelangen, geschweige denn 120 Meter! In der Einsattlung zwischen Nanga Parbat und Rakiot Peak hackten und scharrten sie als Zufluchtsort eine Höhle in den Schnee, um sich wie todwunde Tiere zu verkriechen. —

Unten im Lager IV stürmte wieder ein Mann ins Zelt, schrie erregt und wies hinauf zur Grathöhe. Dort oben hoben sich drei Gestalten deutlich vom hellen Himmel ab, jetzt sah man sie winken und dann und wann brachte ein Windstoß einen verworrenen Hilfeschrei.

Am nächsten Tag kam Angtsering wie ein Bote aus einer anderen Welt. Todesmatt, halb erfroren und ausgehungert! Merkl hatte ihn, weil er sich noch in der besten Verfassung befand, herabgeschickt, um das eigene Leben zu retten und um schnellste Hilfe zu schicken. Und noch einmal stürmten wider besseres Wissen und Vernunft Aschenbrenner und Schneider und später Misch und Raechl gegen den Berg an. Es mußte gehen! Vergeblich. Die Schneemassen würgten alle Vorstöße ab. Mit Erfrierungen und gebleichten Haaren wurden die Helfer endgültig zurückgeschlagen. —

Nach Angtserings Gehen blieben Merkl und Gay-Lay allein am Berg. Herr und Kuli, zwei Menschen aus verschiedenen Lebenskreisen und doch Kameraden. Fremd und dennoch vereint auf der letzten Stufe des Erdenweges: im Sterben. Sie waren beide am Ende ihrer Kräfte. Kaum etliche torkelnde Schritte erlaubten die abgezehrten, erfrorenen Glieder.

Langsam erkämpfte sich Angtsering die Gegensteigung zum Lager VI. Vielleicht kam er durch! Diese eine Hoffnung wird den verlöschenden Lebensfunken in der Europäer- und Asiatenseele wieder angefacht haben.

Die Dunkelheit brach ein. Die letzte Nacht? Nein, noch erstarb nicht alles Leben in der Schneehöhle am Wächtensaum des Grates. Noch pulste das Blut dem Licht des neuen Tages entgegen. Und war auch ein Aufrechtstehen, Gehen und Winken nicht mehr möglich, noch trotzte der Lebenswille der Übermacht, und manch heiserer Ruf verklang im weiten Raum. — — —

Eine rauhe harte Decke war Willy Merkl am Schlusse noch geblieben. Ihm, dem Führer der Mannschaft, der an alle Wünsche gedacht, der

alle Notwendigkeiten erwogen hatte. Er mußte das Leid bis zur Neige auskosten. Das Unterliegen im Ringen um den Berg, das Aufgeben des Zieles, das Sterben der lieben Kameraden und braven Träger — keiner brauchte das alles so furchtbar empfinden und miterleben wie er.

Warum das alles? Ewige Frage — ewiges Rätsel!

Der Berg war das höchste Heiligtum seines Lebens. Der Berg mit seinen tausend jauchzenden Freuden, mit dem goldenbunten Abenteuer, dem männlichen Kampf und der herben Todesnot. Deshalb nicht zweifeln und verzweifeln an der Berechtigung, nicht wägen und deuten am Sinn einer kühnen Tat! In der Hingabe bis zum Ende liegt heldenhafte Größe. Nicht das Gelingen, schon das Geschehen an sich kann wert sein, das Höchste einzusetzen: das Leben.

Willy Merkl wird das in den einsamen Stunden des Hinscheidens erkannt haben. Vielleicht hat diese Erkenntnis von der Erfüllung seines Lebens die letzte Bitternis gemildert. Vielleicht empfand er, daß er keines sinnlosen und unnützen Todes starb, sondern daß er als Wächter und Wegweiser, als Kämpfer und Rufer am Berg blieb. Er hat wohl sich selbst und alles Hoffen überwunden, ist mannhaft entschlossen und klar sehend hinübergeschritten über die Grenze des Lebens.

Über seinem und Gay-Lays Tod liegen Schweigen und Geheimnis. Sie schlafen beide abseits der lärmenden Straßen der Welt in einem der höchsten, lichtesten Gräber der Erde. Darüber wölbt sich wie ein Tor der Verheißung der Silbersattel, steht überragend und erhaben der Nanga Parbat.

Tausend Gipfel grüßen Willy Merkl, den stummen Streiter, flüchtige Wolken streichen liebkosend über den Grat und wenn die Sonne sieghaft über den Himalaja zieht — über den Nanga Parbat schüttet sie ihr herrlichstes, goldenes Gleißen, bevor sie weiterwandert im Zwange ihrer ewigen Kreise.

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Vorspruch .. 5
(H. von Tschammer und Osten, Reichssportführer)

Ein Geleitwort .. 7
(Dr. Kleinmann, ständiger Stellvertreter des Generaldirektors der Deutschen Reichsbahn)

Vorwort (Karl Herrligkoffer) .. 9

Mein Bruder Willy (Karl Herrligkoffer) .. 11

Der Bergsteiger Willy Merkl (Fritz Schmitt) .. 29
Kalkfels lockt 29
Aus schweren Wänden .. 37
Weiße Gipfel – blaue Stunden .. 49
Im Eis .. 53

Willy Merkl erzählt (Willy Merkl) .. 57
Die Nordwand der Lalidererwand .. 59
Klettertage in den Dolomiten .. 69
Bergfahrten im Dauphiné .. 91
Im Banne des Montblanc .. 109
Quer durch den Zentral-Kaukasus .. 129
Im Schneesturm in der Charmoz-Nordwand .. 167
Himalaja 1932 .. 183

Dem Nanga Parbat verfallen (Fritz Schmitt) .. 209
Himalaja 1934 .. 209

Bildverzeichnis (Bildtafeln)

Willy Merkl	vor Titel
Die Landschaft des Chiemgaues Willy Merkl in der Südwand der Kampenwand	Seite 10/11
Kaiserfels: Christaturm und Fleischbank-Südostwand Kaiserfels: Predigtstuhl-Westwand	Seite 16/17
Die Südabstürze der Reiteralpe (von Hirschbichl gesehen) Der Großglockner im Winter: Abfahrt von der Oberwalder Hütte zur Pasterze	Seite 32/33
Karwendel: Laliderer Spitze und Laliderer Wände Dolomitenfels: Cima di Campido, Cima di Fiocobon, Campanile di Fiocobon und Camp. di Quattro Ditta	Seite 48/49
Dauphiné: Die Meije von La Grave aus Barre noire und Barre blanche vom Abstieg über die Nordwestflanke der Barre des Ecrins	Seite 64/65
Der „Weiße Berg": Montblanc, Brenvaseite und Pétéretgrat Siedlungen im Kaukasus: Swanetisches Dorf mit altem Wehrturm Mohammedanersiedlung Schaki im Urwantale	Seite 80/81
Im Kaukasus: Ueberqueren eines Flusses Erstes Biwak am Gjultschi in 3100 Meter Die Swetgargruppe im Kaukasus	Seite 96/97
Der Doppelgipfel des Uschba vom Elbrus aus Uschba (Nord- und Südwestgipfel)	Seite 112/113
Koschtan-Tau, 5145 Meter Grands Charmoz von Norden	Seite 128/129
Märchenland Indien: Säulendurchgang in Delhi-Fort Im Anmarsch zum Nanga Parbat (1932): Hunzas beim Brotbacken; Pferdekarawane	Seite 144/145
Nanga Parbat 1932: Merkl vor dem Einstieg in die „Mulde" Eishöhle im Lager II, 5100 Meter hoch Der herrliche Blick von der „Märchenwiese" auf den Nanga Parbat	Seite 160/161
Nanga Parbat; Ost- und Nordgipfel und Diamirai-Plateau Im Hauptlager 1934: Zelte und Vorratskisten	Seite 176/177
Niedergehende Staublawine bei Lager II Merkl überspringt einen Bergschrund bei Lager V	Seite 192/193
Eisbrüche im Rakiotgletscher (Nanga Parbat): Lager II Darjeeling-Träger mit ihren schweren Lasten	Seite 208/209
Blick vom Rakiotgipfel gegen Nanga Parbat, Ostgrat und Silbersattel Der letzte Brief Willy Merkls an seine Angehörigen	Seite 224/225

Verzeichnis der Anstiegsskizzen

Hörndlwand von Norden .. .. Seite 30

Kleines Mühlsturzhorn (Südwand) .. .. „ 41

Laliderer-Nordwand .. .. „ 62

Montblanc-Brenvaflanke .. .. „ 123

Uschba von Südosten .. .. „ 155

Grands-Charmoz-Nordwand .. .. „ 179

Nanga Parbat .. .. „ 219

Rakiotgletscher und Nanga Parbat .. .. „ 228

Bergsteiger unserer Zeit!

Fritz Rigele †

50 Jahre Bergsteiger
Erlebnisse und Gedanken

Mit 42 Bildern und 8 Strichzeichnungen. 373 Seiten. In Leinen RM 4.80.

Fritz Rigele, ein großer Bergsteiger, aus der Vorkriegsgeneration kommend, ist an den Folgen eines Unfalles als Soldat der Wehrmacht des Dritten Reiches gestorben. Als er vor zwei Jahren „Erlebnisse und Gedanken eines Bergsteigers" niederschrieb, wollte er damit keine systematische Abhandlung verfassen — seinem ganzen Wesen lag dergleichen fern — sondern mitten aus dem Leben heraus schildert er leicht und flüssig seine Erfahrungen und sein Erleben als Bergsteiger durch fünfzig Jahre mit dem Ziel: „Den Einfluß der Berge auf die Formung des Menschen" darzustellen. „Naturverbundenheit ist die Quelle der Volksverbundenheit." Mit dieser Feststellung rührt dieser durch und durch deutsche Österreicher an den Kern der völkischen Aufgabe der deutschen Bergsteigerei. Von dieser Verantwortung für das Volksganze war auch sein politisches Handeln bestimmt, deshalb war er ein Kämpfer Adolf Hitlers und stellte als 59jähriger der deutschen Gebirgstruppe seine Erfahrungen zur Verfügung. Bergsteigen als Lebensform darstellen wollte er durch das Buch seines Lebens „50 Jahre Bergsteiger", das nun nach seinem Tode sein Vermächtnis ist an die deutsche Jugend und ein Geschenk an seine Freunde und Kameraden im Leben.

Urteil des Herrn Notar Paul Bauer, München, vom 19. 11. 37.

Lassen Sie sich das Buch von Ihrem Buchhändler vorlegen!

Bergverlag
Rudolf Rother, München

Voranzeige!

Bis Frühjahr 1938 erscheint

Drei Deutsche am Siniolchu

von Grob-Schmaderer-Paidar

Leinen .....RM 4.80

Ein schönes Bilderwerk mit flott geschriebenem Text

Bergverlag
Rudolf Rother, München